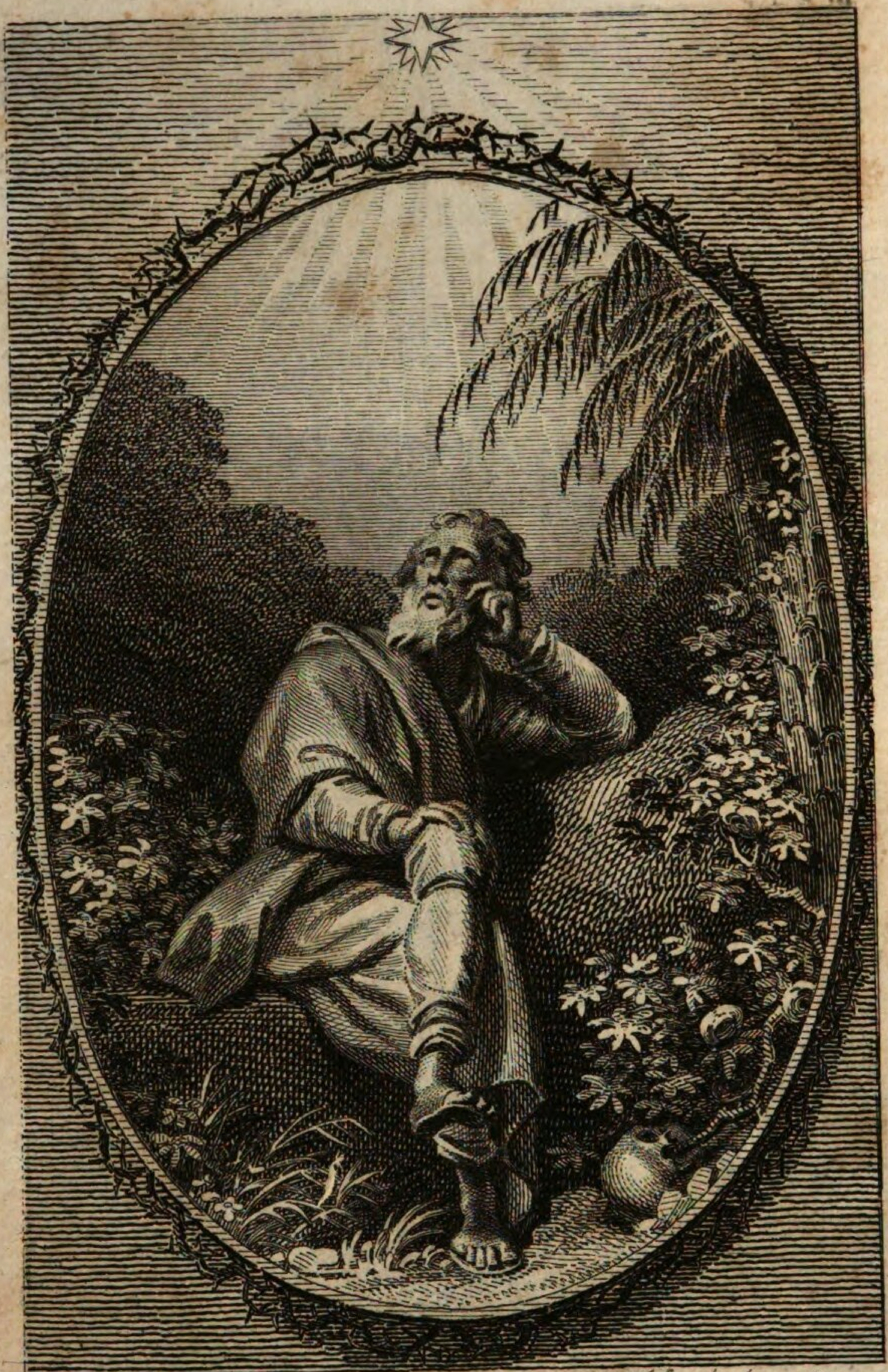
N. III. B. b. β. 3.
~~D. L. 1154.~~
~~A. Σ 822~~ ~~fol. 102~~
3
Phil
3518
—1—



I H Ramberg del. Hannov. C. F. Stoelzel sc. 1810.

So ists, denn so muß es sein.

Stunden des einsamen Nachdenkens im Schosse der schönen Natur.

[Verfasser: Sintenis Chr. Frd.]

Vom Herausgeber des Elpizon.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Erster Theil.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer.
1810.

Inhalt.

1. Bestimmung der Menschheit. ; ; Seite 3
2. Loos der Menschheit bisher. ; ; — 13
3. Loos der Menschheit in Zukunft. ; ; — 23
4. Resultat der drei vorigen Stunden. ; — 32
5. Uebergang zum einzelnen Menschen. ; — 40
6. Zusätze zur fünften Stunde. ; ; ; — 51
7. Das wahre Wohl- und Hochleben. ; — 62
8. Enthusiasmus für Nützlichwerden und Segenstiften. ; ; ; ; ; ; — 75
9. Aufschwung zur Gottheit. ; ; ; — 89
10. Todtenerscheinungen. ; ; ; ; — 105
11. Plötzliches Hinscheiden. ; ; ; — 116
12. Weise Vorkehr auf Widerwärtigkeiten der Zukunft. ; ; ; ; ; ; — 129
13. Betrieb moralischer Selbstausbildung. ; — 142
14. Empfehlungswürdige Wachsamkeit. ; — 152
15. Musterung der Beweise für die Wahrheit eines Religionssistems. ; ; ; — 163
16. Nachtrag zur funfzehnten Stunde. ; — 174

17. Wahre bürgerliche Gleichheit. ; ; Seite 184
18. Im Nahmen der protestantischen Zeitgenossenschaft! ; ; ; ; ; — 198
19. Der gute Fürst. ; ; ; ; ; — 211
20. Der gute Bürger. ; ; ; ; — 229
21. Edelfreiwilliges Märtirerthum. ; ; — 243
22. D. Martin Luthers Wahlspruch. ; — 254
23. Hofnung und Furcht in ihren heilsamen und schädlichen Wirkungen. ; ; — 264
24. Kirchenstolz in seiner Blösse. ; ; — 276
25. Freundschaft in ihren höheren Segnungen. — 287
26. Zufridenheit mit seiner Weltlage. ; — 299
27. Einkehr bei sich selbst. ; ; ; — 311
28. Sinn für das Heil der Nachwelt. ; — 322
29. Achtung für den gemeinen Mann. ; — 334
30. Allgemeine Aufklärung? ; ; ; — 344

Stunden
des
einsamen Nachdenkens
im
Schosse der schönen Natur.

Erste Stunde.

Die Bestimmung der Menschheit.

Wo ist noch eine Wesenart auf der Erde, die der Menschheit an innerer Erhabenheit gleich wäre? Nicht zur Sinnenwelt blos, sondern auch zur übersinnlichen Welt, gehörig, hat sie die herrlichsten geistigen und sittlichen Anlagen, welche einer unendlichen Ausbildung fähig sind, und die ihr daher eine glorievolle Bestimmung verkündigen. Mit Vernunft begabt, vermag sie sich zur Wahrheit zu erheben — mit Freiheit des Willens begabt, zur Tugend.

Sie, nur sie kann wirklich denken, wirklich urtheilen, wirklich schliessen. Eigentliches Erkentnisvermögen ward nur ihr zu Theile. Durch Nachdenken über das, was sie umgibt — durch Beobachten und Beurtheilen dessen, was sie sieht

und erfärt — welcher Einsichten ist sie fähig! Durch Schliessen aus den angestellten Beobachtungen und Beurtheilungen des Gesehenen und Erfarnen auf das hin, was über ihren Gesichts- und Erfarungskreis hinaus liegt — ach, welcher Einsichten ist sie fähig!

So ists auch nicht etwa eine gewisse Organisation blos, oder ein gewisser Instinkt blos, wovon sie bei ihrem Thun und Lassen abhinge. Sie hat die hohe Prärogatife, nur von sich selbst dabei abhangen zu können, sich selbst bestimmen und entschliessen zu können, und eine innere Stimme rathet ihr, sich zum Guten, zum Schönen, zum Erhabenen, zum Göttlichen zu bestimmen und zu entschliessen.

Dis sind die Anlagen zu geistiger und sittlicher Herrlichkeit, welche die Menschheit aufzuweisen hat, und die sie — wohlgemerkt! — sich nicht selbst gab, sondern die ihr gegeben wurden.

Wo ist aber auch auf der andern Seite, wenn man sie, als zur Sinnenwelt gehörig, betrachtet, noch eine andere Wesenart auf der Erde, die so grosse Ansprüche auf äuserliche Wohlfart, auf Glückseligkeit, zu machen hätte, als sie? Jede

empfindende Wesenart ausser ihr ist, als solche, zwar auch zu Ansprüchen der Art berechtigt; aber eben darum, weil die Menschheit ihrer höheren Natur nach das einmal ist, was sie ist, oder mit andern Worten, weil sie ihren sinnlichen Zustand nicht blos thierisch, sondern auch vernünftig, empfindet, darf sie auch feierlich sich darauf berufen, daß ihr damit das höchste Recht zugestanden worden sey, zu begehren, daß ihr sinnlicher Zustand kein Wehestand, sondern ein Wohlstand, sei. Sie wäre sonst übler daran, als alle ihre übrigen empfindenden irdischen Mitwesen. Bewustsein davon haben, daß man unglücklich sei — berechnen sogar können, wie weit und wie sehr man unglücklich sei — dis macht doch wohl doppelt und dreifach unglücklich?

Man kann aber auch in der That nicht in Abrede sein, daß für keine andere irdische Wesenart so viel und so grosse Naturanstalten zur Glückseligkeit vorhanden sind, als für die Menschheit, die die grössesten Ansprüche auf sie zu machen hatte. In den Zustand des Frohsinns sie zu versetzen, dazu ist Alles, so weit es möglich war, auf der Erde angelegt. Es gibt Erdgegenden, die fast immer Wonnegegenden sind — wohl denen, die

daselbst leben! Es gibt aber auch keine Erdgegend, die nicht jährlich auf eine Zeitlang wenigstens wonnegegendartig wäre — wehe auch denen nicht, die allda hausen! Unkentnis des Mehreren und Gewöhnung von Kindheit auf an das Wenigere sollten sie mit ihrem äuserlichen Zustande zufriden machen. In der That fleheten auch schon Viele von ihnen, die mit Gewalt in ein besseres Klima versetzt wurden, um die Barmherzigkeit, nach ihrem dürftigen Mutterlande zurückkehren zu mögen. Freilich könnte man hier ausrufen — wie gut, wie genügsam ist doch der Mensch! — genug aber, die Menschheit ist überall, wo sie zu existiren vermag, von Natur Herrin über alles Uebrige, was sie umgibt, und was zu ihren Seiten miteristirt. Die Erndte des Schönen ist ihr ausschlüsliches Eigenthum — keine andere irrdische Wesenart hat Sinn dafür, als sie — und welch eine überschwenglich reichliche Erndte ist diese Erndte! Alle übrigen Erndten sind wenigstens unter ihrer Machtgewalt, und sie gibt, ausserordentliche Fälle abgerechnet, davon nur ab, was sie will.

O was für Anstalten sind auch zur Befridigung ihrer so gegründeten und rechtmässigen An-

sprüche auf Glückseligkeit vorhanden! Sie selbst traf auch diese nicht, sondern sie wurden für sie getroffen. — —

Welch eine wundergrosse und wunderliebliche Bestimmung also, die die Menschheit offenbar erhielt!

Hat sie nun selbst es etwa daran fehlen lassen, diese ihre Bestimmung zu erreichen? Hat sie sich etwa keine Mühe gegeben, ihre natürlichen Anlagen zu geistiger und sittlicher Herrlichkeit auszubilden, ihre gegründeten Ansprüche auf Glückseligkeit geltend zu machen, und die zur Befridigung derselben ohne ihr Zuthun getroffenen Anstalten zu benutzen? . . .

Arge Versündigung an ihr wär's, wenn man nicht eingestehen wollte, daß sie sogar die grössesten Anstrengungen gemacht habe, iene Anlagen zu höherer Herrlichkeit auszubilden; ihre Geschichte, so weit wir sie kennen, ist zu voll von Beweisen dafür. Wie viel Weise widmeten erst ihr Leben blos den Untersuchungen der Wahrheit, und wurden hernach Lehrer derselben für Zeitgenossen und Nachkommen — gesetzt auch, daß sie Opfer dafür werden müsten! Wie viel Edle zeigten sich in hoher Selbstständigkeit, heiligten sich der himm-

lischen Tugend, und nahmen's kühn mit den herrschenden Thorheiten und Lastern des Zeitalters auf, ohne darauf zu achten, ob sie nicht selbst darüber zu Grunde gingen! Die herrlichsten Entdekkungen sind gemacht worden; die herrlichsten Thaten sind verrichtet worden. Ja, die Menschheit hat dafür zu sorgen gewust, daß, so wie erst durch mündliche Tradition, hernach durch die Schreibekunst, und endlich gar durch die Buchdruckerkunst, das Andenken der letzteren so wenig erlösche, als das Licht, welches die ersteren angezündet hatten. Schulen der Weisheit und der Sittlichkeit wurden zugleich errichtet, und man wetteiferte in Errichtung derselben.

Traun! die Menschheit an sich hat es an nichts mangeln lassen, die Anlagen zu geistiger und sittlicher Herrlichkeit, welche sie erhielt, auszubilden; sie hat vielmehr zu ihrer Ausbildung die grössesten Anstrengungen gemacht. — —

Ebenso hat sie auch nicht ermangelt, ihre rechtmässigen Ansprüche auf Glückseligkeit geltend zu machen, und die Anstalten, welche zur Befridigung derselben getroffen wurden, zu benutzen; vielmehr hat sie ebenfals aus sich noch alle mögliche Anstalten getroffen, den Segen der letzteren

für sich zu erhöhen. Sie hat das bürgerliche Leben unter sich errichtet; sie hat sich in bestimmte Gesellschaften näher vereinigt, hat sich Fürsten und Gesetze gegeben, hat Künste und Wissenschaften, Handel und Verkehr von Ort zu Ort, von Land zu Land, von Erdtheil zu Erdtheil, erfunden und etablirt. Kurz, sie hat Alles gethan, um in die Fusstapfen der Natur zu treten, und um wirklich so glücklich zu werden, als diese sie machen wollte, und als sie zu werden mit Recht begehrte. Wer ihr das Gegentheil hiervon nachsagen könnte, der versündigte sich ebenfals an ihr arg; ihre Geschichte, so weit wir sie kennen, ist auch voll von Beweisen ihrer gemachten Anstrengungen dazu, daß es ihr so gehen möchte, wie es ihr gehen sollte. —

Nach einer Reihe von Jahrtausenden ihrer Existenz also — auf welch einer Herrlichkeits- und Glückseligkeitsstufe müste sie sich ietzt schon befinden! Was müste sie ietzt schon sein?! Wie müste es ihr ietzt schon gehen?! Was müste sie sein vermöge ihrer grossen Wesensanlagen, und vermöge ihrer gemachten Anstrengungen, dieselben auszubilden?! Wie müste es ihr gehen vermöge der schönen Anstalten der Natur für sie, ihre rechtmässigen Ansprüche auf Glückseligkeit zu befridigen, und

vermöge ihrer eigenen Anstalten, den Segen der Naturanstalten für sich noch zu erhöhen?!

Was ist sie aber im Ganzen in diesem Augenblick? Wie gehts ihr im Ganzen in diesem Augenblick? — Was ist sie in Theilen auch sogar da, wo sie Schulen der Weisheit und der Sittlichkeit aufzuweisen hat? Wie gehts ihr in Theilen auch sogar da, wo sie in bürgerlichen Verfassungen lebt? Ist da das Reich Gottes in ihr anzutreffen? Herrschen da in ihr Licht und Recht, Moralität und Humanität? Beglückt sie da das bürgerliche Leben so, wie es sie beglücken sollte?

Falle immerhin vor den Anblicken, welche sie reicht, der Vorhang nider! — mit zum Himmel aufgerecktem Haupte rufe ich aus — „mit diesen Anblicken kanns für sie nicht abgethan sein."

Nein! die Menschheit mus noch werden, was sie werden soll. Die Anlagen dazu, welche durch ihre Wesenseinrichtung gemacht, ohne sie gemacht wurden, können nicht vergeblich gemacht worden sein; sie deuten zu offenbar auf eine weit erhabenere Bestimmung hin, als die ist, welche sie bis iezt erreicht hat. Die

Anstrengungen, welche sie selbst sichs hat kosten lassen, diese Anlagen auszubilden, können auch nicht umsonst geschehen sein; sie waren zu wacker, zu zahllos, als daß so etwas Gräsliches zu befürchten sein könnte.

Nein! es mus der Menschheit auch noch so gehen, wie es ihr gehen soll. Es mus dahin kommen, daß ihre gegründeten Ansprüche auf Glückseligkeit befridigt werden, und daß die Anstalten, welche erst ohne sie, und dann durch sie, dazu gemacht worden sind, nicht als ein blosses Schattenspiel an der Wand erscheinen. Ihr äuserliches Wohlsein mus ihr noch, wie ihre höhere Herrlichkeit, gelingen . . .

Unsichtbares und unbegreifliches Urwesen! sie rechnet dabei auf dich. Von dir mus sie sich herschreiben, wenn sie sich nicht selbst verleugnen will. Sie erkennt also in dir den, der ihr die Anlagen zu geistiger und sittlicher Herrlichkeit gab, die ihr gegeben wurden; sie erkennt in dir den, der sie zu den grossen Ansprüchen auf Glückseligkeit berechtigte, und der die Anstalten zur Befridigung derselben traf, welche ohne sie getroffen wurden. Ihre gesamte wundergrosse und wunderliebliche Bestimmung erklärt sie für dein Werk.

So rechnet sie auch mit Recht darauf, daß du dieses dein Werk nicht unvollendet lassen, sondern herrlich ausführen werdest. Aber — du setzest sie doch durch die Art und Weise, auf welche du bisher die Ausführung betrieben hast, in die grösseste Verlegenheit bei ihrer Rechnung auf dich. Warum thust du so??? Immerhin mögen's auch nur Würmer gegen dich sein, im Staube vor dir kriechende Würmer, die diese Frage an dich thun; liessest du sie doch mit Vernunft im Staube vor dir kriechen — so hast du also selbst ihre Frage geheiligt.

Zweite Stunde.

Das Loos der Menschheit bisher.

Man freuet sich — man möchte aber auch weinen, wenn man die Weissagungen der Alten und der Neueren lieset, daß die Menschheit auf der Erde einst noch, und wohl gar bald, das werden werde, was sie werden soll — eine weise und edle Wesenart, als zur übersinnlichen Welt gehörig — und daß es ihr auf der Erde einst noch, und wohl gar bald, so gehen werde, wie es ihr gehen soll — nehmlich als einer Wesenart, die zur Sinnenwelt, wie zur übersinnlichen Welt, gehörig, vorzüglich auf Glückseligkeit Anspruch zu machen hat.

Freude erweckt's, dergleichen Weissagungen zu hören; denn man sieht daraus, daß es zu allen Zeiten Wackere gab, die es für unvereinbar mit dem Glauben an Gott hielten, daß nicht endlich aus der Menschheit etwas Recht's, sowohl auf Seiten ihrer höheren Ausbildung, als auf Seiten

ihres äuserlichen Zustandes, werden sollte. — Weinen möchte man aber auch dabei; weil alle diese Weissagungen bis auf den heutigen Tag unerfüllt geblieben sind.

Ist etwa die Menschheit noch nicht alt genug dazu, daß ihre gehörige Ausbildung schon hätte Platz finden, und ihr gehöriges Schicksal schon hätte eintreten können?

Gesetzt, auch nur Calvisius hätte mit der Taxe, welche er von ihrem Alter angibt, Recht; sechs Jahrtausende sind doch ein vielbesagender Zeitraum. Es mag aber wohl sechzig Jahrtausende her sein, daß die Menschheit existirt; wie vollends da?

Antwortet man hierauf, das Gotteswerk für die Menschheit, das Werk ihrer Allausbildung und Allbeglückung sei ein zu grosses Werk, das nicht nur blos allmählich ausgeführt werden könne, sondern zu dessen Ausführung vielleicht hundert Jahrtausende gehörten, so müste doch wenigstens Bestand bei der allmählichen Ausführung sein. Wo Aufklärung und Sittlichkeit, wo Freiheit und Glückseligkeit einmal wären, da müsten sie auch bleiben; während daß sie dann auch da, wo sie noch nicht wären, nach und nach er-

schienen. Wie könnte man sonst auf Ausführung des Gotteswerks rechnen?

Ists denn aber so? — Gerade das Gegentheil davon findet Statt. Wo einst die Wissenschaften blühten, da ist iezt wieder Barbarei; wo einst die Freiheit wohnte, da hauset iezt wieder Sklaverei. Wo Licht war, da ist Finsternis; wo Heil war, da ist Jammer.

Wenn ich die ganze Weltgeschichte durchlese, was habe ich am Ende gefunden? Dis, daß es das Loos der Menschheit von Anbeginn gewesen sei, sich ungeachtet aller ihrer Anstrengungen, ihre erhabene und liebliche Bestimmung zu erreichen, in einer Art von Kreisgang, in einem Irrgarten gleichsam, dabei zu befinden. Nicht nur, daß sie im Ganzen noch nie ward, was sie werden soll, und daß es ihr im Ganzen noch nie so ging, wie es ihr gehen soll, sondern — wo sie auch theilweise zu werden begann, was sie werden soll, und wo es ihr theilweise so zu gehen anfing, wie es ihr gehen soll, da hatten auch Beginnen und Anfang bald wieder ein Ende. Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit haben blos Wanderungen über den Erdboden gemacht, und sich nirgends ächthäuslich nidergelas-

sen. Es ist wahr, daß die Menschheit hier und da schöne Perioden gehabt hat; aber — wie lange dauerten sie? Das Herz hebt sich hoch im Busen, wenn man die Beschreibung derselben lieset; es sinkt aber auch wieder tief, wenn man erfärt, daß sie ein blosser Uebergang waren. Kaum scheint sich ein Paradis für die Menschheit geöfnet zu haben, so ist der alte Irrgarten für sie wieder da; — dis besagt ihre ganze Geschichte.

Was durfte sie sich nicht besonders vom Christenthum versprechen?! Ward ihr dieses nicht als eine Erlösung von allem Uebel, als eine Erlösung von Irthümern und Lastern, und von dem gesamten Elend, das im Gefolge derselben ist, angekündigt? Ja, was noch Mehr ist, eignete es sich nicht auch wirklich dazu? Ist es nicht eine Religion, die den gesunden Menschenverstand und das sittliche Menschengefühl überall zu ihren Bundesgenossen macht, und daher auch ihren Anhängern mit Recht nicht nur Seligkeit, sondern auch Glückseligkeit, verheissen darf? Aber — die Ausbreitung des Christenthums selbst, die erst so raschen Schritts ging, gerieth bald wieder ins Stokken. Sogar da, wo es entstand, ist es nicht mehr. Und — hat es auch da, wo es noch ist, die

Menschheit so aufgeklärt, so veredelt, so beglückt, wie es sie aufklären, veredeln und beglücken sollte und könnte?

Ich höre seinen Stifter die Aussage thun, daß sein Vater nur geistige Verehrer haben wolle; sind dis die Christen geworden? Neigten sie sich nicht bald zur blos sinnlichen Gottesverehrung der Juden — nur auf andere Weise — wieder hin? Trieben sie sie nicht so arg, daß sogar zwischen ihnen und den Heiden weiter kein Unterschied übrig blieb, als daß sie das dem alleinwahren Gott thaten, was diese ihren Götzen thun? Mag der Protestantismus es immerhin gut gemeint haben; er hat auf dieser Seite wenig ausgerichtet. Die Cerimoniensucht bekam doch kein Ende, und die geistige Gottesverehrung muste immer der sinnlichen, dem sogenannten Kultus, das Feld räumen.

So höre ich auch, daß der Stifter des Christenthums auf innere Reinigkeit, auf Reinheit des Herzens, drang; ward diese wirklich Gemeinsache der Christen? Ich will nicht sagen, daß sie es wie die alten Juden machten, welche nur fleissig ihre Hände wuschen, oder wie die Heiden, die, wenn sie ihren Götzen verehren wollen, sich allerlei Lustrationen unterwerfen; wahr aber ists

doch, daß die Christen im Ganzen nur auf Gerechtigkeit hielten, die vor Menschen gilt, nicht aber auf Gerechtigkeit, welche vor Gott gilt. Die Tugend ward von ihnen immer wie ein Handwerk betrieben; man lebte nur legal, so, daß man vor Ahndung der bürgerlichen Gesetze frei sein möge, und that damit den Aufruf zur Unsträflichkeit ab. Das Sittengesetz, welches ins Herz geschrieben, und durch den Stifter des Christenthums aufs nachdrücklichste wiederholt ward, mochte fordern, was es wollte; man begnügte sich an blosser Erfüllung der Landesgesetze da, wo man lebte.

Der Stifter des Christenthums gab das Gebot der Liebe als sein Hauptgebot. König wollte er werden in der moralischen Welt; so machte er zu seinem Reichsgrundgesetze das — „Liebet euch, wie ich euch geliebt habe!" Auf das vollkommenste grif er hiermit die grosse Sache der Menschheit an; ward aber der Geist der Liebe unter den Christen herrschend? — Wie hat ihre Religion selbst ihnen von ieher zur Quelle der bittersten Fehden dienen müssen! Ist nicht die christliche Kirchengeschichte ein wahres Pasquill auf das Christenthum selbst? Sehr früh verlohr

man die Hauptsache der schönsten aller Religionen — Heiligkeit und Humanität — inneres Arbeiten für seine eigene höhere Ausbildung, und äuserliche segnende Wirksamkeit für Andere — aus den Augen, hielt sich blos an Nebendinge, an Spekulation über unfruchtbare Dogmen, und an Vermehrung der Cerimonien, weckte dadurch den Parthei- und Sektengeist, und verfolgte einander bis aufs Blut. — Wie hat auch der christliche Klerus gar bald seine einfache Bestimmung vergessen, Vorbild und Muster in Erfüllung des Gebots der Liebe für das Volk zu sein! Er, der gar nicht herrschen sollte, ergab sich früh der ärgsten Herrschsucht, und tiranniſirte über Gewissen und Vermögen in der Kirche. Er erschlich Vermächtnisse, schuf sich fette Pfründen, und bereicherte Tempel, Kapellen und Klöster durch weltkluge Benutzung des Aberglaubens, den er wohlbedächtig nährte, und zwar durch Misbrauch der Schlüssel des Himmelreichs. — Wie hat auch die Verschidenheit der Stände, welche doch für das bürgerliche Leben so heilsam und nothwendig ist, und die damit verbundene ungleiche Austheilung der irrdischen Güter, die doch der moralischen Ausbildung Aller so zuträglich sein könnte, unter den

Christen nicht weniger ihren Zweck verfehlt, als unter den Nichtchristen! Das Gebot der Liebe sollte alle diese Verschidenheiten und Ungleichheiten ausgleichen; aber man vergas es von ieher. Die höheren Stände drückten die nidrigen, statt sich durch Schutz um sie verdient zu machen, und die nidrigen Stände empörten sich gegen die höheren, sobald der Druck zu unerträglich ward. Die Reichen ergaben sich der Habsucht, statt Wohlthäter der Armen zu sein, und die Armen lohnten sie mit Neid und Fluch dafür. Egoismus — dieses Ungeheuer in der moralischen Welt — ward allgemein, und blieb allgemein — unter tausenderlei Gestalten.

Mit dem Grusse — „Friede sei mit euch!" — trat der Stifter des Christenthums so gern ein; ward Friede unter den Christen? Der Fehden nicht noch einmal zu gedenken, welche ihre Religion selbst so unschuldigerweise unter ihnen angerichtet hat — wie haben Kriege, die die Staaten unter einander führten, von ieher die christliche Welt zerstört, und eine dauerhafte Beglückung des Menschengeschlechts unmöglich gemacht!

„Wen der Sohn frei macht, der ist ganz frei" — auch so rief der Stifter des Christenthums aus; wie ward es mit dieser Freiheit der Kinder Gottes auf Erden? Es blieb im Ganzen blos bei der geschehenen Ankündigung und Verheissung. Freiheit ist freilich nicht gänzliche Ungebundenheit. Jeder Mensch ist als Mensch sittlich frei; dennoch ist er gebunden an das Sittengesetz, und seine Vernunft gibt ihm den weisen Rath, sich demselben freiwillig zu unterwerfen, weil er sonst nicht verdiente, ein Mensch zu sein. So ist auch ieder Mensch als Staatsbürger bürgerlich frei; dennoch ist er auch gebunden an die Staatsgesetze, und er mus sich selbst den weltklugen Rath geben, sich ihnen unterzuordnen, weil er sonst nicht verdiente, Bürger des Staats zu sein, in dem er lebt. Sobald er nun aber auch so thut, mus er sicher sein mit Allem, was er ist, und hat; weil sonst aller Zweck des bürgerlichen Lebens wegfiele. Kein Machtspruch des Staatsoberhaupts, oder der Gewalthaber desselben, mus ihn weiter beengen und bedrängen dürfen; genug, er leistet, was die Landesgesetze gebieten, und so mus er auch unter ihrem Schirme vor jedem Angriffe auf seine übrige

Freiheit geschützt sein. O welch ein weites Feld öfnete sich hier zu Beschwerden und Klagen über Freiheitsdruck, wenn man die Geschichte der widergesetzlichen Machtsprüche und der despotischen Eingriffe in bürgerliche Freiheit durchginge und darlegte! Freiheit war auch unter den Christen von ieher selten mehr, als ein leeres Schattenbild, das sich ihnen vorhielt. — —

So hat auch sogar das Christenthum, welches doch eine Erlösung von allem Uebel für die Menschheit werden, sie aufklären, veredeln und beglücken sollte, das nicht geleistet, was es versprach, und — so steht das grosse Gotteswerk für sie bis auf den heutigen Tag als ein vereiteltes Werk da.

Sind nun etwa iezt Aussichten dazu, daß es ausgeführt werden werde? Ach, wer würde sie herzlicher geniessen, als ich, wenn sie sich mir öfnen wollten?!

Dritte Stunde.

Das Loos der Menschheit in Zukunft.

„„Vater der Menschheit und Regirer der Zeiten für sie, du liessest mein Jünglingsalter und mein männliches Alter in eine Periode fallen und in ihr mich verleben, die wenigstens in meinem Vaterlande, in Deutschland, für dein Menschengeschlecht sehr günstig und vielversprechend war; aber — überhin ist diese Periode. Nun, so habe ich zwar vorempfunden, was nach deinem Willen aus der Menschheit werden sollte, und wie's ihr nach deinem Willen gehen sollte; allein — damit ist's auch wieder abgethan. Fern sei immerhin von mir der Wunsch, diese anmuthigen Vorempfindungen, bei denen es, wie gewöhnlich, blos geblieben ist, lieber nicht gehabt, und die schöne Periode nicht mitverlebt zu haben; gehen mus es mir ia aber doch wohl, wie dem Reichen, der, wenn er arm wird, seine

Armut weit inniger empfindet, als der Arme, der immer arm war, besonders — wenn er keine Hofnung hat, reich wieder zu werden. So etwas schmerzt, Vater, es schmerzt tief. Freilich bin ich nur Mensch, und du bist Gott, und kannst von mir fordern, daß ich dir diesen Schmerz am Altare deines Weltregiments zum Opfer bringe; aber eben darum auch, weil du Gott bist, und ich doch wenigstens Mensch bin, wirst du mir auch gewis verstatten, daß ich, ehe ich dir ihn opfere, mich noch einmal ihm überlasse.““ — —

„Rollet, meine Thränen, rollet, daß das Zeitalter dahin ist, wo man die Religion mit der Vernunft in die genaueste Verbindung brachte, überall Licht schuf, von keinem Offenbarungsglauben, von keinem Kirchenthum, mehr etwas wissen wollte, die Mistik in den Bann that, und die geistige Gottesverehrung über den blos äuserlichen Kultus erhub!“

„Rollet, meine Thränen, rollet, daß das Zeitalter dahin ist, wo man auf ächte Moralität, und auf ernste, männliche Erfüllung des Sittengesetzes drang, blossen frömmelnden Gefühlen Hohn sprach, und die, welche sich um für so grössere Heilige

hielten, ie mehr sie darin schwärmten, laut und öffentlich zu Jakob Böhmen verwies!"

„Rollet, meine Thränen, rollet, daß das Zeitalter dahin ist, wo der Geist der Liebe schön zu walten anfing auf den Thronen, in den Kirchen und in den höheren Mittelständen — wo das Staatsrecht behaupten durfte, die Völker wären nicht der Fürsten wegen da, sondern die Fürsten der Völker wegen, und die erhabensten unter den christlichen Fürsten einstimmten, feierlich anerkennend die Würde der Nationen — wo man bei aller Verschidenheit der Kirchen und Sekten gegenseitige Toleranz ausübte, weil eine solche Verschidenheit dem Karakter der menschlichen Vernunft angemessen, unvermeidlich, bei Toleranz unschädlich, ia, sogar überall zur Vervollkommung religiöser Ansichten heilsam ist, und daher an keine Universalkirche weiter dachte — wo die höheren Mittelstände es für billig und recht hielten, human gegen die unteren Stände zu werden, immassen sie in iedem Menschen einen Menschen, ein Wesen, das vernünftig, sittlich und unsterblich, wie sie, sei, erblicken, und ihn also auch so behandeln zu müssen glaubten!"

„Rollet, meine Thränen, rollet, daß das Zeitalter dahin ist, wo es nicht nur Freiheit im Denken — welche Machtgewalt könnte diese beengen? — sondern auch Freiheit im Reden und Schreiben, gab, wo Jeder seine Gedanken, seine Meinungen, es mochte religiöse, oder politische Gegenstände betreffen, unbefangen Andern mittheilen konnte, sobald er nur dabei in den Grenzen der bescheidenen Wahrheitsliebe blieb!"

„Rollet, meine Thränen, rollet, daß das Zeitalter dahin ist, wo es äuserlichen Wohlstand gab, wo Jeder seines Eigenthums, wie seines Lebens, sicher war, wo Nahrung und Gewerbe blühten, und wo unschuldige Genüsse aller Art geschöpft werden konnten von dem, der sie verdiente!" —

Nun zu meinem heutigen Zweck! Die Weltgeschichte hat mich, wie gesagt, belehrt, daß es das Loos der Menschheit von Anbeginn gewesen, sei, sich ungeachtet aller ihrer Anstrengungen, ihre erhabene und liebliche Bestimmung zu erreichen, in einer Art von Kreisgang, in einem Irrgarten gleichsam, dabei zu befinden. Wenn ich also frage — wie wird ihr Loos in Zukunft sein? — so antworte ich darauf — wie's bis ietzt gewesen ist. Wodurch vor meinem Erscheinen und

während meines Seins das grosse Gotteswerk für sie vereitelt ward, dadurch wird es auch nach meinem Verschwinden vereitelt werden.

Was hat es bis ietzt hauptsächlich vereitelt? — Krieg! — Krieg aber wird von Zeit zu Zeit ferner sein, wie er bis ietzt von Zeit zu Zeit gewesen ist. Ich denke mich zwar wohl gern in Zeiten hin, wo man darüber erröthen und davor erbeben möchte, daß Menschen, die von der Natur nur bestimmt waren, mit wilden, reissenden Thieren zu kriegen, unter sich selbst kriegten, und wo man es gar nicht werde begreifen können, wie Leute, die einander nicht einmal kannten, viel weniger einander etwas zu Leide gethan hatten, Feuer auf einander geben, sobald gerufen ward — gebt Feuer! — ich sehe es aber auch im Geiste vorher, daß diese gedachten Zeiten nichts, als ein goldener Traum, sind.

Wie? Krieg wär's nicht, was das grosse Gotteswerk für die Menschheit von ieher hauptsächlich vereitelt hat? — Weise, gut und froh zu werden, ist die erhabene und liebliche Bestimmung des Menschengeschlechts; wo aber Krieg ist, da ists um sie geschehen. Die ächten Wissenschaften, die Wissenschaften, welche zu geistiger

Herrlichkeit führen, kommen durch Krieg in Verfall; die Sittlichkeit sinkt durch ihn in die tiefste Tiefe. Die unzählichen äuserlichen Uebel aber, welche der Krieg stiftet, beschreibe an meiner Statt der, der sie empfand! Ich kann nichts weiter, als mit blutendem Herzen an das unermesliche Elend denken, welches die neuesten Kriege schufen — ich, der ich in einem der glücklichsten Winkel Deutschlands lebe, wo man ausser dem allgemeinen Stokken des Handels, und ausser der allgemeinen Theurung wenig von ihnen fühlte. Heil mir! rufe ich zwar dankbar gegen Gott aus; ich setze aber auch hinzu — „Vater! erbarme dich derer, die weit unglücklicher wurden, als ich, und die doch nicht schlechter waren, als ich!"

Krieg also ists, was von ieher das grosse Gotteswerk für die Menschheit vereitelt hat; er wirds aber auch, wie gesagt, ferner vereiteln. Was ihn von ieher bewirkt hat, wird ihn ebenfals ferner bewirken. Die Menschheit gedachte nehmlich es gut mit sich zu machen, wenn sie den rohen Stand der Natur verliesse, und sich verbürgerte. In der That wird auch der Mensch als Mensch nur im bürgerlichen Leben ausge-

bildet, und kann auch darin nur so glücklich werden, wie er werden soll. Die Menschheit fand aber da ihr Heil nicht, wo sie es suchte, wo sie es mit Recht suchte, und wo sie es auch von Rechtswegen hätte finden sollen. Die Natur blieb ihr wohl treu; aber das bürgerliche Leben, auf das sie ihre ganze Hofnung gesetzt hatte, verlies sie. Ja, die Natur blieb ihr treu; denn, wenn sie ihr auch zuweilen eine kärglichere Erndte reichte, so reichte sie ihr auch oft eine desto reichlichere Erndte. Haben doch die Menschen Vernunft, welche ihnen sagt, daß sie auf Vorräthe halten müssen; da dann, wenn der Ueberflus gehörig gesammelt wird, bei entstehenden Miserndten gar kein Mangel entstehen könnte. Das bürgerliche Leben aber, wie gesagt, ward der Menschheit ungetreu. Es sollte die Basis der Ruhe für sie werden, bei der allein sie in ieder Hinsicht gedeihen kann, und ward nebenzu die Quelle immerwährender Unruhen, und zwar der schrecklichsten Unruhen, für sie. Nun waren grössere Massen von Streitkräften beisammen; sobald diese sich gegen einander zu reiben anfingen, welche Explosionen musten erfolgen! Solche Explosionen sind nun nicht nur von ieher erfolgt, sondern werden auch immer erfolgen.

Krieg wird also von Zeit zu Zeit immer sein, und das grosse Gotteswerk für die Menschheit auf Erden vereiteln, wie er dasselbe bisher vereitelt hat.

Man ruft mir vielleicht zu — „wie aber, wenn Gott für die Ausführung seines Werks mit seiner Allmacht dazwischen träte?" Ich bescheide mich gern, daß ich von Gottes Allmacht nichts verstehe, und, wie ich ihr nichts geben kann, so will ich ihr auch nichts nehmen; die Frage mus mir aber doch wohl erlaubt sein — warum, wenn so ein Dazwischentritt derselben zu erwarten stände, solcher nicht längst schon erfolgt sei. Wie könnte sich Gott sonst gegen alle die Generationen, welche nun dahin sind, ohne daß er sein Werk vollendet hat, und die wohl sogar auf das heilloseste gelitten haben, über die Verspätung der Vollendung seines Werks rechtfertigen? Vor vielen Jahrtausenden hätte er ia auf solche Weise schon seine Allmacht in Bewegung setzen können, und so hätten Miriaden von Wesen, denen er sein Bild anschuf, nicht darüber geseufzt, daß sie sein Bild vergeblich trügen. Es wird also unstreitig Alles für die Menschheit auf der Erde seinen Gang

so fortgehen, wie es ihn immer ging, und — dabei wird für sie immer herausspringen, was für sie bis iezt dabei herausgesprungen ist, nehmlich dis — daß das grosse Gotteswerk für sie vereitelt bleibt.

Vierte Stunde.

Resultat der drei vorigen Stunden.

Ich habe mich davon überzeugt, daß die Menschheit eine wundererhabene und wunderliebliche Bestimmung habe, die sie nicht selbst sich gab, sondern die ihr gegeben ward, und lebe und sterbe des Glaubens, daß das allervollkommenste Urwesen, welches sie ihr gab, sie ihr nicht umsonst gegeben haben werde, und nicht umsonst gegeben haben könne. Die Menschheit mus also ihre Bestimmung erreichen.

Ich habe mich aber auch davon überzeugt, daß die Menschheit bis iezt ihre wundererhabene und wunderliebliche Bestimmung nicht erreicht habe, und auch in Zukunft nicht auf der Erde erreichen werde. — Was folgt also hieraus???

Allerweisester, Allerheiligster, Allerseligster! du selbst legst mir durch dein Thun und Lassen für dein armes Menschengeschlecht, zu dem ich gehöre,

diese Frage in den Mund; du diktirst mir aber auch die Antwort darauf. Hier ist sie. — —

„Eben darum, weil das grosse Gotteswerk für die Menschheit vollendet werden mus, und doch auf der Erde nicht vollendet werden kann, wird es mit ihrem gegenwärtigen Leben, mit ihrer ersten Existenz auf der Erde, nicht abgethan sein. Eine Fortexistenz im Tode, eine Verpflanzung durch den Tod von der Erde auf einen besseren Stern, ist ihr zugedacht."

Ergriffe ich diesen Glauben nicht, so wär's unmöglich, daß ich mich mit den Widersprüchen zwischen Bestimmung und Loos der Menschheit aussöhnen könnte; ia, mein Glaube an Gott selbst müste wanken. Ist Gott — regirt er — so mus der Gottes- und Menschenfreund ein Dort erwarten. Für das Hier verzweifelt er mit Recht daran, daß die Menschheit ihre Bestimmung erreichen werde; wär's also mit Hier abgethan, so müste er denken, nicht Gott, sondern Satan, sei Obervorsteher der Menschheit, der sein Vergnügen daran hätte, sie erst zum Paradise zu bestimmen, und dann mit einem blossen Irrgarten ab-

zufertigen, in dem er sie immer und ewig herumtriebe. Gott ist aber so gewis, als ich bin; durch Vernunft und Gewissen kündigt er sich mir an, und ich würde aufhören, ein denkendes und sittliches Wesen zu sein, wenn ich den Ankündigungen nicht trauete. Ist nun Gott, so regirt er auch; weil er sonst nicht Gott wäre. Regirt er, so mus das sonderbare Loos, welches die Menschheit trift, daß sie ihre Bestimmung auf der Erde nicht erreicht, sein Wille sein. Ists doch aber auch sein Wille, daß sie ihre Bestimmung erreichen solle; so mus sie selbige anderswo erreichen.

Sobald ich diesen Glauben ergreife, söhne ich mich völlig mit den Widersprüchen zwischen Bestimmung und Loos der Menschheit aus. Ich begreife alsdann, warum die Menschheit ihr Heil im bürgerlichen Leben, worin sie es mit Recht suchte, nicht fand. Ich begreife sogar alsdann, warum das Christenthum die Erlösung von allem Uebel für sie, welche es doch schaffen zu sollen schien, nicht wirklich schaffte. Hier sollte nur Erziehung des Menschengeschlechts Statt finden — sein männliches Alter, und sein wahres Heil aber erst auf einem besse-

ren Stern. Das mannichfaltige Gute, welches ihm iedoch das bürgerliche Leben auch verschafte, und die mannichfaltigen Segnungen, welche es doch auch vom Christenthum erhielt, sollten ihm wenigstens ein Vorschmack davon sein, was es einst gewis werden, und wie's ihm gewis einst gehen würde.

Hierbei beharre ich fest, und rufe aus — „so ists; denn so mus es sein." Alle Generationen, welche waren, und noch kommen werden, erschienen und erscheinen hier nur, um Anwartschaft auf höheres Sein zu erhalten. Ihr Tod versetzt sie blos. Da, wohin er sie versetzt, versammeln sie sich nach einander. Da werden sie, was sie werden sollen; da gehts ihnen, wie's ihnen gehen soll.

Nun denke ich ruhiger an die langen Reihen von Generationen, welche hier und da auf dem Erdboden dahinsanken, ohne irgend einen beträchtlichen Schritt zur Erreichung der grossen und schönen Bestimmung ihres Geschlechts zu thun. Nun denke ich auch sogar ruhiger an die einzelnen Generationen, welche selbst da, wo die Menschheit starke Vorschritte zur Erreichung ihrer Bestimmung schon gemacht hatte, wieder den Krebsgang gehen

musten. Ja, gelassener bin ich dabei, wenn ich lese und höre, daß einzelne Kriege Hunderttausende und Zehenmalhunderttausende meiner Brüder früher darniderstreckten, und noch darniderstrecken, als sie die Natur darnidergestreckt haben würde — ohne iedoch im Geringsten damit denen das Wort zu reden, welche ihr Darniderstrecken veranlassten. „Gestorben, denke ich, mus einmal werden, es sei früher, oder später, und der Tod vernichtet nicht, sondern verpflanzt nur, und zwar ins Bessere.“ Doch möchte ich nicht an der Stelle derer sein, die die gewaltthätige frühere Verpflanzung veranlassen; ich möcht's nicht sein, wenn sie auch nur einen einzelnen Menschen beträfe — geschweige dann, wenn sie Tausende, Zehentausende, Hunderttausende, Tausendmaltausende, betrift, d. h. ich möchte kein Kriegsurheber sein. Wie's nur dergleichen geben kann?! Ist denn Menschenblut Wasser, das man verschütten kann, wie man will oder mag? Mischt sich unter das Machtgefühl gar kein Humanitäts- und Gewissensgefühl?

Abgesehen nun hiervon! — — Wenn die Verpflanzung der Menschheit durch den Tod an-

derswohin mich über ihr Loos, das sie bis ietzt auf der Erde gehabt hat, und ferner haben wird, ruhiger macht — welch eine begeisternde Idee wird diese Verpflanzungsidee für mich, wenn ich mir da, wohin die Verpflanzung geschieht, das ganze Menschengeschlecht beisammen denke, und es nicht mehr in einem immerwährenden Kreisgange, sondern in immerwährenden Fortschritten zur Vollkommenheit, in Ansehung seiner höheren Ausbildung und seines äuserlichen Heils, erblicke! Ich stelle mir dann vor, wie das bürgerliche Leben, welches auf der Erde nicht einmal überall Statt fand, und auch da, wo es war, den Hofnungen, welche man sich von ihm gemacht hatte, nicht entsprach, sich in ein blos gesellschaftliches Leben verwandeln werde, worin Jeder König selbst sein wird. Ich stelle mir auch dann vor, wie das Christenthum, welches auch auf dem Erdboden nicht überallhin sich verbreitete, und auch da, wo es war, das nicht leistete, was es zu leisten versprach; sich in eine blos allgemeine Religion verwandeln werde, bei der Jeder Priester selbst sein wird. Kein Rückgang weiter alsdann für die, welche vorwärts gingen — Vorwärtsgang auch für die, welche noch nie vorwärts

gingen; Wahrheit, Tugend, Glückseligkeit allgemeiner, und immer allgemeiner.

Dis ist das Bild des Himmels, oder des Paradises für die Menschheit. Ich will es mir oft vorhalten. Ich will, um es mir recht lebhaft vorzustellen, oft bei solchen Zeitpunkten in der Geschichte verweilen, wo es hier und da auf der Erde um die Menschheit schön stand. Dis gibt mitten im Irrgarten einzelne Paradisvorgenüsse für die Menschheit. So, kann man denken, so wird's einst für die ganze Menschheit stehen, und immer **noch besser** stehen.

Erhebet euch, meine Blicke, über die Erdenwelt in höhere Regionen des Universums! Hierniden ward nicht vollendet — hierniden wird nicht vollendet werden, was für die Wesenart, deren Mitglied zu sein ich das Glück habe, und die die Krone der grossen Schaar irrdischer Wesenarten ist, beschlossen ward. Erhebe dich, Seele selbst, über dich zu dem, der diesen Beschlus fasste! Hoffe und harre auf ihn! Er ist der Wahrhaftige. So gewis es ist, daß es eine Sonne gibt, weil es Sonnenstrahlen gibt, so gewis ists auch,

daß Gott sei, weil du bist — bist du nicht Strahl von ihm, der moralischen Sonne? Er ists also, der ienen Beschlus fasste; so gewis er dis nun ist, so gewis wird er ihn auch ausführen. Er ist der Wahrhaftige, wie am Wesen, so an Beschlüssen, und hat für die Menschheit mehr als einen Stern.

Fünfte Stunde.

Uebergang von den Betrachtungen über Bestimmung und Loos der Menschheit zur Ansicht der Lage des einzelnen Menschen.

Wird es um den Theil besser stehen, als es um das Ganze steht — um den einzelnen Menschen besser, als um die Menschheit? Zum Paradise bestimmt, wie sein Geschlecht, befindet er sich auch in einer Art von Irrgarten, wie dieses, kann aber doch auch Paradisvorgenüsse schöpfen, wie dieses. Ja, ia, es gibt Perioden im einzelnen Menschenleben, wie in der Geschichte der Menschengesamtheit, während welcher es völlig den Anschein hat, als erreichte man seine Bestimmung, und wo der einzelne Mensch glaubt, mit nächstem zu werden, was er werden soll, und mit nächstem es so zu haben, wie er es haben soll. Ich will mir diese Perioden iezt vorhalten. Ich kann dis um so berufener thun, als ich dergleichen nicht etwa blos

an Andern, sondern auch an und mit mir selbst, erlebt habe.

Hier die Frage — wie kann der einzelne Mensch seinen Irrgarten zum Vorparadise für sich machen?

Erste Antwort darauf — „durch Streben nach Wahrheit, da ihm dann mancher Blick in sie gelingt.“

Zweite Antwort — „durch Streben nach Tugend, da ihm dann mancher Kampf für sie gelingt.“

Dritte Antwort — „durch Streben nach Schaffen, da ihm dann manche edle That gelingt.“

Vierte Antwort — „durch Streben nach Wohlsein, da ihm dann mancher menschliche Genus gelingt.“

Nun will ich dis Alles recht durchdenken — meinen eigenen und an mir selbst gemachten Erfarungen gemäs durchdenken.

Durch seine höheren Geisteskräfte ist ieder Mensch als Mensch zur Wahrheit bestimmt — daran ist kein Zweifel; es liegt ihm aber auch ob, nach ihr zu streben. Mit der Wahrheit ists nicht, wie mit dem Tagslichte, das Jeder se-

hen mus, der es sehen kann; sie ist ein Licht, das nur der sieht, der es sehen will. Sobald man nun aber auch recht ernstlich nach ihr strebt, gelingt auch mancher Blick in sie. Ha! welche selige Stunden der herzlichsten Ueberzeugung, des innigsten Glaubens, der lebendigsten Hofnung gibt es für den Wahrheitsforscher! Wo ist ein Mensch, der seine Denkkräfte auf die ersten Gegenstände alles Nachdenkens richtete, und der dergleichen Stunden nicht verlebte? Und — wie befand er sich in ihnen? Befand er sich nicht wie im Paradise?

So ist auch ieder Mensch als Mensch durch seine sittlichen Wesensanlagen zur Tugend bestimmt — daran ist gleichfals kein Zweifel; wenn er aber nicht auch nach ihr strebt, wie kann er sie erreichen? Misbraucht er seine Willensfreiheit, seine Prärogatife, sich selbst bestimmen zu können, so sinkt er nach und nach zum Bösewicht herab; nur durch ihren rechten Gebrauch, durch Befolgung der Regel — „handle nicht, wie deine Leidenschaften rathen, sondern, wie die Vernunft dir gebietet!" — nähert er sich der Tugend, zu der er bestimmt ist. Hierbei hat er, das Vernunftwesen, freilich harte Kämpfe mit seiner

Sinnlichkeit zu bestehen; aber wenn er auch nur ernstlich will den Sieger machen, so gelingt ihm mancher Kampf gar herrlich. Und — wie wohl ist ihm dann! Wie wohl ist ihm, wenn er die Wollust, die Habsucht, den Stolz, den Neid, die Rache überwältigte! Wie hochwohl ihm, wenn er im unverdienten Unglück als Mann bestand, und für das allgemeine Beste Opfer brachte! Da, da fühlt er sich recht zum Paradise bestimmt; denn er ist schon darin. Er ists noch mehr, als der Wahrheitsforscher es ist, wenn ihm ein Blick in die Wahrheit gelingt.

Schaffen, wirken um sich her auf eine segnende Weise soll ebenfals ieder Mensch als Mensch; wie hätte seine Forterxistenz gedeihen können, wenn Andere nicht für ihn segnend geschaft und gewirkt hätten? Was ihm geschah, ist er gehalten zu erwiedern. Er lebe also in einer kleinen, oder grossen Geselschaft — er mus zu ihrem Besten thäthig werden, und es wird äuserstselten der Fall eintreten, daß er dis nicht werden könne, wenn er nur wahrhaftig will. Sobald es so um seinen Willen steht, wird ihm gewis auch manche edle That gelingen; und — wie wird ihm, so oft ihm eine solche gelingt? Er fühlt sich als Dankbarer

zufriden, und als Wohlthäter überzufriden. Je grösser das Gute ist, welches er stiftete, desto inbrünstiger sich selbst segnend blickt er auf den gestifteten Segen hin.

Das Streben nach eigenem Wohlsein endlich braucht man keinem Menschen erst zu empfehlen; es ist an sich schon zu fest und zu tief in die thierische Maschine eingewebt, welche den Menschengeist umhüllt. Mögen immerhin Viele sogar darin ausschweifen; Recht aber, Wohlsein zu verlangen, hat ieder einzelne Mensch, wie es das Menschengeschlecht hat. Daß er sich dabei als ein sittliches Wesen in den Schranken der Sittlichkeit, der Ehrbarkeit und der Rechtschaffenheit halten müsse, ist ausgemacht; eben so ausgemacht aber auch ists, daß ihm, wenn er in diesen Schranken sich gehörig um Wohlsein bemüht, auch mancher schöne menschliche Genus gelinge. Man nehme nur den himmlischen Genus der Freuden herzlicher Freundschaft — wem ist er sicherer, als dem Rechtschaffenen? Es gelingen ihm aber auch noch andere Genüsse; die Natur, die bürgerliche Gesellschaft, das Schicksal bereiten ihm dergleichen. Und — wo ist er alsdann, wenn er sie schöpft? In dem Paradise ist er, zu welchem er sich

bestimmt fühlt, und auch wirklich bestimmt ward.

Wahr ist dis Alles; aber wahr ist auch Folgendes — —

Kaum hat der gebildetere einzelne Mensch seinen individuellen Irrgarten zum Vorparadise für sich gemacht, so wird das Vorparadis wohl wieder zum Irrgarten für ihn.

Der helle Blick, welchen er in die Wahrheit that, verdunkelt sich oft wieder für ihn. Die herzlichste Ueberzeugung, der innigste Glaube, die lebendigste Hofnung, in welchen er sich so selig fühlte, verlassen ihn dann wieder, und Zweifel treten von neuem an ihre Stelle. Bald kommt er aus sich auf neue Einwürfe gegen das Geglaubte und Gehoffte; bald bringen ihn Andere auf dergleichen. Oft ist keins von beiden der Fall, sondern die Stunden sind sich blos für seinen Geist nicht gleich; wie könnten sie dis auch sein, da der Geist vom Körper und vom äuserlichen Zustande überhaupt wider seinen Willen leider so sehr abhangt? Sobald es ihm also an dem gehörigen Scharf- und Tiefsinn gebricht, die Gründe, welche überzeugend für ihn waren, nach Würden zu denken und zu schätzen — sobald es ihm an der

gehörigen Lebhaftigkeit gebricht, diese Gründe schnell zusammenzureihen, und an der Kraft, ihre Kraft so auf sich gehörig wirken zu lassen, mus es ia auch für ihn um die gehabte Ueberzeugung gethan sein.

Ebenso verliehrt er auch oft seine erkämpfte Tugend wieder, ehe er sich's versieht. In den alten, oft gehabten Versuchungen zum Bösen bestände er ia wohl als ein geübter Kämpfer; es kommen aber neue, noch nie gehabte dazu, und seine Unbekantschaft mit ihnen macht, daß er sich nicht einmal darauf versteht, sich gegen sie zur Wehr zu stellen. Wie kann's ihm da anders gehen, als daß er im Kampfe mit ihnen unterliege? Sogar aber auch die alten, oft gehabten Versuchungen kommen für ihn zuweilen so unerwartet, daß sie seiner Sittlichkeit so schädlich werden, als irgend eine neue ihr nur werden könnte. Mag er sich immerhin darauf sehr wohl verstehen, sich gegen sie zur Wehr zu stellen; der Ueberfall, welchen sie machen, setzt ihn ausser Stand, auf der Stelle die Wehrmasregeln gegen sie zu treffen. Er unterliegt also auch im Kampfe mit ihnen als der wohlgeübteste Kämpfer. Ist vollends die Rede von den höchsten moralischen Angelegenheiten, z.

B. davon, daß er im unverdienten Unglück als Mann bestehen, und für das allgemeine Beste Opfer bringen können solle — wie oft wird's ihm platterdings unmöglich, in dieser moralischen Hoheit zu erscheinen! Er braucht blos kränklich zu sein, so besteht er in seinem unverdienten Unglück nicht als Mann — der Körper verlässt ihn dabei. Er braucht nur Familie zu haben, so verlangt diese von ihm, für sie zuförderst zu leben, und verbietet ihm iedes Opfer, das er nicht anders für das allgemeine Beste bringen könnte, als dadurch, daß er sie aufopferte.

Auch ebenso kommt er oft um die edelste That wieder, wenn sie ihm auch noch so treflich gelang. Will man sagen, dis sei unmöglich — ausgeübte That bleibe ausgeübte That — wie irrte man sich! Arbeitete denn der edle Thäter nicht auf segnenden Erfolg hin? Kommt er also nicht um die edle That, wenn er um ihren Erfolg kommt? Mag er immerhin denken können — hast du sie doch geleistet; mus es ihn nicht härmen, dazu denken zu müssen, daß er kein bestehendes Gutes durch sie gestiftet habe? Und — so ists mit vielen menschlichen Unternehmungen, Gutes zu bewirken. Schon die Zeit blos, welche Alles zer-

stört, zerstört auch das bezweckte und bewirkte Gute derselben, und eilt damit oft so, daß sie die Zerstörung noch in Gegenwart des Bezweckers und Bewirkers vollbringt, oder doch zu bewirken droht. Hieran aber ists nicht genug; sondern das bewirkte Gute, von welcher Art es auch sei, findet immer auf der Stelle seine Feinde, die es nicht aufkommen und gedeihen lassen zu müssen glauben. Diesen gelingt wohl die Niderreissung, wie dem Bewirker die Aufbauung, der von der Niderreissung noch Augenzeuge werden soll. Ja, es werfen wohl gar dieienigen selbst das gestiftete Gute bald wieder von sich, und treten es mit Füssen, für die es gestiftet ward — welch ein greulicher Anblick für den Stifter!

Endlich auch noch ebenso mus der gebildetere Mensch den schönsten Genus, welchen er schöpfte, am Ende oft wieder theuer bezahlen. Nicht einmal also zu gedenken, daß viele Genüsse sogar schon vorher schwer erkauft werden müssen — auch nicht zu gedenken, daß sie der hohen Vorstellung, die man sich von ihnen machte, wenn sie wirklich eintreten, selten entsprechen; ihre Bezahlung nachher ist oft unerläslich, und pflegt alsdann um so theurer zu sein, ie schöner der Genus war. Wie

himmlisch ist, wie schon gesagt, der Genus der Freuden herzlicher Freundschaft! Steht aber nicht ieder Freundschaft ihre Auflösung bevor? Je herzlicher sie dann war, desto herzzerreissender wird die Trennung, und der Hinterlassene mus wohl gar wenige gehabte Jahre des Genusses mit vielen Jahren des Scheidungskummers bezahlen. Mit andern Genüssen ists auch so. Das Schicksal gibt und nimmt oft wieder; der frohe Geniesser des bürgerlichen Lebens erblickt sich leicht bald als einen Gegenstand des Neides, der Nachstellung und der Verfolgung, und hat dann am Ende von seinem glücklichen Zustande mehr Verlust, als Gewinn, so, daß er wohl selbst aus Klugheit auf ihn Verzicht thun mus. — —

Was ist denn das, daß dem gebildeteren Menschen nicht nur nicht alle Blicke in die Wahrheit — nicht nur nicht alle Kämpfe für die Tugend — nicht nur nicht alle edle Thaten — nicht nur nicht alle erwünschte Genüsse gelingen, sondern daß er auch oft nach dem gelungensten Blick in die Wahrheit — nach dem gelungensten Kampfe für die Tugend — nach der gelungensten Hochthat — nach dem gelungen-

sten Lebensgenusse **wieder da ist, wo er vorher war?**

Dis ists. Seine körperliche Stellung ist aufrecht — aufrecht soll auch seine geistige Stellung sein. Aufwärts soll er **denken**, wie er aufwärts **blickt. Irrgarten für ihn hierniden — Paradis für ihn in höheren Regionen.**

Sechste Stunde.

Zusätze zur fünften.

Die Ansicht, welche ich von der Lage des einzelnen Menschen erhielt, soll mir keineswegs das Streben nach Wahrheit, Tugend, Gemeinnützigkeit und Glückseligkeit verleiden. Liesse ich dis geschehen, so dürfte sich wohl der Irrgarten, in welchem ich iezt umherwandle, nie in Paradis für mich verwandeln. — Wie könnte ich Hofnungen darauf fassen, Ansprüche darauf machen, in höheren Regionen ganz und auf immer im Besitze der Wahrheit zu sein, wenn ich hier nicht mich schon um sie beeiferte, gesezt auch, daß die Blicke, welche ich durch Nachdenken in sie that, sich wieder verdunkelten? — Wie könnte ich Hofnungen darauf fassen, Ansprüche darauf machen, in höheren Regionen die Tugend, zu der ich berufen bin, zu erreichen, wenn ich hier nicht Alles thäte, mich ihr zu näheren, gesezt auch, daß die Vorschritte,

welche ich gethan hätte, sich wieder in Rückschritte verwandelten? — Wie könnte ich Hofnungen darauf fassen, Ansprüche darauf machen, in höheren Regionen bestehende Segenstiftungen zu schaffen, wenn ich hier nicht Segen zu stiften suchte, gesetzt auch, daß ich ihn selbst noch überlebte? — Wie könnte ich Hofnungen darauf fassen, Ansprüche darauf machen, in höheren Regionen höhere Daseinsgenüsse zu schöpfen, wenn ich hier nicht um hohe Genüsse mich redlich bemühete, gesetzt auch, daß sie mir nachher theuer zu stehen kämen? Ich wäre des erhabeneren zukünftigen Zustandes nicht nur nicht würdig — ich wäre seiner auch nicht einmal empfänglich. „Nur der Geübte kann Ansprüche auf ihn machen, Hofnungen auf ihn fassen" — so lautet das Hauptgrundgesetz in der moralischen Wesenwelt. Man mus sich üben im Nachdenken, um die Wahrheit einst ganz fassen zu können; man mus sich üben im Kampfe mit der groben Sinnlichkeit, um für die vollkommene Tugend einst geschickt zu sein; man mus sich üben im segnenden Wirken, um einst in höheren Wirkungskreisen noch segnenderem Wirken mit Anstand vorstehen zu können; man mus sich üben in menschlichen Genüssen, um einst an den allermenschlich-

sten Genüssen Geschmack zu finden, und für sie offen zu sein.

Möchten also immerhin alle Blicke, die ich in die Wahrheit that, sich wieder verdunkeln; ich hätte mich doch durch ieden derselben im Nachdenken glücklich geübt! — Möchten immerhin alle meine errungenen Siege über die Sinnlichkeit am Ende vergeblich gewesen sein; ich hätte mich doch durch sie in der Sittlichkeit glücklich geübt! — Möchten immerhin alle meine gestifteten Segnungen wieder vergehen, ia, vor meinen Augen noch vergehen; ich hätte mich doch durch iede derselben im Segenstiften glücklich geübt! — Möchten immerhin alle meine menschlichen Genüsse nachher von mir theuer bezahlt werden müssen; ich hätte mich doch durch sie im menschlichen Geniessen glücklich geübt. Ich müste denken, es wäre einmal so, und es solle so sein. Rechnen müste ich auf den zuverlässigen besseren und stätigeren Ertrag dieser Uebungen in der zweiten Welt. Wenn mir gar kein Blick in die Wahrheit gelänge, ia, dann müste ich das Nachdenken aufgeben; wenn mir gar kein Kampf mit der Sinnlichkeit gelänge, so müste ich aufhören, es mit ihr aufzunehmen; wenn mir gar keine Segensthat

gelänge, so müste ich in den Schos der Unthätigkeit mich begeben; wenn mir gar kein edler Genus gelänge, so hätte ich Beruf und Recht zu völliger Indolenz für dergleichen Genüsse.

So ists ia aber, wie gesagt, nicht. Mir gelingen einzelne Blicke in die Wahrheit, einzelne Kämpfe mit der Sinnlichkeit, einzelne Segnungen für andere, einzelne Genüsse für mich selbst. Und — was noch Mehr ist, auch nicht ieder Blick, den ich durch Nachdenken in die Wahrheit that, verdunkelt sich mir wieder; nicht ieder Sieg, den ich über die Leidenschaften erkämpfte, war vergeblich von mir erkämpft; nicht ieder Segen, den ich für die Geselschaft stiftete, verliehrt sich noch vor meinen Augen wieder; nicht ieden menschlichen Genus, den ich selbst schöpfte, mus ich nachher wieder theuer bezahlen. In mir sind noch gewisse glücklich vollbrachte Verstandesaufhellungen, die herrlich fortdauern; in mir sind noch gewisse glücklich vollbrachte Willensveredlungen, die gleichfalls herrlich fortdauern. So sind auch ausser mir noch gewisse glücklich von mir vollbrachte Segenstiftungen, die weder die Zeit, noch ein Widersacher, zerstört hat, und die mich überleben, wohl lange überleben. Endlich — so

schöpfe ich auch gewisse menschliche Lebensgenüsse noch immer fort, wie ich sie seither schöpfte; der Genus der schönen Natur gehört vorzüglich unter sie, und nur Blindheit der Augen meines Körpers, wenn ich zu ihr bestimmt wäre, könnte mich um sie bringen.

Wie? und ich sollte nicht streben nach Wahrheit, Tugend, Gemeinnützigkeit und Glückseligkeit? — Von ganzem Herzen will ich darnach streben. Auch das misgelungenste Streben darnach wäre doch Vorübung zur künftigen höheren Welt gewesen — wenn auch gleich eine verunglückte Vorübung. Jedes gelungene Streben darnach aber ist ia eine glückliche Vorübung, und die Fortdauer des schönen Erfolgs desselben vollends — das Feststehen in dieser und iener Ueberzeugung, das Beharren in dieser und iener guten Gesinnung, der bleibende Anblick dieses und ienes gestifteten Segens, der ausdauernde Genus dieser und iener wahrhaftig menschlichen Freude — ist ia in der That mitten in diesem irdischen Irrgarten des himmlischen Paradieses allerhöchster Vorgenus.

Ich weis nun, wie ich mich zu setzen habe; so will ich mich setzen... Ich will immer thun,

als müßten mir alle Blicke in die Wahrheit gelingen, und wacker nachdenken. Ich will immer thun, als müßten mir alle Kämpfe mit der Sinnlichkeit gelingen, und tapfer kämpfen. Ich will immer thun, als müßten mir alle Segenstiftungen gelingen, und unablässig auf Segenstiften ausgehen. Ich will immer thun, als müßten mir alle edle Lebensgenüsse gelingen, und emsig nach ihnen trachten. — Gelingt mir dann das Nachdenken über diese und iene Art von Wahrheiten nicht, so gelingt mir dafür das Nachdenken über eine andere vielleicht desto besser; — iede individuelle Menschenvernunft hat auch ihr angewiesenes besonderes Meditationsfeld, auf welchem es ihr am besten glückt. — Gelingt mir das Streiten gegen diese und iene Art von Begierden nicht, so gelingt mir dafür das Streiten gegen eine andere vielleicht desto besser; — iedes individuelle Menschenherz hat auch sein besonderes Streitgefild, auf welchem ihm die Begierdenbesiegung von Natur aus kaum fehlschlagen kann. — Gelingt mir diese und iene Art von Segenstiftungen nicht, so gelingt mir dafür eine andere vielleicht desto besser; — iede individuelle Menschenkraftmasse hat auch ihren besondern Wirksamkeitskreis, in welchem sie am glück-

lichsten wirkt. — Gelingt mir diese und iene schöne Art von Lebensgenüssen nicht, so gelingt mir dafür eine andere vielleicht desto besser; — ieder individuelle Menschenlustsinn hat auch sein besonderes Lustrevier, worin ihm am leichtesten Genüge geschieht. — — So will ich also mich zu trösten suchen, so oft mir versuchte Blicke in die Wahrheit, versuchte Kämpfe für die Tugend, versuchte Arbeiten zum Besten Anderer, und versuchte Bemühungen für meine eigene Glückseligkeit fehlschlagen.

Sobald mir aber irgend ein Blick in die Wahrheit gelingt, und ich Ueberzeugung von dem Gedachten, das ich durch Nachdenken fand, wirklich habe, will ich mich auch auf der Stelle an dieser Ueberzeugung recht ergötzen. „Nimm die Ergötzung mit, will ich zu mir sprechen; sie ist im Irrgarten Vorgenus des Paradises, und — wer weis, wie lange sie währt?" — So will ich auch, wenn mir ein Kampf für die Tugend gelingt, und mein Gewissen mir sagt, ich könne mit mir selbst zufriden sein, dieser Selbstzufridenheit mich recht überlassen. „Nimm die einstweilige Selbstzufridenheit mit, will ich mir zurufen; sie ist im Irrgarten Vorgenus des Paradises, und —

wer weis, wie lange sie währt?" — Ebenso will ich auch, wenn mir eine Segenstiftung gelingt, und ich herzliche Freude daran habe, in der Freude darüber ganz leben und weben. „Nimm diese wahre Menschenfreude mit, will ich denken; sie ist im Irrgarten Vorgenus des Paradises, und — wer weis, wie lange sie währt?" — Auch will ich noch ebenso, wenn mir ein erstrebtes äuserliches Wohlsein zu Theile wird und gelingt, es recht innig in Empfang nehmen. „Nimm dieses Wohlsein mit, soll mein Wahlspruch sein; nimm es mit als Mensch, als vernünftiges und sittliches Wesen, mit; es ist auch im Irrgarten Vorgenus des Paradises, und — wer weis, wie lange es währt?"

Träfen dann diese traurigen Ahnungen ein, so will ich nicht zu Boden sinken; ich hatte mich ia darauf vorbereitet. Vielmehr will ich denken, wie die Alten dachten — „wie, wenns ietzt gut geht, es nicht immer so sein wird, so wird's auch, wenns ietzt böse geht, nicht immer so sein."

Verdunkelt sich also ein heller Blick, den ich in die Wahrheit that, mir wieder, so will ich darauf rechnen, daß er sich mir wieder erhellen werde. Die Stunden sind sich nicht gleich für den

nachdenkenden Geist; dis ist freilich anfangs schlimm, am Ende aber auch wohl wieder gut. Ueberzeugungen, die man hatte, und wieder aufgab, weil man nicht Kraft genug hatte, sie sich angereihet an alle ihre Gründe zu vergegenwärtigen, kehren zurück, sobald diese Kraft zurückkehrt. Warum sollte man nicht auf Zurückkehr einer Kraft hoffen dürfen, die man schon hatte, und die nur durch dieses oder ienes, das sich gegen sie legte, abgedrängt ward?

Scheint ein Sieg, den ich über die Begierden erkämpfte, vergeblich erkämpft, so will ich darauf bauen, daß ich ihn bald erneuern werde. Nicht immer kommen neue Versuchungen zum Bösen; nicht immer kommen alte Versuchungen dazu unerwartet. Gekämpft mus werden; wenn nur dann und wann gesiegt, und immer von neuem gesiegt wird — dis ist mein menschliches Loos. Ich beuge mich unter dieses Loos, und harre dabei auf den Allheiligen, der es mir zuwarf; er wird mit mir nicht ins Gericht gehen. Wie könnte ich sonst vor ihm bestehen? Fragen darf ich doch aber wohl auch, wie er sonst vor mir bestehen wollte???

Wie aber, wenn von mir gestifteter Segen vor meinen Augen wieder vergeht? — Nun, vielleicht kehrt auch er wieder zurück. Fälle dieser Art gibts ia auch genug. Wie oft schafte der Tod eines Widersachers des Guten den schönen Folgen einer gemeinnützigen Anstrengung von neuem Platz! Wie oft kehrten die, für welche man bider wirkte, und die erst dankbar dafür waren, und dann undankbar dafür wurden, zur Vernunft zurück, und schätzten das für sie veranstaltete Gute, nachdem sie es eine Zeitlang von sich geworfen hatten, desto inbrünstiger! — Wäre dis aber auch nicht der Fall, und kehrte der von mir gestiftete und vor meinen Augen wieder vergangene Segen nicht zurück, so will ich mich an andere Segenstiftungen machen, die mir vielleicht nicht nur auch anfangs gelingen, sondern auch beharrlich gelingen werden. Es ist ia ietzt doch nur für mich um Uebung im Segenstiften zu thun.

Ebenso will ich's dann auch damit halten, wenn ein schöner Lebensgenus, den ich schöpfte, für mich wieder ein Ende hat, und ich ihn wohl gar nachher theuer bezahlen mus. Vielleicht, will ich denken, kehrt auch er zurück. Wäre aber seine

Zurückkehr nicht möglich, so will ich mir andere eben so schöne Lebensgenüsse zu bereiten suchen; irgend einer von ihnen wird gewis bis an meinen Tod ausdauren. Am Ende war's ia doch auch nur **iezt** für mich um Uebung in schönen Genüssen zu thun.

Siebente Stunde.

Das wahre Wohl- und Hochleben.

Welch ein Herumtreiben nach Reichthum, Ansehen, Gewalt und Weltgesellschaftsgenus ist unter den Menschen um mich her! Ich seh's aus meiner Akazienlaube mit an, und kann mich des Lächelns darüber nicht enthalten. Nicht, als wenn ich Reichthum, Ansehen, Gewalt und Weltgesellschaftsgenus nicht schätzte; — gewis, ich schätze sie — sondern, weil ich sie blos nach Gebür schätze. Es liesse sich noch hören, wenn die Menschen sich nach ihnen so herumtreiben, um desto mehr Gutes durch sie stiften zu können; sie thun es aber doch nur, um selbst glücklich zu sein, und — wie bethören sie sich damit! Zum wahren Glück ists gar nicht erforderlich, ein Tonnenmann zu sein, überhoch hervorzuragen, so viel Macht zu haben, daß man Alles um sich her verwandeln könne, und so gesetzt zu sein, daß man, so oft man

will, in den grössesten Zirkeln sich befinden möge. Die Tonnen belasten den, der sie hat, mit Erhaltungssorgen, und es ist nicht anders, als wenn er sie selbst tragen und schleppen müste. Der überhohe Stand setzt den, der in ihm lebt, wie die Bewohner der Berggipfel, der Wut der Stürme aus, wären's auch nur Stürme der Eifersucht, des Neides und der daher entstehenden Kabale. Die grosse Macht bringt gleichfalls den, der sie in Händen hat, immer in die Verlegenheit, sie fast ganz zu blossen Wehrmitteln gegen andere grosse Machthaber zu gebrauchen. Wer nun aber vollends sein Heil auf Weltgesellschaftsgenus so bauen könnte, daß er sich, wenn er ihn nicht so oft und so hoch hätte, wie er wollte, sich unglücklich fühlte, der wäre seiner Thorheit wegen blos zu bedauern. Ich lobe mir den goldenen Mittelstand. Da hat man keine Tonnen, aber doch sein Auskommen; da lebt man nicht auf dem Berggipfel, und auch nicht im Bergthale, und hat also weder von den Stürmen von oben, noch von den Strömen von unten, zu fürchten; da besitzt man Kraft genug, um als ein gemeinnütziger Mann zu wirken, und kann sie ganz und gar blos zum gemeinnützigen Wirken anwenden; da lebt man in kleinen

Gesellschaftszirkeln weit herzlicher, als die Weltgierigen in ihren grossen, aus denen sie unbefridigt, wo nicht gar verwüstet, nach Hause kehren. Reichthum, den man in sich selbst hat, ist und bleibt am Ende der einzigwahre Reichthum — Ansehen, das man bei sich selbst hat, das einzigwahre Ansehen — Gewalt, die man über sich selbst hat, die einzigwahre Gewalt — Gesellschaft, die man sich selbst zu leisten versteht, die einzigwahre Gesellschaft, und, wenn man sie sich im frohen Kleinkreise einiger Lieben und Trauten leisten kann, die einzigwahre Weltgesellschaft. Durch tausend Erfarungen, welche ich machte, bin ich auf diese Grundsätze gekommen, und Niemand soll mich von ihnen wieder abbringen.

Der Mensch, sobald er Gefühl für seine innere Würde erhält, mus vorzüglich auf seine Vernünftigkeit und auf seine Sittlichkeit halten; beide machen sein eigentliches Wesen aus. Das Aeuserliche, welches dis sein eigentliches Wesen blos umgibt, steht zu tief unter demselben, als daß er das Besorgtsein dafür zu seiner Hauptangelegenheit machen, und das Wohlbehagen daran, wenn es ihm gelingt, als sein wahres Wohl- und Hoch-

leben betrachten könnte. Er mus also hauptsächlich nach Wahrheit und Tugend streben. Herr zu werden von den schönsten Erkentnissen — Herr zu werden über alle grobsinnliche Begierden — — dis mus er zu seiner Hauptangelegenheit machen. – Er hat aber auch viel Kräfte, um sich her zu wirken, und in der Aussenwelt Veränderungen zu schaffen. Als ein vernünftiges Wesen kann er nicht glauben, daß er diese Kräfte umsonst besitze, oder, daß er sie blos habe, um sie zu haben, ohne sich mit ihnen in Thätigkeit zu setzen; als ein sittliches Wesen darf er aber auch nicht dem Glauben sich ergeben, daß er sie habe, um sich in böse Thätigkeit mit ihnen zu versetzen, und verwüstende Veränderungen in der Aussenwelt durch sie anzurichten. Wenn auch kein Gott wäre, der ihn über die Art des Gebrauchs derselben zur Verantwortung zöge, so wäre er doch sich selbst darüber verantwortlich; dis ist und bleibt er als sittliches Wesen, und er kann diese seine höhere Natur in sich nicht verwüsten, gesetzt auch, daß er Alles um sich her verwüstete. Wenn er nun so, wie gesagt, nach Wahrheit und Tugend strebt, und dabei mit seinen Kräften nicht verwüstend, sondern segnend, verfährt, so wird's ihm auch an

wahren menschlichen Lebensgenüssen nicht fehlen. Die Natur — er habe nur Sinn für sie! — wird ihn mit ihren Schönheiten bezaubern; die Freundschaft — er sei nur für sie gestimmt! — wird ihn entschädigen für die Kargheit, welche das Schicksal etwa gegen ihn ausübte; aber auch das Schicksal selbst wird ihn nicht ganz verlassen — er sei nur zufriden mit dem, was es ihm reicht, und befleissige sich der Genügsamkeit, welche einem vernünftigen und sittlichen Wesen die leichteste Tugend sein sollte!

Während dieser Erwägungen habe ich gefunden, was eigentliches und wahres Wohl= und Hochleben sei.

Wahres Wohl= und Hochleben ist, einen Reichthum von richtigen Erkentnissen zu besitzen, erhaben zu sein über Unwissenheit, Irthümer und Vorurtheile, und stets noch zu wachsen in seinen Erkentnissen, stets erhabener zu werden über Unwissenheit, Irthümer und Vorurtheile ... Preiset euch immerhin selig, ihr Geld= und Gutreiche! ihr seid's ia doch nicht, wenn ihr arm am Geist seid, und der Weise tauschte dann in Ewigkeit nicht mit euch. Ach, was ist das für eine Freude, einzusehen, was einzusehen ist, erklären zu kön-

nen, was zu erklären ist, mit Ueberzeugung zu glauben, was Tausende nur als Köler glauben, und sich vor nichts zu fürchten, wovor man sich nicht zu fürchten hat!

Wahres Wohl= und Hochleben ist, Macht und Gewalt über seine Sinnlichkeit zu haben, den groben Begierden Troz zu bieten, und noch immer glücklicher dieses Trozbieten zu betreiben, noch immer unabhängiger von der Sinnlichkeit zu werden ... Brüstet euch noch so sehr, ihr Weltmächtige und Weltgewaltige, mit euren Mächten und Gewalten; der Edle, der Herr über sich selbst ist, beneidet euch eurer äuserlichen Herrschaft wegen nicht, und, findet er euch vollends als Sklaven eurer eigenen Leidenschaften, so ekelt ihn vor dem Ansehen, das ihr euch gegen Andere gebet. Was geht über das Gleichgewicht der Neigungen und über den Frieden im Busen? Was geht über das Bewustsein des Guten, über das Fortschreiten zu sittlicher Vollkommenheit, und über das deshalb immer grösser werdende Wohlgefallen an sich selbst?

Wahres Wohl= und Hochleben ist, mitten unter dem Segen, welchen man nach Masgabe seiner Kräfte um sich her gestiftet hat, zu leben, und dafür geliebt zu werden von denen, für die

man ihn stiftete, nicht nur, sondern auch von allen Braven, die davon hören — so segnend fortzuarbeiten, und so auch mit Zuverlässigkeit darauf rechnen zu können, noch immer mehr der Gegenstand allgemeiner Liebe zu werden ... Raget noch so hoch hervor, ihr blosse Zeitvertreibschaffer und Belustiger auf den Augenblick, mit euren Künsten und Kraftanstrengungen in den Augen der Menschen, die eures Gelichters sind; der wahrhaft nützliche Mann, der gemeinnützige Mann, ragt doch weit über euch empor in den Augen Aller, die wahres Verdienst zu schätzen wissen, und — in seinen eigenen Augen. Gutes, wahres, grosses, dauerndes Gutes zu sehen, und dabei denken zu können — dis habe ich gestiftet — — Glückliche zu sehen, Individuen, Familien und Reihen von Familien, und dabei zu sich sagen zu können — durch dich sind sie glücklich — — dis ist das Nonplusultra des menschlichen Wohl- und Hochlebens.

Kommt man dann mit so einem aufgeklärten Verstande, mit so einem veredelten Herzen und mit so einem hohen Bewustsein, viel Segen gestiftet zu haben, zur wundervollen, schönen und segnenden Natur — o wie befindet man sich da so

ganz am rechten Orte! wie simpathisirt man auf der Stelle hoch mit ihr! Sie, sie bietet dem Denker, dem Forscher, unzählichen Stof zum Erkennen an, den er durch Nachdenken zu verarbeiten hat. Ihre unendliche Extension und Grösse — ihre alle Menschenvernunft übersteigende Struktur und Einrichtung — ihr allerweisester Haushalt — ihr ewiges Schaffen, Zerstören und Wiederschaffen aus den Trümmern der Zerstörung — — Alles, Alles zieht den Weisen, sobald er sich in ihren Schos begibt, an sich, fesselt ihn, und verklärt ihn zur Geisterwonne. Bald wagt er sich kühnen Flugs in die höheren Regionen, in die unermeslichen Räume des Universums; bald sinkt er, nach festem Boden sich wieder sehnend, auf seinen Planeten, auf einen Berg desselben, oder auch wohl nur in eine seiner Gartenlauben, zurück. Nie aber wagt er einen iener Flüge, ohne sich mit neuen Erkentnissen wieder niderzulassen, und nie verlässt er, wenn ihm der Schlaf winkt, seine Gartenlaube, ohne durch Weisheit gesättigter sich auf seine Ruhestäte — das Vorbild des Grabes — zu begeben ... Sie, die Natur, hat aber auch himmlische Reitze. Wer mit einem veredelten Herzen zu ihr kommt, den veredelt sie noch mehr. Wo fin=

det der moralischgute Mensch auch wohl nur mehr Stille um sich her, um die Stille in sich selbst vollkommener zu geniessen, als in ihrem Schosse an freundlichen Morgen und Abenden? Die grosse Weltgesellschaft, oder auch sogar das gewöhnliche bürgerliche Leben, setzen ihn doch warlich nicht so dazu in den Stand; diese sind's vielmehr, welche durch das Toben und Lermen um ihn her es ihm oft unmöglich machen, sich selbst und den Frieden, der in ihm hauset, gehörig in Genus zu nehmen. Jeder solcher Selbstgenüsse aber, welche ihm die Natur verschaft, mus ihn auch in seiner Selbstveredlung weiter bringen; er befindet sich ia so selig bei ihm — sollte er sich nicht hierdurch angefeuert fühlen, dahin fortzuarbeiten, daß er dergleichen noch immer grössere schöpfen möge? ... Nun kommt der Sinn für das Schöne dazu, den die Natur so hoch befridigt. Wer Sinn für das Moralischschöne hat, der hat auch Sinn für das Phisischschöne; denn er sieht in diesem nur den sichtbaren Abglanz von ienem. Nie gab es daher einen Edlen, der sich nicht — sobald er gesunde Augen hatte — gar köstlich geweidet hätte an den Reitzen der Natur; vielmehr waren Alle, welche enthusiastisch der sittlichen Herr=

lichkeit ergeben waren, auch enthusiastische Liebhaber der schönen Natur. Und — so etwas stärkt auf das höchste im Sinn für das Sittlichschöne; so etwas veredelt den Edlen zuverlässig. „Solltest du nachstehen wollen der vernunftlosen Natur — du vernunfthabendes Wesen? Solltest du höheren Geistern und dem allerhöchsten Geiste einen schlechteren Anblick gewähren wollen, als der ist, den iene vernunftlose Natur dir, einem blossen Untergeiste, gewährt?“ — so etwas denkt der sittlichgute Mensch gewis auf der Stelle, sobald er einen schönen Naturanblick hat, und — so ists auch bei ihm abgemacht, daß er noch sittlichbesser zu werden streben müsse . . . Alsdann nun noch der segnende Karakter, welchen die Natur im Ganzen trägt und aufweiset — wie mus der, der das Bewustsein hat, auch viel Segen gestiftet zu haben, in ihrem Schosse sich wohler und hochwohler befinden, als irgend anderswo?! Wie mus er aber auch daselbst sich elektrisirt fühlen, ihrem Beispiele ferner zu folgen, und Segen zu stiften, wo er weis und kann, unbekümmert darüber, ob selbi=

ger auch wirklich gedeihe, wie die Natur deshalb unbekümmert ist — welche iedoch bei aller ihrer Unbekümmernis deshalb bis auf den heutigen Tag mit allen ihren Anstalten bestand! Diese Simpathie, in welche sich der Segenstifter, sobald er zur Natur kommt, mit ihr versetzt fühlt, ist unstreitig die höchste Veredlung, welche sie ihm, dem schon Edlen, darreicht.

Nun nimm noch dazu, Menschenkenner! daß sich zum Edlen, der sich einsam zur schönen Natur gesellte, noch ein anderer Edler, der schönen Natur und sein Freund, geselle — was meinst du, woran es Beiden noch zum wahren Wohl- und Hochleben fehle? Sie sitzen ia Arm in Arm schon wie Götter, und dis noch dazu wie in ihrem eigenen Tempel. Kaum sind sie beisammen, und haben sich zum Beisammensein Glück gewünscht, und sich herzlich eingesegnet; so unterhalten sie sich über die Glorie der Natur, theilen einander ihre Erkentnisse und ihre Gefühle mit, und stärken sich gegenseitig in Nachahmung der Natur durch Nuzzen- und Segenstiften. Sie simpathisiren mit ihr und unter sich, und, wie diese zwiefache Simpathie sie noch mehr veredelt, so verbindet sie auch iede Erfarung, welche sie so eben von ihr machen,

noch weit inniger, so, daß ihre Freundschaft, und also auch die Seligkeit, welche sie aus ihr für sich schöpfen, nirgends solche Zuwächse erhält, als da, im Schosse der schönen Natur. Auch ward der Eine von ihnen, als er erst einsam daselbst sas, schon zuweilen von Gefühlen für das Urwesen, das über die wundervolle, schöne und segnende Natur gebietet, unwillkürlich und ohne all sein Zuthun überrascht; nun gehts Beiden so, und sie theilen einander auch diese sie überraschenden Gefühle mit — wie kann es da anders kommen, als daß sie, die erst einzeln von ihnen blos überrascht wurden, durch ihre gegenseitige Mittheilung an einander von ihnen überwältigt werden? — —

Dis ist das wahre Wohl= und Hochleben für Menschen; wer es hat, der ist ein Seliger schon auf der Unterwelt. Die Weisheit ersetzt ihm den Reichthum, wenn er ihm fehlt — die Tugend die Gewalt über Andere, wenn sie ihm abgeht — das Segenstiften im Stillen das äuserliche Ansehen, wenn es ihm gebricht — die Natur den Luxus, den er nicht treiben kann — die Freundschaft das Weltgetümmel, in dem er gar nicht einmal sein möchte. Sein gemeinnützigthätiges Leben ist aber auch nicht ohne Ausbeute im Aeuserlichen für ihn,

sondern lässt so viel auf ihn zurückfliessen, daß er seine Körper- und Sinnenbedürfnisse menschlich befridigen könne, und — Mehr verlangt er nicht. Er mahlzeitet so froh, als frugal, kleidet sich anständig, wohnt reinlich und gemächlich, und genießt nach Zeit und Umständen mit seinen Lieben und Trauten dieses und ienes unschuldige Familien- und Kleinzirkelvergnügen — daran hat er genug. Dabei dehnt sich seine Erdenexistenz so weit und so lange aus, als durch seine körperliche Konstitution die Anlage dazu gemacht ward, und er verliehrt keine Stunde, die ihm von der Natur noch zugedacht war, durch eigene Schuld. War er Greis zu werden bestimmt, so wird er's nicht nur, sondern wird's auch auf die glücklichste Weise. Er denkt, sieht, hört, spricht, geniesst, liebt, segnet bis an seinen Tod. Nahet sich dieser ihm ernstlich und dicht, so, daß er sich ihm preisgeben mus, so blickt er erst nach oben hin, und dann um sich her. Beim ersteren Blick betet er im Herzen — „Du rufst, Menschenvater, mich, und ich komme seelenvergnügt;“ beim letzteren lallt er — „Der Allvater wird auch euch, meine Lieben, rufen; kommet mir seelenvergnügt nach!“

Achte Stunde.

Enthusiasmus für Nützlichwerden und Segenstiften.

Sah ich nicht schon enthusiastische Freunde der Natur, die, wenn sie auf einem mit langer, Hunger und Durst hervorbringender Mühe erstiegenen hohen Berge eine wunderschöne Aussicht vor sich hatten, Essen und Trinken darüber vergaßen, und für Freuden satt waren?

Sah ich nicht schon enthusiastische Philosophen, die, wenn sie nach dem anhaltendsten Spekuliren über die Wahrheit, welche sie suchten, so weit gekommen waren, daß sie sie gefunden zu haben glaubten, auch Essen und Trinken darüber vergassen, und auch für Freuden satt waren?

Sah ich nicht schon enthusiastische Sehnsuchtsvolle, die, wenn ihnen, nachdem sie fast in Verzweiflung deshalb gewesen waren, dennoch ihr höchster Wunsch endlich durch einen eintretenden glücklichen Umstand auf das schönste gelang, Essen

und Trinken gleichfals darüber vergassen, und gleichfals für Freuden satt waren?

Sah ich nicht schon enthusiastische Herzensfreunde, die, wenn sie nach einer Trennung, die sie für eine Trennung auf immer hatten halten müssen, auf das unerwarteteste einander wieder umarmen konnten, ebenso Essen und Trinken darüber vergassen, und ebenso für Freuden satt waren?

Wie? und es sollte nicht dem Manne so gehen, der enthusiastisch das Nützlichwerden und Segenstiften liebt, wenn ihm eine herrliche Gelegenheit dazu sich darbietet? Traun! aus Enthusiasmus für das Gute mus man am ersten Essen und Trinken vergessen können, und für Freuden satt sein. Und — dieser Enthusiasmus soll mich vorzüglich ergreifen.

Bei ihm, nur bei ihm, erfülle ich meine eigentliche höchste Bestimmung. — Warum lebe ich in menschlicher Geselschaft? Warum ist gegenseitiges Abhangen von einander zwischen mir und Andern Meinesgleichen? Warum gibts so mannigfaltige Bande unter uns? Warum sind ihre und meine Unternehmungen und Wünsche von der Art, daß iene nicht gelingen, diese nicht erfüllt werden kön-

nen, wenn wir nicht gemeinschaftlich dazu beitragen? Warum ists mir natürlich, mit Frohen und mit Traurigen zu simpathisiren? Warum ist mein Herz so eingerichtet, daß es im Wohlwollen und im Wohlthun sich am seligsten befindet? — Wozu habe ich auf der andern Seite so einen Reichthum von grossen und mannigfaltigen Kräften, den ich durchaus nicht für mich allein verbrauchen kann? Unverbraucht soll ich ihn doch wohl nicht lassen? Zum Schädlichwerden und Fluchstiften soll ich ihn doch wohl noch weniger verbrauchen? — So sehe ich offenbar ein, daß meine eigentliche und höchste Bestimmung sei, nützlich zu werden, und Segen zu stiften. Je eifriger ich es also mir angelegen sein lasse, dieses zu thun, desto mehr erfülle ich iene. Das blosse Bewustsein aber davon, daß ich meine Bestimmung immer besser erfülle, mus mir, als einem vernünftigen und sittlichen Wesen, schon über Alles gehen — gesetzt auch, daß sie sich nur selbst mir gegeben hätte. Doch — dis zu meinen, wäre Unvernunft; ich meine also lieber, daß sie mir von einem Dritten gegeben worden sei. Wie wird dieser, wenn ich sie mit Eifer erfülle, sein Wohlgefallen an mir auch so haben, wie ich alsdann Selbstwohlgefallen

an mir haben kann! Und — wer ist nun dieser Dritte? Es ist der Herr des Weltalls... Ich liege auf den Knieen meines Geistes vor ihm; doch — o wie tröstet mich das Bewustsein seines Beifalls so, daß ich mich aufrichte, und stehend wieder, und aufdenkend und aufblickend zu ihm, iede Gnade, iede Segnung, die zu meinem wahren Heile gereicht, von ihm mit voller Zuversicht erwarte... Auf, und sei Feuer und Flamme für Nützlichwerden und Segenstiften! denn — dabei erfüllst du deine eigentliche und höchste Bestimmung.

Bei ihm, bei ienem Enthusiasmus für das Gute lebe ich auch nur wahrhaftig, und kann mich nur meines Lebens rühmen. — Was ist das für ein Leben, das man verschläft und verträumt, wo man die Hände müssig in den Schos legt, ganz passif sich verhält, von der Welt nichts nimmt, und der Welt nichts gibt? Menschenleben ists nicht — Pflanzenleben kaum. — Was ist das für ein Leben, das man zwar verwacht, wo man die Hände zwar immer regt, und sich höchst aktif verhält, aber die Hände nur immer nach Genüssen ausstreckt, von der Welt unaufhörlich nimmt, und der Welt nichts wieder gibt? Menschenleben

ists auch nicht — Thierleben kaum. — Das ist Menschenleben, wenn man so viel, als möglich, nur wirkend geniesst, und geniessend auch sogar zu wirken strebt. Wirken, wirken, und zwar wohlthätig wirken — Veränderungen in der Welt um sich her schaffen, und zwar segensvolle Veränderungen — — dis ist ein Leben, wie es sich für solche Wesen, wie wir sind, nur schickt. Dadurch gelangt man zum untrüglichsten Selbstgefühl, zur allervollkomnensten Ueberzeugung von seiner wirklichen Existenz, und zwar unter Achtung für sich selbst zugleich; dadurch empfinden auch Andere unser Dasein auf das zuverlässigste, und zwar froh und sich deshalb Glück wünschend zugleich; dadurch kommt man zu iener Aehnlichkeit mit dem obersten Geiste, zu der man, als zur Geisterwelt gehörig, berufen ist, ia, zur Aehnlichkeit mit Gott, der dadurch der Allseligste ist, daß er Seligkeit durch die ganze Welt verbreitet . . . Auf, und sei Feuer und Flamme für Nützlichwerden und Segenstiften! denn — dabei lebst du, Mensch, nur wirklich.

Bei ihm, bei ienem Enthusiasmus für das Gute wird Jeder hochalt, wenn er auch kein sogenanntes hohes Alter erreicht. — Leben heisst, wie gesagt, wirken, und zwar nützlich wirken, sobald von Men-

schen die Rede ist. Die wahre Länge des Lebens ist also nicht nach der Menge der Jahre, sondern nach der Menge der ausgeübten schönen und grossen Handlungen zu berechnen. Wer mithin in einem kürzeren Dasein so viel Nutzen, als Andere in einem unweit längeren, stiftete, der ward so alt, wie sie, und wer in einem kürzeren Dasein noch unweit mehr Nutzen stiftete, als Andere in einem unweit längeren, der ward älter, als sie. Ich setze hinzu — wem nun auch dazu ein sogenanntes hohes Alter zu Theile wird, der erreicht, wenn er sein ganzes langes Dasein auf Nutzenstiften verwendet, das angegebene Alter des Methusalah... Nidrig und unter aller meiner Menschenwürde würde es von mir gedacht sein, wenn ich sagen wollte, daß man auf dieselbe Weise auch, statt die wahre Länge des Lebens nach der Menge ausgeübter Segenstiftungen für die Welt zu berechnen, sie nach der Menge der für sich selbst geschöpften Genüsse berechnen könnte. Wie lautete alsdann das vorige Raisonnement? So würde es lauten — „Wer in einem kürzeren Dasein so viel sinnliche Genüsse schöpfte, als Andere in einem unweit längeren, der ward so alt, wie sie, und, wer in einem kürzeren Dasein noch unweit mehr

sinnliche Genüsse schöpfte, als Andere in einem unweit längeren, der ward älter, als sie. Ja, wem nun noch dazu ein sogenanntes hohes Alter zu Theile wird, der erreicht, wenn er sein ganzes langes Dasein auf Genusschöpfen verwendet, das Alter des Methusalah." Wie ich aber aus Achtung für mich selbst dem ersteren Raisonnement, in welchem von schönen Handlungen für die Welt die Rede war, von ganzem Herzen beipflichtete, so verwerfe ich auch ebenfals aus Achtung für mich selbst das letztere, welches von angenehmen Genüssen für mich blos handelt, von ganzem Herzen. Extensif kann ich mein Dasein gar nicht verlängern, sondern nur intensif, und dis kann ich nur durch edle Handlungen; weil im nützlichen Wirken das wahre Leben für mich besteht ... Auf, und sei Feuer und Flamme für Nützlichwerden und Segenstiften! denn — dabei erreichst du auf jeden Fall ein hohes Alter, und, wenn die Natur dir wohl will, ein allerhöchstes Alter.

Bei ihm, bei jenem Enthusiasmus für das Gute kann man sterbend das geführte Erdendasein, welches man abgeben mus, mit Seelenruhe revidiren. — Eine Revision, und zwar eine sehr ernstliche und feierliche Revision desselben findet

alsdann gewis Statt, wenn nicht die Abgabe ganz unerwartet und urplötzlich erfolgt. Bei dieser Revision führt aber nicht die Sinnlichkeit, sondern die Sittlichkeit, den Vorsitz. Vielmehr schweigt und verstummt die erstere in ienen Stunden ganz, wo der gänzliche Vergang der bisherigen Sinnenwelt sich entschieden ankündigt, und die Sittlichkeit spricht alsdann einzig und allein, und zwar so laut, wie sie noch nie hatte sprechen können, weil sie durch die sie überschreiende Sinnlichkeit bis dahin immer daran behindert worden war. Was werde ich also alsdann, wenn die Stunde der Abgabe meines Erdendaseins bald schlagen will, zum eigentlichen Gegenstande der Revision desselben machen? Die geschöpften sinnlichen Genüsse etwa? O — diese werden mir äußerst unbedeutend vorkommen, und würden sogar von mir verwünscht und verflucht werden, wenn ich sie auf Kosten meiner Tugend und nützlichen Weltbetriebsamkeit geschöpft hätte. Nein, ich werde vorzüglich revidiren, wie nützlich und wie Segen stiftend ich während meines geführten Erdendaseins gewesen sei. Wenn dann ganze Reihen von geleisteten Segenstiftungen meiner Erinnerungskraft vorübergehen — wenn ganze Reihen von Bildern

meiner Brüder, für die ich die Segenstiftungen betrieb, und die entweder schon nicht mehr leben, oder doch entfernt von mir noch leben, meinem Geiste erscheinen — — (doch, Mancher von ihnen wird sich auch noch sichtbar mir an meinem Sterbebette darstellen) — — o welche Erquikkung werde ich als Sterbender durch die mich dankbar besuchenden Personen, und durch die meine Fantasie besuchenden Bilder erhalten! . . . Auf, und sei Feuer und Flamme für Nützlichwerden und Segenstiften! denn — dabei kann man die Revision, welche man über sein geführtes Erdendasein sterbend hält, nur mit Seelenruhe halten.

Bei ihm, bei ienem Enthusiasmus für das Gute lebt man auf der Erde im Tode noch fort. — Ist das nicht schön, auf der Erde wenigstens gleichsam noch immer fortzuexistiren, wenn man auch auf ihr nicht wirklich mehr existirt? Wer Sinn hat für seine Existenz, der denkt harmonisch mit mir. Freilich kann auch dis gemisdeutet werden, und der ärgste Bösewicht kann ausrufen — „so lebe ich auch im Tode auf der Erde noch fort.“ Wie lebt er aber alsdann fort? Als gewesener Bösesstifter, als Fluch der Welt, als

Ermunterer böser Nachkommen, seinem bekannten Beispiele zu folgen; welch ein gräsliches Fortleben, dessen Erwägung vielmehr der wichtigste Beweggrund für ihn werden sollte, aufzuhören, Bösewicht zu sein! Nur das Fortleben als gewesener Segenstifter kann dem vernünftigen Menschen reitzend sein, und ist allein das wahre Fortleben, wie Segenstiften allein das wahre Leben war. Da lebt man schön fort in den heilsamen Folgen seiner ausgeübten Wirksamkeit, und, wenn diese wieder Ursachen von neuen heilsamen Folgen werden, und diese wieder, und so fort bis ins Unübersehbare hin, so ists eben so, als brächte man diese alle noch selbst hervor, weil sie nicht sein könnten, wenn man nicht höchst an ihrer Spitze gewirkt hätte. Es ist ia hiermit ganz so, wie mit den auf einander folgenden Generationen, deren allerseitiger Vater der Stammvater ist. Welch ein Gedanke aber, noch heilsam auf der Erde zu wirken, wenn man nicht einmal mehr auf ihr existirt, und so wohl gar lange und überlange noch zu wirken! — Da lebt man aber auch noch schön fort in dem Andenken derer, für die man heilsam wirkte, und Segen stiftete — es mögen nun dieienigen selbst sein, für die man ihn zuförderst stiftete, oder ihre

Nachwelt, auf welche er forterbte. Man kann sich darauf verlassen, daß auch der Nahme des Stifters mit auf sie forterbe. Dis geht ebenfals oft ins Unglaublichlange; denn die Nahmen derer, welche sich als Wohlthäter der Menschheit verdient machten, werden in der Geschichte immer wieder aufgefrischt, statt daß man die Nahmen der Unholde aus ihr lieber wegtilgen zu können wünschte. Welch ein Gedanke, noch mit Freuden genannt und geliebt zu werden, wenn man längst schon nicht mehr gesehen wird — nach Jahrhunderten, wohl gar nach Jahrtausenden, noch so genannt und noch geliebt zu werden! — Da lebt man endlich auch noch schön fort in der Nachahmung derer, welche von den herrlichen Beispielen, die man ihnen hinterlies, wenn sie sie auch nicht selbst erblickten, doch hören, oder lesen. Diese Art von Fortleben auf der Erde — welche unstreitig die allerwichtigste ist — reicht auch oft bis ins Unermesliche hin; denn es gibt immer für das Gute schon gestimmte Seelen, welche durch Anschaun und durch Erwägung erhaltener erhabener noch so entfernter Beispiele zu gleichem Enthusiasmus für das Gute aufgestimmt werden. Wie heilsam wirken iezt noch die glänzenden Muster

aus der grauesten Vorwelt — sogar aus der fabulösen Vorwelt! Welch eine Idee nun aber auch, noch Vorbild im Guten für Andere zu sein, wenn das Erdenbild, das man trug, längst verstäubt ist! Kommt da das Gute, welches die Nachahmer, wären's auch die spätesten Nachahmer noch, stiften, nicht mit auf die Rechnung dessen, der ihnen dergleichen vorstiftete? . . . Auf, und sei Feuer und Flamme für Nützlichwerden und Segenstiften! denn — dabei lebst du auf der Erde auch im Tode noch fort, schön fort.

Bei ihm, bei ienem Enthusiasmus für das Gute kann man, abgehend von hinnen, mit Gewisheit darauf rechnen, daß man in höheren Welten auch zu höherem gottähnlichen Wirken angestellt werden werde. — Unstreitig ist der Mensch noch zu erhabenerem Wirken bestimmt, als sein gegenwärtiges irdisches ist. Es schlummern so viel erhabene Kräfte in ihm, die hier nur dann und wann zu einigem Erwachen kommen, und dann wieder einschlummern; wie diese nicht schaffen können, was sie doch schaffen sollten, so entwickeln sie sich auch gar nicht einmal gehörig. Sollten sie einst sich nicht gehörig entwickeln? Sollten sie einst nicht gehörig um sich her schaffen?

Auch der ewige Progres, zu welchem die menschliche Natur auf andern Seiten sich qualificirt, stärkt in dem Glauben, daß dem Menschen in Betref seiner nützlichen Thätigkeit nicht weniger ein ewiger Progres zugedacht sei. Worin seine höhere heilsame Wirksamkeit, sein höheres Segenstiften bestehen werde? welch eine Frage! Noch hätte er ia für eine Antwort darauf gar keine Fassungskraft; verklärt mus er erst werden, um sich auf die Geschäfte der Verklärten verstehen zu lernen. Wer kann errathen, was für ein göttliches Wirken ihm von dem, der sich ihm anschuf, weiterhin und immer weiterhin in seinen künftigen Existenzen aufbehalten sei? Besser handle ich doch auf ieden Fall, wenn ich zwei andere für mich weit wichtigere Fragen in meiner Natureinsamkeit aufwerfe. Erste Frage — „wodurch werde ich höherer Segenstiftungen, als meine gegenwärtigen sind, würdig?" Hierauf kann doch wohl nur die Antwort sein — „dadurch, daß du iezt schon die Segen wirklich stiftest, welche du iezt stiften kannst." — Zweite Frage — „wodurch werde ich sogar auch nur zu ienen höheren Segenstiftungen geschickt und fähig?" Auch hierauf kann nur die Antwort sein — „dadurch, daß du dich hier

schon im nideren Segenstiften übst." ... Nun, dann auf, und dreimal auf, und sei Feuer und Flamme für Nützlichwerden und Segenstiften! Denn — so, nur so, darfst du mit Gewisheit darauf rechnen, daß du in höheren Welten auch zu höherem gottähnlichen Wirken angestellt werden werdest. — —

Ja, so, wie ich ietzt mir zurief, will ich's auch halten. Dis ist mein wahrer Ernst, und so hab' ich auch gar nicht nöthig, für Gelegenheiten erst noch lange zu sorgen, in welchen ich nützlich werden und Segen stiften könnte — sie sind um mich her schon immer da, wenn ich sie nur sehen will. Ich will sie sehen, und sie, sobald ich sie gesehen habe, nach Masgabe meiner Kräfte benutzen. Waltete dann etwa ein Weltvergnügensgenus vor, den ich darüber einbüssen müste — um ihn sei's auf der Stelle geschehen! was kümmert er mich weiter? Ja, wäre ich eben im Begrif, meine ganz gewöhnliche Mahlzeit zu halten, und ich könnte schönen Segen stiften, so will ich mich nicht an den Tisch setzen, sondern für Freuden satt sein. So machte es ein gewisser Herrlicher, der mir deshalb auch sehr schätzbar ist, einst bei Jakobsbrunn.

Neunte Stunde.

Der Aufschwung zur Gottheit.

Welch ein sternvoller Himmel über mir in dieser paradisischen Sommernacht! Nicht, als bedürfte ich seiner, um zu dir mich zu erheben — du Vater des Universums! — nein, wie mein Herz selbst und allein dich mir schon verkündigt, so erhebt es sich auch blos aus sich selbst und ohne alle äuserliche Veranlassung oft zu dir — dennoch aber gibt mir sein Anblick erst die höchste Schwingkraft dazu ...

Sollte es etwa überhaupt zu sinnlich gesprochen sein, wenn ich vom Erheben und Aufschwingen zu dir spräche, weil du kein besonderes Gezelt hättest, sondern allenthalben, also auch auf der Erde und bei mir schon wärest, so sei es — du vergibst es gewis, und verkennst mich dabei nicht, wie ich es meine. Ich fühle mich nehmlich gegen dich als Wurm, der im Staube kriecht; so

glaube ich ieden Gedanken, welchen ich auf dich richte, nicht schuldig demüthiger benennen zu können, als wenn ich ihn eine Erhebung zu dir, eine Erhebung im Geiste zu dir, nenne. Der Himmel — das Universum — bleibt ja dann aber also doch auch im allerwahresten Verstande dein Gezelt, oder das Da, wo du allenthalben bist, wirkend bist. So liegt mir auch nichts daran, daß ich nur die eine Hälfte des Himmels über mir erblicke, während daß die andere unter mir ist — ich habe an der einen Hälfte genug. Ihr Anblick gibt mir in diesen Augenblicken die höchste Schwingkraft bei meinen Erhebungen zu dir. — —

Sterne, die ich ietzt sehe, kann ich euch zählen? Je mehr ich mich zum Sehen anstrenge, desto mehrere erblicke ich von euch. Durch Hülfe eines künstlichen Sehinstruments würde ich euch noch sehr vervielfältigt finden. Aber auch über denen von euch, die das allerkünstlichste Sehinstrument mir zeigen könnte, sind neue Reihen, Mengen und Piramiden eures gleichen, und über diesen wieder andere, über denen wieder andere sind, u. s. f. ins Unendliche! Was sollte denn da sein, wo das Universum ein Ende hätte?

Sterne, die ich sehe und nicht sehe, unzählbare, ins Unendliche hin euch verliehrende Sterne, was seid ihr? Welten seid ihr — Welten nicht nur, wie die Erde, von deren Oberfläche aus ich zu euch aufblicke, sondern Welten von weit erhabenerer Art und von weit ausgedehnterem Umfange, als sie. Sonnen seid ihr; Welten seid ihr, die keines fremden Lichts bedürfen, sondern sich selbst erleuchten — Welten, die millionenmal grösser sind, als die Erde, und die wegen der unermeslichen Entfernung, in der sie mir vorschweben, mir nur so gros, wie die Sterne, welche die Fürsten auf ihren Röcken tragen, oder gar nur als leuchtende Funken, erscheinen. Was für ein unbegreiflicher Raum mus es sein, in welchem ihr in so unzuberechnenden Entfernungen von mir und von euch unter einander neben, über und unter euch zusammen schwebet! Aber — ihr schwebet darin über alles Menschengedenken, und die regelmässige Ordnung, in welcher ihr so schwebtet und fortschwebet, die euch als Universum verbindet, und in der ihr auch nur einzeln bestehen könnet, ist das grosse Geheimnis, dessen Auflösung von ieher verlangt und nicht geschaft ward, und auf immer verlangt und nicht

geschaft werden wird ... O wie vermöchte ich unter dieser Vorstellung zu euch aufzublicken, ohne von dem Glauben an ein unendlich vollkommenstes Wesen, das der Ordner und Regirer eurer Stellungen, des Weltalls Herr und Vater, ist, ergriffen, durchdrungen und himmelan gezogen zu werden?

Ja, Anbetungswürdigster, in diesen Augenblicken beweisest du dich mir so, wie du dich auf der Unterwelt mir nur beweisen kannst; in diesen Augenblicken gehst du gleichsam in deiner Herrlichkeit vor mir vorüber. Ganz und gar meiner Vernunft unwürdig würde ich sein, wenn mir iezt nicht so zu Muthe wäre ... Zweifler! macht's doch nur so, wie ich, und schauet in hellen sternvollen Nächten zum Himmel, und denket dabei, daß dieser Sternhimmel vor langen Reihen von Jahrtausenden schon war, und in den Tiefen der vergehenden und Alles verschlingenden Zeit nicht nur nichts verlohr, sondern sogar an Fülle noch gewann; sollte es alsdann möglich sein, daß ihr im Zweifeln beharren könntet? ... Ihr aber, Spötter, seid des Anblicks des nächtlichen Sternhimmels, und der Ahnungen der Gottheit, welche er eingibt, kaum würdig. So vergrabet

euch immerhin in euren Betten, oder verschwelget, vertaumelt und verbringet die schönsten Nächte auf euren sogenannten Freudensälen; ich segne mich dafür, daß ich frühzeitig menschlicheren Sinnes ward, als ihr, und daß ich mich in diesem edleren Sinne durch Genus des Sternhimmels, so oft ich ihn haben kann, gern zu stärken suche. — —

Aber ach — undurchdringliche Dunkelheiten fallen mitten aus dem so prächtig erleuchteten Himmel iezt auf mich hernider, und Beben erregende Schauer setzen iezt auf mich an, wenn ich die Frage, deren ich mich doch nicht enthalten kann, wage — „Gott, an den ich glaube, weil ich an dich glauben mus, wer bist du? was bist du?“ . . .

Freilich, hier fühle ich mich ganz verlassen — verlassen nicht nur von allen Belehrungen derer, welche iemals über dich nachdachten, sondern auch verlassen von meiner eigenen Vernunft, die mich doch erst beim Anblick zum Sternhimmel zum Glauben an dich hinzwang . . .

Doch, was mus ich, wenn ich mich nur einigermassen von den Beben erregenden Schauern erholt habe, mir zurufen? — „Kannst du denn angeben, wer und was Du seist? Glaubst du

dessen ungeachtet nicht an dich? Nun, so bleib auch bei dem Glauben an Gott, wenn du auch nicht angeben kannst, wer und was Gott sei!" —

Ich finde es wahr, daß ich nicht sagen könne, wer und was ich selbst sei — ich, das Geschaffene — und daß mir dessen ungeachtet mein wirkliches Dasein doch ausgemacht gewis bleibe; so mus ich es auch für sehr vernünftig, für einzig-vernunftmässig, finden, im Glauben an dich, Allschaffer, dessen Dasein sich mir so zuverlässig, wie mein eigenes, darthut, zu beharren, wenn ich auch nicht sagen kann, wer und was Du seist; Unbegreiflich ist und bleibt mir mein eigenes Wesen; was Wunder, wenn mir dein Wesen unbegreiflich ist und bleibt?! Ich bin doch eine verkörperte Vernunft, ein verkörperter Wille, eine verkörperte Kraft, und bin mir dennoch ein Geheimnis; wie ein noch weit unergründlicheres Geheimnis must du, einzig und allein reiner und allerreinester Geist, mir nicht nur iezt sein, sondern auch ewig bleiben! Mein Glaube an dich und mein frommes demüthiges Gefühl für dich sollen dabei nichts verliehren; vielmehr — werde ich schon mit Achtung für mich selbst dadurch erfüllt, daß ich mir unerforschlich bin — wie mus der

Gedanke an deine allerhöchste Unerforschlichkeit mich zur allertiefsten Anbetung gegen dich stimmen!

Genug, du Seele der Welt, du oberster Weltgeist, du bist, und waltest über das ganze Universum, wie der Menschengeist über seinen ganzen Körper waltet. Alle iene zahllosen Sterne sind auch gewis Schaupläze deiner unendlichen Macht, Weisheit und Güte, wie es die in Betracht gegen sie so kleine Erde ist, deren Bewohner ich einstweilig ward. Wie? blos auf dieser, die doch nur ein Planet ist, solltest du dich verherrlichen, und auf ienen unermeslichgrossen Sonnensternen nicht? Ach, noch erhabenere Schaupläze deiner Alles übersteigenden Macht, Weisheit und Güte müssen sie sein, und auf ihnen verherrlichest du dich gewis noch göttlicher, als auf der Erde, und es sind gewis da auch denkende, ia, noch denkendere Wesen, die dich in deinen Verherrlichungen, welche sie umgeben, mit Inbrunst anbeten. Unstreitig haben sie auch insgesamt ihre Planeten, wie die Sonne, welche der Erde die nächste ist, und sie bewohnbar macht, und vielleicht sind alle diese Sonnen dazu bestimmt, die geschaffenen Geister, welche auf den zu ihnen gehörenden Planeten er-

zogen werden, und sich ausbilden, nach und nach zu ihrer Vollendung in sich aufzunehmen. Ach, Vater der Geister, wenn ich so denke, welch einen hochheiligen Anblick gewährt mir dann erst der Sternhimmel da! Nun wird mir das Universum ein grenzenloser Tempel, und ieder Stern eine fromme Halle desselben, in welcher dich eine besondere Art von Vernunftwesen als den Allschöpfer und Allregirer, als die Urquelle alles Lebens, aller Kraft, alles Heils, und als den Herrn der Herrlichkeit, verehrt. Könnte ich unter dieser Vorstellung nach den gestirnten Höhen aufblicken, ohne in die Allverehrung deiner Maiestät, die dort getrieben wird, auf das andächtigste einzustimmen?

O du Wesen der Wesen — Wesen, das allein durch sich besteht, und durch das alle übrige Wesen nur bestehen — Alles in Allem — Gott! wie hast du dich durch das Universum so maiestätisch geoffenbart! wie offenbarst du dich durch dasselbe noch immer maiestätischer! In deiner undenkbaren Macht verliehre ich mich, und würde mich ewig in ihr verliehren, wenn ich mich in deiner unendlichen Liebe nicht wieder fände. Du siehst es gern, wenn ich zu den Füssen deiner Allkraft wie ein Todter nidersinke; im Hui aber breitest du

die Arme deines Allwohlwollens nach mir aus, umschliessest mich damit, und weckest mich wieder von den Todten auf — — verzeihe mir allgnädig diese Bildersprache, deren ich mich gegen dich und von dir bediene! — ich bedarf ihrer ia schlechterdings — wenigstens iezt noch. Vielleicht steht mir ein Zeitpunkt bevor — ich hoffe auf ihn — wo ich ihrer nicht mehr bedürfen werde. So wenig ich weis, was ich sei, und was du seist, so wenig weis ich auch, was du noch aus mir machen werdest; ich erwarte von dir, der Unaussprechlichviel für mich gethan hat, für mich noch Unaussprechlichmehr. Diese Erwartung heilige ich dir; denn du verlangst sie von mir, und ich bin sie dir auch unbedingt schuldig. Ich sehe das, was ich iezt bin, nur durch dich bin, als ein Pfand darauf an, was ich weiterhin sein, nur durch dich sein werde und sein kann. Aber doch — auch iezt schon ist die Bildersprache, deren ich mich gegen dich und von dir bediene, voll hohen Sinnes für mich, und mein Herz versteht sie ganz. Der du Alles in Allem für das Universum bist, du bist auch mein Alles in Allem. Ja, dafür erkenne ich dich an vor allen deinen unzählbar über mir schwebenden und iezt mir leuchtenden Sternen. Alle

die Tausendmaltausende von Gedanken, welche ich denken kann, thun mir nicht genug; nur der Gedanke an dich, allervollkommenstes Wesen, leistet mir Genüge, ach — Uebergenüge. Er ists auch allein, der mir die Kraft zum Thun, wie ich soll, und den Muth zum Leiden, wie ich soll, deren ich ietzt in meiner schwächlichen und bedrückten Lage auf das höchste bedarf, und so lange bedürfen werde, als ich in ihr fortdaure, und Selbstbewustsein habe, wahrhaftig reicht; denn du bist als das allervollkommenste Wesen auch der Einrichter und Regirer des Universums.

Allweiser Einrichter des grenzenlosen Weltalls, du hast der gesamten Natur Gesetze gegeben, durch deren Befolgung sie von Jahrtausend zu Jahrtausend zur Bewunderung aller Menschengenerationen besteht, die Zeuginnen davon wurden. Alle iene Sonnen des Himmels behaupten in dem unendlichen Raume die ihnen von dir vorgeschriebenen Stellungen, und ihre Planeten umwandeln sie in den ihnen von dir vorgezeichneten Bahnen, und auf der Erde, mit der ich am meisten bekannt bin, geschieht alles Entstehen, Vergehen und Wiedererscheinen nach gewissen Regeln, welche du festsetztest. Du Gesetzgeber in der Sinnenwelt bist

aber auch der Gesetzgeber in der moralischen Welt, zu der ich von meiner höheren Wesensseite her gehöre. Das feierliche Sittengesetz, durch dessen Befolgung die sittliche Welt auch nur wohl besteht, ist für alle deine Vernunftwesen da, und du gabst es ihnen. Auch ich bekam es; auch du warst's, der es mir gab und eingab, und der es gleichsam mit unauslöschlicher Schrift in mein Innerstes schrieb. An frommen Vorsätzen, es zu befolgen, fehlt es mir auch gewis nicht; an Kraft aber, diesen Vorsätzen treu zu bleiben, wenn die sinnlichen Begierden sich gegen sie aufmachen, fehlt es mir allerdings. Da mag ich dann alle Gedanken, deren ich fähig bin, aufbieten, wie ich will, um mir die fehlende Kraft zum Guten zu verschaffen — sie leisten am Ende doch das nicht, was ich mir von ihnen versprach; nur der Gedanke an dich stärkt mich im Thun, wie ich soll, wenn ich ihn recht inbrünstig denke, wahrhaftig. Indem ich da dich, den Gesetzgeber für die ganze Natur, auch als Gesetzgeber für meine höhere Menschennatur erblicke und betrachte, müssen ia die Begierden meiner nideren Natur, die sinnlichen Begierden, mit ihren groben Forderungen zurücktreten. Zu welcher Aehnlichkeit sänke ich hinab, wenn ich

ihnen Gehör gäbe? Zur Aehnlichkeit mit blossen Thieren! Zu welcher Aehnlichkeit aber erhebe ich mich, wenn das Sittengesetz — das Gesetz der Heiligkeit und Liebe — mir theuer und werth bleibt? Zur Aehnlichkeit mit dir, o du, der du es mir gabst; denn es ist dein eigenes Gesetz, das Gesetz, das du dir selbst gibst, und selbst befolgst — du Allheiliger! du Allliebender! Und — was für Lohn können mir die sinnlichen Begierden reichen, wenn ich sie über mich gebieten lasse? Nur solchen Lohn, der so nichtswürdig ist, wie sie selbst sind! Welchen Lohn reicht mir aber die Befolgung deines mir gegebenen Sittengesetzes? Den allerwesentlichsten — dein Wohlgefallen an mir, das an sich schon mir das höchste Gut sein mus, das sich aber auch durch die unschätzbarsten Segnungen, welche in seinem Gefolge sind, mir als solches beweisen wird. Verstummen müssen also die sinnlichen Begierden, wenn ich an dich recht inbrünstig denke, und, sobald sie nur erst zum Schweigen gebracht sind, hebt sich die Kraft zum Guten, welche ich, als ein sittliches Wesen, doch offenbar auch besitze, schon blos durch sich selbst... Könnte sie aber nicht etwa in sich selbst wieder nidersinken durch Furcht vor dir, Gesetzgeber, des-

halb, daß ich dein Gesetz nicht vollkommen halten kann? Keineswegs! Du forderst gewis nicht Mehr von mir, als ich leisten kann; du nimmst auch gewis Rücksicht auf Umstände, unter denen ich auch das nicht leiste, was ich sonst wohl leisten könnte; du hast tausend Mittel, durch welche du mein sinkendes Vermögen zum Guten aufrichten kannst und wirst; du wirst mich schon noch in einen höheren Zustand versetzen, in welchem ich dir und mir selbst zum Wohlgefallen vollkommener so thun und lassen werde, wie ich thun und lassen soll. Hier, hier habe ich die wahren Quellen der Kraft zum Guten gefunden; wo entspringen sie aber sämtlich? In dem Gedanken an dich — Gott! Gott! Darum nenne ich dich aus der Fülle meines Herzens mein Alles in Allem.

Allgnädiger Regirer des grenzenlosen Weltalls, du hast bis iezt über die gesamte Natur mit unendlicher Liebe gewaltet. Deine Allseligkeit auf das Höchste mitzutheilen, ist offenbar der Zweck derselben, und du beharrest bei ihm. Nicht genug, daß noch keiner von den Sternen, welche die Alten sahen, einging; es kamen auch in neueren Zeiten

noch mehrere an — wenn's auch nur Nebenplaneten der Erde waren. So bildete sich unter deiner Aufsicht auch sogar das Universum noch immer mehr aus, und ward immer vollkommener; so vermehrten sich nach deinem Willen die Schauplätze deiner unendlichen Macht, Weisheit und Güte noch . . . Sollten nicht auch ungeachtet der allerweisesten Gesetze, auf welchen sich die bestehende Ordnung des Weltalls ursprünglich gründet, dennoch einzelne Abweichungen von selbiger, Irrungen, von Zeit zu Zeit unvermeidlich gewesen sein? Wer nur einen gehörigen Begrif von einem grossen Ganzen hat, das sehr mannigfaltig ist, der glaubt dis schon; wie vielmehr wird's der glauben, der sich in das Ganze aller Ganzen mit seiner Menschenvernunft hindenkt! Wer half den vorkommenden Irrungen im Universum ab? Du, du warst's, der das Universum einrichtete, und du halfst ihnen so ab, daß die allerbewunderns-würdigste Ordnung noch immer am ganzen Himmel Statt findet? . . . Mit dem Planeten, welchen ich bewohne, bin ich am meisten bekannt; wie sind die Revolutionen, welche die Erde von Zeit zu Zeit erlitte, von dir geleitet worden? Eben-

so, wie die Staatenumwälzungen, welche auf ihr vorfielen; so nehmlich, daß nicht nur die Erde selbst immer fortbestand, sondern daß auch die Menschheit auf ihr noch fortdauert... Was bin ich nun gegen das ganze Menschengeschlecht? Was ist das Menschengeschlecht gegen die Erde? Was die Erde gegen das Universum? Wie? und ich sollte dir nicht zutrauen, daß du mein individuelles Schicksal so gnädig regiren werdest, wie du das Schicksal meines ganzen Geschlechts, das Schicksal der Erde selbst und das Schicksal des Universums regirst? Du bist mein Vater, wie des Universums Vater. Also dir, Allvater, überlasse ich die Beilegung aller Irrungen in den Ereignissen meines Lebens, und, wie mir der Gedanke an dich, als Welteinrichter, die höchste Kraft zum Thun und zum Lassen gibt, wie ich thun und lassen soll: so gibt mir auch der Gedanke an dich, als Weltregirer, den höchsten Muth, zu leiden, und über mich ergehen zu lassen, was über mich ergehen und was ich leiden soll. Darum nenne ich dich, der du das Alles in Allem für das ganze Weltall bist, aus der Fülle meines Herzens nochmals auch mein Alles in Allem. Trau=

lich und selig schwinge ich mich in meinen Einsamkeiten zu dir auf — am traulichsten und seligsten beim Anblick des Sternhimmels zu dir auf. Gelobet seist du, daß du mir diesen Aufschwung zu dir auch heute verstattetest!

Zehnte Stunde.

Todtenerscheinungen.

Wie gern unterhalte ich mich mit euch, meine Lieben, die ihr vor Jahren und vor Reihen von Jahren mir voran starbet! Ich habe euch so viel zu danken; durch euch und mit euch ward ich, was ich bin, und genos in eurem Schosse und an eurer Seite die Freuden meiner Ausbildung und noch tausend andere menschliche Freuden. Erscheinet mir, ach, erscheinet mir in den mich zu eurem Erscheinen recht geschickt machenden Dämmerungen dieses Sommerabends! Erscheinet mir in Lichtgestalten, und ersetzet mir dadurch die heutige Dunkelheit des Himmels!

Wie? was begehre ich? Könnte ich so etwas begehren, so hätte ich keine richtigen Vorstellungen von Fortdauer des Menschen im Tode. Wer stirbt, der hört dadurch auf, zur Unterwelt zu gehören, und gelangt in irgend eine der Regionen

der Oberwelt. Dort wird er, wenn wir einander lieb und werth waren, mir wieder erscheinen — es sei in Lichtgestalt, oder in einer andern Gestalt — ich mus ihm aber dahin erst nachgefolgt sein. Zurückkehren zu mir auf Grund und Boden der Erde kann er nicht; er kann dis so wenig, als solche Geister, oder Vernunftwesen, mich besuchen können, die auf andern Sternen zu Hause sind. Wie diese kein Erdengewand iemals hatten, so hat er das seinige sterbend auf immer abgelegt. Nur das Erdengewand aber macht es möglich, auf der Erde zu erscheinen — welch einen grossen, wahren Gedanken denke ich in diesem Augenblick! So sei es, daß Rückkehren der Verstorbenen geglaubt, wohl gar für ausgemachtwahr angenommen worden sind — ich beharre dabei, daß sie nichts, als Spukereien, waren.

Indem ich dieses Urtheil fälle, beuge ich dem Verdachte hinreichend vor, als wenn ich alle diejenigen, welche von ihnen geschehenen Todtenerscheinungen sprachen, des Betrugs bezüchtigen wollte, welchen sie Andern gespielt; aber — des Selbstbetrugs bezüchtige ich sie, wenn sie keine Betrüger waren, mit Recht. Sie glaubten

ihre abgeschiedenen Freunde und Lieben gesehen zu haben — sahen sie sie aber wirklich? Was vermag eine lebhafte Fantasie nicht zu bewirken — besonders wenn sich sehnsuchtsvolle Liebe zu ihr gesellt?! Es gibt Seelenzustände, in welchen der Mensch Alles erblickt, was zu derselben Zeit ein sehr wichtiges Interesse für ihn hat. Wer war nicht schon dabei, wenn Gemüthskranke aus Furcht und Angst auf die Personen, vor denen sie sich fürchteten und ängstigten, hinzeigten, und ausriefen — da stehen sie ia — und sich's nicht ausreden liessen, daß sie nicht da ständen, wenn auch alle Anwesende auf das höchste versicherten, daß selbige schlechterdings nicht da wären? Was der eine Affekt bewirkt, bewirkt auch der andere. Das heftige Verlangen nach geliebten Personen, die dahin sind, vermag Dasselbe, was Furcht und Angst vor solchen Personen, die sich hassenswerth machten, und noch da sind, vermag. In beiden Zuständen ist man im Zustande der Träumenden, mit welchen die Fantasie eine Art von Allwesen treibt. Im ersteren derselben mus dis um so mehr der Fall sein können, wenn die Liebenden allein sind, und sich ihrem Verlangen zur Nachtzeit überlassen. Einsamkeit und Dunkelheit lassen

die Fantasie noch kräftiger und unbeschränkter wirken. In dem gespanntesten Andenken an den Gegenstand ihrer Liebe vergegenwärtigen sie sich dann denselben, und so ist er für sie da — iedoch nicht ausser ihnen, sondern in ihnen. Ist denn aber nicht das, was ausser uns da ist, nur wirklich da?

Dennoch — sollte ich nicht die Kraft meiner Fantasie zu dergleichen Todtenerscheinungen zu benutzen suchen? Ja, das will ich — auch die Fantasie habe ich so wenig umsonst, als die Vernunft; aber — eben an der Hand der Vernunft auch nur will ich sie benutzen. Wollte man mir hier einwenden, daß auf solche Weise es um alle Wirksamkeit der Fantasie geschehen sein werde, so gebe ich dis nicht zu, sondern räume blos ein, daß es alsdann nur um ihre bethörende Wirksamkeit geschehen sei. Ich benutze sie demnach zu dem erwähnten Behufe so, wie ich sie bei andern Gelegenheiten auch benutze; z. B. bei Rückerinnerungen an genossene Freuden, oder bei den Aussichten auf die Erfolge meiner guten Handlungen, oder bei den Erwartungen meiner Bestimmung und der Bestimmung des ganzen Menschengeschlechts. Ich will also in einsamen Naturabend=

stunden an die Besten, mit welchen ich einst auf das vertrauteste lebte, und die mir noch so unendlich lieb und werth sind, denken, auf das innigste denken, will sie mir in ihren mir unvergeslichen Gestalten vorstellen, und auf diese Vorstellung mich fixiren — so wird mir werden, als sähe ich sie. Dis ist die einzigmögliche Todtenerscheinung; sie will ich aber auch recht geniessen — zu meiner Erheiterung und zu meiner Veredlung geniessen. Auch heute, iezt in diesen Augenblicken, will ich sie geniessen; der Abend so schauerlich, so lichtlos — die Schauer weihen mich vor zum guten Empfange der Schatten meiner Lieben — die Lichtlosigkeit bereitet mich zum Erblicken ihrer Schatten im Lichte.

Ach, so gehet vor mir vorüber — gehet nicht blos vorüber, weilet auch vor mir — heilige hochgedachte Bilder meiner mir Allerliebsten und Allerwerthesten! Ich bin hier, und widme mich eurem Erscheinen, das ich selbst schaffe, mit Hülfe meiner Fantasie mir schaffe. Auf wen, ihr holden Abgeschiedenen, sahe ich lieber, öfter, angestrengter, als auf euch, da ihr noch da waret? So sind eure Gestalten mir auf das tiefste eingedrückt, bis auf den letzten Zug mir auf ewig eingedrückt.

Recht inbrünstig diese mir denken, heisst — euch als Geister citiren, und so, wie ihr so citirt werdet, seid ihr da — wenn auch nicht ausser und bei mir, doch in mir. Wohlan, so komm du — und dann du — und dann du — und dann du — —

Nun sah und sehe ich euch — nehmlich so, wie ich euch nur sehen kann. Ich danke euch für die erneuerten Gefühle aus vergangenen seligen Zeiten; ich versichere euch, ihre Erneuerung ist mir noch köstlicher, als sie selbst mir einst waren. So ein Umgang mit euch, als Todten, geht weit über den Umgang, welchen ich bei eurem Leben mit euch hatte . . .

Wie oft sprachen wir über unsere Fortdauer im Tode, und stärkten einander im Glauben an sie! Jetzt, da ihr mir wieder erscheinet, ist mir, als müste ich noch unaufhaltsamer diesem Glauben in die Arme sinken. Ich vergesse keineswegs, daß euer Wiedererscheinen blos idealisch sei; aber — ich kann doch nicht umhin, mir zu gestehen, daß alle die Gründe, welche mich, wie einst euch, zu zuversichtlichen Hofnungen über das Grab hinaus bestimmen, ietzt ihre höchste Bestimmkraft er=

langt haben. Schon dis erhebt meinen gegenwärtigen Umgang mit euch über den vorigen...

Ehemals, als ihr in den groben Hüllen von Erde mich umgabet, waret ihr noch Sterbliche, wie ich zur Zeit noch bin; wie oft sah ich euch da von Gefaren des Todes umringt! wie oft hörte ich euch da seufzen über körperliche Leiden und über vielerlei andere Beschwerden des Lebens! Dis waren immer Herzzerreissende Auftritte für mich; denn, so innig ich auch an euren traurigen Zuständen Theil nahm, so konnte ich euch doch nicht so helfen, wie ich wollte. Jetzt erscheinet ihr mir als Verklärte, die meiner Hülfe nicht mehr bedürfen; ietzt denke ich an euch als an Erlösete, die den Tod überstanden, und alle Erdennoth hinter sich haben; — o wie erhebt sich auch hierdurch mein ietziger Umgang im Geiste mit euch! Wenn ich euch mir nun so vorstelle, wie ihr über die geschehene Ablegung eurer irdischen Hülle so hochzufriden seid, wie ihr den Tod dafür segnet, daß er euch von der Erde höherhin verpflanzte, und wie ihr die wacker überstandenen Leiden dafür benedeiet, daß sie euch zum würdigen Empfange der Herrlichkeit dort so geschickt machten — wie weit wohler ums Herz wird mir dadurch ietzt! Gern,

gern thue ich nun auf euer wirkliches Sein bei mir und mit mir Verzicht, und begnüge mich an dem blos idealischen, weil es für euch so unendlich besser ist. Ich selbst aber habe dabei auch den grossen Gewinn für mein Gemüth, daß ich meine Theilnehmung an euern Zuständen nicht mehr an euren Nöthen, sondern blos an euren Wonnen, übe. Wer kann wahrhaftig lieben, ohne die letztere Uebung der ersteren vorzuziehen? Wer kann wahrhaftig lieben, ohne sich selbst beglückter zu fühlen, wenn er den Gegenstand seiner Liebe ausser aller Noth sich denkt — gesetzt auch, daß er dadurch phisisch von ihm getrennt wäre?...

Aber — o liebe Verklärte! — euer Wiedererscheinen zwingt mir auch noch eine weit grössere Art von Achtung für euch ab, als die war, welche ich für euch hegte, da ihr mich noch in der Hülle von Erde umgabet. Wenn ihr auch meine Lehrer, meine Führer zur Wahrheit waret, wie oft gestandet ihr mir, daß ihr euch selbst vor Irthümern und Trugschlüssen nicht zureichend schützen könntet! Wenn ihr mir auch durch euer Beispiel auf dem Wege der Heiligung wacker vorleuchtetet, wie oft beklagtet ihr es selbst, daß die gröbere Sinnlichkeit und der Glückseligkeitstrieb beim Vor-

leuchten euch lähme! Wenn ihr auch noch so vielwirksam um euch her euch zeigtet, wie oft wünschtet ihr euch in eine Welt hin, in welcher ihr die Hindernisse nicht mehr dabei anträfet, die ihr auf der Erdenwelt bei Ausführung iedes guten Vorsatzes fändet! Jetzt steht es in allen diesen Hinsichten gar anders — weit besser — um euch. Euer Erkentnisvermögen ist erhöhet — euer Erkentniskreis erweitert; ihr könnet Mehr erkennen, und das Erkannte richtiger und deutlicher erkennen, seid vor Trugschlüssen sicherer, und folgert aus erwiesenen Sätzen folgerechter. Euer freier Wille ist wirklich frei, und kann sich der Natur, Würde und Bestimmung eines sittlichen Wesens gemäs, mit seiner eigenthümlichen Kraft auf das Gute richten; keine grobsinnlichen Begierden, deren Quelle im irdischen Körper entsprang, welchen ihr abgestreift habt, stören ihn dabei weiter — kein Trieb nach Glück der Erde, die ihr verlassen habt, beengt und bedrängt ihn dabei weiter. Eure Wirksamkeit im vollkommeneren Körper ist ausgedehnter, angenehmer und der bezweckten Erfolge gewisser; die Welt, in der ihr hauset, gibt euch nicht nur grössere und feinere Geschäfte an die Hand, sondern harmonirt auch mehr mit eurem

Eifer für Segenstiften, und ist euch in dem Masse beim schönen Wirken behülflich, in welchem euch die sublunarische Welt dabei so oft hinderlich war. Ach, wie weit voraus möget ihr also nicht nur mir, sondern auch euch selbst — wie ihr hierniden waret, da ihr von mir wegschwandet — ietzt sein im Erkennen, im Wollen und im Wirken! Wie weise, wie heilig, wie schäpferisch möget ihr sein! Ich kann mir euren Zustand in Ansehung des Verstandes, des Herzens und der Thätigkeit gar nicht erhaben genug über den meinigen denken. So nehmet nicht nur hin von mir noch höhere Achtung, als ich für euch hegte, da ihr mich noch sichtbar umwandeltet; empfanget auch wahre Ehrfurcht von mir! Wie ich gegen Gott Nichts bin, so bin ich auch gegen euch nur Wenig. Welch ein Umgang also ietzt mit euch, Verklärte, gegen den phisischen Umgang mit euch, den wir einst pflegten!

Und nun — liebe Verklärte! — was rufet ihr mir bei eurem Wiedererscheinen noch zu? Dis, dis ist die Hauptsache, welche mir meinen Umgang mit euch im Tode noch weit köstlicher macht, als den Umgang im Leben mit euch. „ „Strebe nach Weisheit, so viel du kannst — du wirst da-

durch zur wahren Weisheit gelangen, wie wir; strebe nach Tugend, so viel du kannst — du wirst dadurch zur wahren Tugend gelangen, wie wir; strebe nach Segenstiften, so viel du kannst — du wirst dadurch zum wahren Segenstiften gelangen, wie wir.„" Ich gebe euch im Geiste die Hand darauf, daß ich euren Zurufen die mir möglichste Folge leisten wolle. Ja, ich gebe euch das Recht, mich bei der Hand, die ich euch gebe, festzuhalten. Verstattet mir nur euer Wiedererscheinen, so oft ich es so, wie heute, in nächtlicher Natureinsamkeit mir von euch erbitte! Auf meine Fantasie könnet ihr euch dabei fest verlassen. — Gehabet euch wohl, Verklärte, Vollendete, wie bis auf wirkliches Wiedersehen, wenn ich meine Erdenhülle, wie ihr, abgelegt habe, so auch bis zum nächsten idealischen Wiedersehen, wenn ich euch als Geister wieder citire!

Eilfte Stunde.

Plötzliches Hinscheiden.

Starben nicht Viele, die ich gekannt hatte, wirklich plötzlich, ia, urplötzlich? Entstarb mir nicht mancher wahre Freund so? Entstarb mir nicht mein allererster Freund so?.. Ja, du mein verklärter Vater, du entstarbst mir so — du, der du das Bild der allervollkommensten Gesundheit, Munterkeit und Kraftfülle warst. Kein Kanonenschus tödtete dich — kein Dolchstich eines Meuchelmörders, kein Sturz vom Pferde, oder sonst etwas von Aussen, entris dich mir; in meinen Armen, an meiner Brust tödtete dich ein Blutschlag. — —

Wo nur erst Vorgänger sind, da gibts gewis auch Nachgänger. Wie unter dir, o Mond, der du iezt zwar Vollmond bist, aber dich hinter schwarzen Wolken verbirgst, nichts Neues, nichts, was nicht schon geschehen wäre, mehr geschieht; so ge=

schieht auch das Alte, Alles, was schon unter dir geschehen ist, von Zeit zu Zeit immer unter dir wieder. Was Vielen schon geschah, wird auch vielen Andern geschehen. Was meinen Freunden geschah, kann auch mir geschehen. Was meinem Vater geschah, geschieht vielleicht mir am ersten. Nun dann — wie der Herr über Leben und Tod will!!!

Im Alterthum hielt man einen plötzlichen Tod für eine besondere Strafe Gottes; selbst in den heiligeren Urkunden der Geschichte grauer Vorwelt finden sich davon Beweise genug. Wissen möchte ich nur, wie man diese Meinung mit dem plötzlichen Tode unschuldiger Kinder, dergleichen sich doch gewis auch von ieher, wie iezt, ereignete, zu vereinbaren gewust hätte. Entging aber den Alten dieser Seitenblick bei der Sache, der doch wohl sehr zur Sache gehört — welcher Inhumanität gegen viele plötzlichsterbende Erwachsene machten sie sich schuldig! Doch, sie gingen ia noch weiter, und erklärten auch Gebrechlichkeit, ia, sogar Armut, für Strafe Gottes, mithin auch ieden Gebrechlichen und Armen für einen bösen, wie ieden plötzlich Gestorbenen für einen gewesenen erzbösen Menschen. Woher dis

alles? Wie sie keine andere Güter, als äuserliche, oder Glücksgüter, kannten, dabei aber doch an einen gerechten, d. h. belohnenden und bestrafenden, Gott glaubten, folglich also auch dieienigen, welche an diesen Gütern Mangel litten, für Strafbare und Gestrafte erklärten: so waren sie auch unbekannt mit dem Glauben an menschliche Fortdauer im Tode, und erklärten also auch die, welche urplötzlich aller solchen besessenen Güter, ia, des Lebens selbst, beraubt würden, für die Allerstrafbarsten und Allergestraftesten. Wie inkonsequent aber auch sogar dachten sie bei diesen ihren Meinungen! Wenn es kein Leben nach dem Tode gäbe, und doch einen gerechten Gott geben sollte, so strafte ia dieser Gott die Bösen durch ihren plötzlichen Tod nicht; er belohnte sie vielmehr. Was können sich Menschen, die im Ueberflusse gelebt und geschwelgt haben, mehr wünschen, als daß sie, wenn das Loos der Vernichtung an sie kommt, urplötzlich sterben? So entgehen sie auch noch sogar iedem Vorwurfe, welchen ihnen ihr Gewissen, ihr sittliches Gefühl, noch auf dem Krankenbette machen könnte; und — so, so wollen sie es ia eben haben... Wenn kein Leben nach dem Tode wäre, und es doch einen gerechten

Gott geben sollte, so müste man ia vielmehr glauben, daß dieser Gott nur gute Menschen plötzlich sterben lassen werde, und daß die, welche so sterben, die Allerbelohnenswürdigsten waren, und die Allerbelohntesten wären. Man müste bei ihrem Tode Gott gleichsam sprechen hören — „zum letzten Segen für eure Tugend sollet ihr auch sterbend nicht lange leiden, sondern so schnell, als möglich, sterben." — —

Vollmond, noch immer bist du hinter den schwarzen Gewölken; ich will mir die Sache, welche mir so sehr am Herzen liegt, recht klar — ohne deine Beihülfe klar — vorstellen. In meinen Zeiten, in welchen man an Fortdauer des Menschen im Tode glaubt, ist dennoch viel für und wider das plötzliche Sterben geschrieben worden, und es hat seine Liebhaber und seine Hasser gefunden. Ich, der ich von ganzer Seele an meine Fortdauer glaube, soll ich einen plötzlichen Tod mir wünschen, oder nicht wünschen? Hier folgt meine bidere Erklärung über diesen mir so äuserstwichtigen Gegenstand. — —

Wenn ich schlechterdings zu wählen hätte zwischen einem sehr langsamen und zwischen einem sehr schnellen Tode, so müste ich den letztern wäh-

len. — Dächte ich noch nicht so, so möchte ich doch nur oft hingehen an die Sterbebetten sehr langsam Sterbender, z. B. an die Sterbebetten der Wassersüchtigen, der Schwindsüchtigen, der von der reissenden Gicht Geplagten, oder der an Herzenspolipen sich Zerängstigenden; gewis würde ich dann bald so denken lernen. Welche unzuberechnende Leiden verursacht dergleichen langwieriges Sterben dem Armen, der zu ihm von der Natur bestimmt ist; sollte ich mir solche wünschen? Wozu denn? Etwa — um nur noch länger zu leben? Was ist das für ein Leben, wenn man Jahre hindurch so allmählich und überallmählich versiecht, sich verzehrt, ausgemergelt wird, und dabei immer mit Schmerzen, oft mit den unleidlichsten Schmerzen, zu kämpfen hat? Oder um etwa in den Tugenden der Leidenden mich noch recht zu üben, den Meinigen schöne Beispiele zu geben, und ihnen Gelegenheit zu verschaffen, ihren Mitleidstrieb an mir recht zu vervollkommnen? Ach, wer weis, ob mein Herz nicht durch die Länge der Zeit den Leiden vielmehr ganz unterläge, und ob es nicht auch die guten Gesinnungen gar noch verlöhre, welche es schon hatte? Wer weis, ob ich nicht den Meinigen häsliche Beispiele

gäbe? Und gesetzt, daß diese in ihrem Mitleid auch nicht gegen mich erkalteten, würde ich nicht durch meinen langen Jammer ihnen lange das Herz zerreissen? Wenn ich dann um meinen Tod oft schmachtend betete, und sie neben meinem Bette mitschmachtend um ihn beteten, und ich und sie immer vergeblich um ihn beteten — wie würde ihnen und mir dann sein?! Da, da ists doch wohl besser, lieber gleich und plötzlich zu sterben, als unter solchen Scenen zehnmal zu leiden und Andere leiden zu lassen... Freilich würden die Meinigen sich auf den Fall meines plötzlichen Todes heftig entsetzen; wenn sie sich aber nur von ihrem ersten Entsetzen einigermassen wieder gesammelt hätten, so müsten sie sich in die Lage denken, daß sie mich wohl den langwierigsten Tod hätten sterben sehen können, und sich durch den Gedanken beruhigen, daß es also doch viel besser für mich und für sie gewesen wäre, daß ich nur wenig, oder gar nicht, sterbend gelitten, und ihnen durch mein Sterben keinen Gram von Jahren gemacht hätte. Daß ich ohne beträchtliche Leiden davon gekommen wäre, würden sie mir doch wohl gönnen, und, wenn sie den langen Gram gegen das kurze Entsetzen in Anschlag brächten, so würde auch der Ge=

winn, welchen sie durch meinen plötzlichen Tod gemacht, ihnen bald in die Augen leuchten. — —

Wenn ich aber wählen dürfte zwischen einem kurzen, sanften Sterbelager und zwischen einem plötzlichen Tode, so müßte ich das erstere wählen — sobald mir meine Vernunft dabei bis an mein Ende gesichert wäre. Nicht etwa, um mich in den wenigen Tagen zu meinem Tode erst noch vorbereiten zu können, weil ich dis zu thun vorher vergessen hätte; ach nein, dazu ist dann nicht mehr Zeit, und mein Herz sagt mir auch, daß ich deshalb eines gewissen kurzen Krankseins vor meinem Tode nicht bedürfe. Ich habe ganz andere Ursachen, derentwegen ich mich zu iener Wahl meiner Todesweise bestimmen würde, wenn sie mir überlassen wäre. Ein herzliches Lebewohl möchte ich doch gern den Meinigen sagen, ehe ich von ihnen scheide; dis kann ich in gesunden Tagen nicht — was würden sie da, wenn ich's ihnen sagte, von mir denken? und — wenn ich's auch thun wollte, an welchem Tage sollte ich's thun? an iedem etwa? so würde das Lebewohlsagen zum Possenspiele. Also — schon der Punkt des Lebewohlsagens an die Meinigen ist mir wichtig. Einsegnen, ia, recht feierlich einsegnen möch-

te ich sie gern sterbend; segnen möchte ich noch gern kurz vor meinem Tode Freunde und Feinde, die ganze Menschheit — segnen noch dann die Erde, auf der ich so viel Gutes genos, wenn ich im Begrif wäre, sie zu verlassen... Hätte ich denn aber auch nicht etwa den Meinigen in meinen letzten Stunden Mancherlei von Bedeutung noch zu sagen? Ach, wie viel fällt in Familien von Zeit zu Zeit vor, worüber man sich zu äusern hat! sollte ich mich über die letzteren Vorfälle nicht auch noch äusern wollen? Wie viel fällt in Familien vor, worüber man sich nur als Sterbender am besten und gesegnetesten äusern kann! Tausend Worte — es mag Worte der Ermahnung, oder Worte der Warnung, oder Worte der Tröstung, betreffen — die man als Gesunder zu den Seinigen spricht, leisten das nicht auf ihr Herz, was zehen Worte der Art leisten, welche man als Todtkranker zu ihnen spricht. Der Gedanke — „nun sprich noch Alles, was du zu sprechen hast!" — gibt auf der einen Seite ausserordentliche Kraft zum Sprechen; der Gedanke — „dieser liebe Sprecher geht nun von uns!" — gibt auf der andern Seite ausserordentliche Kraft zum Zuhören und zum tiefen Beherzigen des Gehörten... Auch

möchte ich gern meinen Tod mit Bewustsein erwarten, und ihn recht Gottergeben in Empfang nehmen. Beobachtrn möchte ich mich unter seinen Annäherungen; bemerken möchte ich die Verwandlungen, welche er an mir treibt. Nicht nur gern gebetet in gesunden Lebenstagen möchte ich haben, sondern auch in iene Welt hinüber möchte ich mich noch beten . . . Darum, darum wünsche ich, daß einst mein Weggang von hinnen nicht plötzlich, sondern durch ein kurzes sanftes Krankenlager, geschehen möge.

Freilich habe ich nur das Wünschen frei; obs erfüllt werden werde, ist die Frage. Also — noch einmal, wie Gott will! Ich mus mein Ende nehmen, wie es kommt . . . Vollmond, ietzt trittst du aus den Gewölken hervor, und leuchtest mir in deiner stillen Maiestät; einsam bin ich zwar hier, aber es ist mir, als ständen Tausende um mich her, und — so rufe ich ihnen zu — —

„Darum, weil man plötzlich sterben kann, so suche sich Jeder von uns immer in einer frommen und sittlichguten Gemüthsstimmung zu erhalten! Nur in einer solchen Stimmung geht man selig in iene Welt hinüber; erhält man sich also immer in ihr, so geht man auch dorthin in ihr über, wenn

man auch noch so urplötzlich vom Tode übereilt werden sollte."

„Darum, weil man plötzlich sterben kann, so habe Keiner einen Feind durch eigene Schuld! Jeder vergebe auch gern, sobald er vergeben kann! Einem Feinde dort wieder begegnen, den man sich selbst zum Feinde machte — einem Feinde dort wieder begegnen, dem man hier schon hätte vergeben sollen — welch ein die Seligkeit störendes Begegnen würde das sein!"

„Darum, weil man plötzlich sterben kann, so sammle sich Jeder, der viel in Zerstreuungen der Welt zu leben hat, oft aus selbigen, lebe alsdann einsam und sich selbst, und revidire sein Leben! Wer mitten im Leben sein Leben fleissig revidirt, der bedarf am Ende des Lebens der letzten Revision nicht, und verliehrt nichts dabei, wenn er um sie kommt."

„Darum, weil man plötzlich sterben kann, so ordne Jeder seine wichtigsten Angelegenheiten bei guter Zeit schon auf seinen Tod hinaus! Daß dis nicht immer geschah, setzte gar zu oft schon bei plötzlichen Todesfällen nicht nur die Familien, sondern auch die bürgerliche Geselschaft, in die grösseste Verlegenheit. Wer also z. B. Geschäfte von

grossem gemeinnützigen Belange betreibt, die durch seinen Abgang stocken müsten, an deren Fortsetzung aber doch der Welt viel liegt, der geselle sich bei Zeiten einen Gehülfen zu, der nach ihm sie betreiben, und die Welt durch sie segnen möge, wie er! Wer beträchtliches Vermögen besitzt, der disponire darüber, sobald er über das Mittelalter hinaus ist! Er baue dadurch unnöthigen Hadern über seinen Nachlas, den er vielleicht plötzlich verlassen könnte, menschenfreundlich vor — gesetzt auch, daß er der gesundeste Mensch noch wäre! Man stirbt nicht davon, wenn man sein Testament macht; man stirbt so wenig hiervon, als man davon stirbt, wenn man an seinen Tod denkt und von ihm spricht. Es hat Leute gegeben, die ihr Testament fünfmal, und zwar alle sechs Jahre, veränderten, also nach dem gemachten ersten Testament noch dreissig Jahre fortlebten — — ebenso, wie es Leute gegeben hat, die bei ieder Gelegenheit von ihrem baldigen Tode sprachen, von iedem ihrer Freunde überlebt zu werden glaubten, und doch alle ihre Freunde überlebten."

„Darum, weil man plötzlich sterben kann, so verschiebe Niemand das Gute, welches er stiften kann und will, auch nur von heute bis auf mor-

gen! Es zeugt nicht nur überhaupt von keinem wahren Eifer für Gutesstiften, wenn man auch nur den geringsten unnöthigen Aufschub damit macht; sondern die Ungewisheit, ob man morgen noch lebe, verwichtigt die Sache noch weit mehr. Wie? wenn man nun morgen nicht mehr lebte? Würde man sich's in iener Welt verzeihen können, daß man durch einen Aufschub von vier und zwanzig Stunden auch nur, sich um die Freude gebracht hätte, sein beschlossenes Gutes wirklich gestiftet zu haben?"

„Darum, weil man plötzlich sterben kann, so mache Jeder Böses, das er heute ausgeübt hat, auch heute noch wieder gut! Es ist nicht nur an sich schon unrecht, mit Wiedergutmachen des Bösen auch nur im Geringsten zu säumen; sondern die Ungewisheit des morgenden Tages widerräth iedes Säumen damit noch unweit ernstlicher. Wie würde man in iener Welt über sich selbst seufzen müssen, wenn man begangenes Böses ganz als Böses auf der Erde blos durch solch Säumen hinter sich zurückgelassen hätte?"

Alles, was von diesen Zurufungen an die Tausende, welche ich, Vollmond, in deinem Lichte

um mich her im Geiste erblickte, auf mich selbst passt, soll auch mir selbst hochheilig sein, und ich will es treu befolgen. Dann kann ich aber auch den urplötzlichsten Tod für mich ruhig erwarten. Ich weis, daß der Herr durch ihn mich nicht wegraffen, sondern selig zu sich aufnehmen werde.

Zwölfte Stunde.

Weise Vorkehr auf Widerwärtigkeiten der Zukunft.

Ein melancholischer Morgen! und ich simpathisire mit ihm — warum, weis ich selbst nicht. Ich habe doch in diesen Augenblicken nicht die geringste Veranlassung dazu. Was mag's denn also sein, was mich dazu verleitet? Ists vielleicht blos mein Hang zur Natur überhaupt, vermöge dessen sie mich gleich stimmen kann, wie sie will? Oder ists etwa eine geheime Ahnung von Widerwärtigkeiten, die mir an diesem Tage bevorstehen? Mit dergleichen Ahnungen hatte ich nie etwas zu schaffen; wohl aber glaube ich, daß ieder Mensch zu ieder Zeit und Stunde in seiner Zukunft Widerwärtigkeiten für sich voraus zu sehen habe, und daß man sich's daher sehr angelegen sein lassen müsse, weise Vorkehr auf sie zu treffen.

Da alle Widerwärtigkeiten im Verluste irgend eines von den Gütern bestehen, welche das äuser-

liche Wohl ausmachen, so mus diese Vorkehr damit anfangen, daß man sich fleissig über die Verliehrbarkeit solcher Güter samt und sonders mit sich selbst unterhalte. Sie werden dadurch keineswegs an sich noch verliehrbarer, vielmehr sichert man sie sich damit oft noch auf das Möglichste — weil man dann auf ihre beste Erhaltung, so viel man diese in seiner Gewalt hat, gewis mehr Bedacht nehmen wird. Den grossen Vortheil aber hat man auf ieden Fall davon, daß ihr Verlust, wenn er wirklich eintreten sollte, nicht ganz unerwartet kommt. Dis benimmt ihm das Betäubende, das Schmetternde, das zu Boden Stürzende; man fasst sich über ihn eher, und erträgt ihn leichter. Wie viel ist hierdurch schon gewonnen! — — Der Gesunde spreche also oft zu sich — „Heute befindest du dich noch körperlichwohl, aber wer weis, wie lange? Vielleicht ist irgend ein Krankheitsstof in deinem Blute, in deinem Nervensistem, in deinen Eingeweiden, schon nahe an seiner Entwickelung, ohne daß du das geringste Gefühl davon hast.“ — Der Begüterte spreche oft zu sich — „Heute lebst du noch in einer Art von Ueberflus, aber wer weis, wie lange? Vielleicht bereitet sich das Misgeschick, wel-

ches dich um den grössesten Theil deines Vermögens bringen wird, in irgend einem verborgenen Lebenswinkel schon zu, und du siehst dich nächstens in eine Art von Dürftigkeit versetzt." — Der Sichere spreche oft zu sich — „Heute geniessest du noch Ruhe von allen Seiten, aber wer weis, wie lange? Vielleicht schmiedet ein Mitbürger, dem du es am wenigsten zutrauen würdest, im Stillen schon Plane gegen dich, deren baldige Ausführung dich Verfolgungen aller Art preisgeben, wohl gar dich unstät und flüchtig machen wird." — Der Geehrte spreche oft zu sich — „Heute hast du noch den Beifall und das Lob der Welt, wer weis aber, wie lange? Vielleicht arbeitet der Neid schon heimlich gegen dich, und die Verleumdung raunt schon hinter deinem Rücken, oder der Geschmack der Welt selbst ist schon in Begrif, sich zu verändern, und du bist in Kurzem ein Gegenstand des allgemeinen Tadels und der öffentlichen Geringschätzung." — Der, welcher von Freunden umgeben ist, spreche oft zu sich — „Heute labest du dich noch im Schosse der Freundschaft, wer weis aber, wie lange? Vielleicht täuschen dich die, mit denen du sonst so traut umgingst, iezt schon nur noch durch verstellte Herz-

lichkeit, und brechen mit dir und verlassen dich in den nächsten Tagen.“ — Der, welcher häusliche Freuden schöpft, spreche oft zu sich — „Heute ist dir dein Haus noch die ganze Welt, wer weis aber, wie lange? Vielleicht schleicht der Bösewicht schon herbei, der dein Familienglück zerstören wird, oder vielleicht drohet den Gegenständen deiner höchsten und dich so beseligenden Liebe schon ganz unbemerkt der Tod, und du findest alsdann, wenn du in deinem Hause nichts mehr hast, in der ganzen Welt nichts.“ — — Wenn alle diese hier aufgezählten Glücklichen oft so zu sich selbst gesprochen haben, und die beschriebenen Verluste treffen sie über lang oder kurz — wohl ihnen alsdann, daß sie iene Selbstgespräche fleissig vorher führten! sie werden sich dann weniger unglücklich fühlen, als sie sich sonst gefühlt haben würden.

Eine äuserst nothwendige Vorkehr gegen die Widerwärtigkeiten der Zukunft besteht darin, daß man immer so lebe, daß weder die Welt, noch das eigene Herz selbst, sagen könne, man erhalte durch sie weiter nichts, als sein Recht. Hierzu gehört allerdings zuförderst, daß man nicht solche thörichte und unsittliche Handlungen begehen müsse, die mit den kommenden Widerwärtigkeiten in einer

wirklichen Kausalverbindung stehen, so, daß es heisse, diese würden nicht erfolgt sein, wenn iene nicht geschehen wären. Wie könnte da zum Leidenden sein eigenes Herz anders sprechen, als — dir geschieht Recht —? Wie könnte die Welt, die ihn beobachtet, anders sprechen, als — ihm geschieht Recht —? Allein — es ist doch nicht damit genug. Die Kausalverbindung zwischen Handlungen und Schicksalen mag immerhin fehlen; es gibt auch eine idealische Verbindung zwischen beiden, die, wenn sie auch nicht — wie ich iedoch gewis glaube — in das Gebiet der Justitz des allerhöchsten Weltrichters gehörte, doch in das Gebiet der Justitz des moralischen Gefühls gehört. Man mus immer so handeln, daß man, wenn Widerwärtigkeiten kommen, gesetzt auch, daß sie wie durch einen blossen Zauberschlag kämen, rein von dem Vorwurfe sei, sie durch diese oder iene Handlung verdient zu haben. Sonst spricht das eigene Herz auch — dir geschieht Recht — und die beobachtende Welt spricht auch — ihm geschieht Recht. Wenn man sich denn aber so gesetzt hat, daß, es komme so schlimm, wie es wolle, weder das eigene Herz, noch die Welt, auf irgend eine Weise vom Rechtgeschehensein sprechen kann —

ach, welches Heil im Unheil! welche Seligkeit in Unglückseligkeit! Nicht nur hat man alsdann den höchsten Trost, welchen ein moralisches Wesen haben kann — den Trost, den man aus sich selbst schöpft; sondern man darf auch mit Zuverlässigkeit auf das Mitleid aller guten Menschen rechnen, vor deren Augen man leidet, und gesetzt, daß man auch keinen weiteren Nutzen davon haben könnte, so ists dem Wackern doch süs, und eine Art von Beistandsempfang gleichsam, von andern Wackern innig bedauert zu werden.

Daher ists dann aber auch Pflicht, als selbst guter Mensch gute Leidende zu besuchen, man mag ihnen helfen können, oder nicht; sie erhalten ebenfals dadurch eine Art von Beistand. Doch — wenn auch dis nicht wäre, so gehört es sehr zu den Vorkehren, welche man auf seine eigenen künftigen Leiden zu treffen hat, daß man so thue. Man sei immerhin gern bei Glücklichen; man sei aber — wenn nicht noch lieber — doch auch gern bei Unglücklichen, besonders bei solchen Unglücklichen, welchen durch ihr Unglück Unrecht geschieht. Der geringste Vortheil, den man davon hat, ist freilich nur der, daß man sich bei ihrem Anblick die Verliehrbarkeit aller äuserlichen Güter,

welche man sonst wohl nur oberflächlich sich denkt, veranschaulicht — ein Vortheil, den man vom Besuche aller Leidenden ohne Unterschied, auch der schlechtesten, haben kann; der höhere Vortheil aber besteht darin, daß man, wenn man es auch selbst schon wüste, doch immer vollkommener lerne, was in grossen Widerwärtigkeiten wahrhaftig tröstet. Die guten Leidenden geben dis bald zu erkennen, und so steht man gewis nicht an, sich noch weit heiliger, als ie, dazu zu entschliessen, ihre bewährten Tröstungen sich zu bereiten. „Ich that nichts — so spricht ihr Anblick, wodurch ich mir das Elend, unter dem ich iezt seufze, wirklich verursacht hätte — darum leide ich gelassen; Zuschauer bei meinem Elende, ich versinnliche dir diese meine Elendsfreude.“ Ihr Anblick spricht aber auch noch weiter — „ich that nie etwas, wodurch ich meines iezigen Elends werth geworden wäre — darum leide ich so ganz gelassen; Zuschauer bei meinem Elende, ich versinnliche dir diese meine höchste Elendsfreude.“ — Wer also gute Vorkehr auf die Widerwärtigkeiten, welche ihm bevorstehen, treffen will, der sei gern bei solchen Menschen, die als Rechtschaffene von Widerwärtigkeiten heimgesucht werden! Da, da ist die wahre Schule für ihn.

Nur aus den verliehrbaren Gütern entstehen die Widerwärtigkeiten des Lebens; gibts denn aber auch nicht unverliehrbare Güter? Ha! wenn's solche nicht gäbe, wie müste man sein eigenes Dasein bedauern! Doch — welcher wirkliche Mensch kennt sie nicht, und legt ihnen nicht — blos als solchen — schon einen höheren Werth bei? Ihr höherer Werth offenbart sich aber dann erst ganz, wenn die verliehrbaren Güter wirklich verlohren gehen; wohl dem, der alsdann sich in ihrem Besitze befindet! Eine der weisesten Vorkehren also auf Widerwärtigkeiten der Zukunft besteht darin, daß man sich dieser Güter vergewissere, sich ihrer in noch immer höherem Masse vergewissere. Güter des Geistes und des Herzens, ihr seid's, deren ich iezt gegen mich selbst so eine ehrenvolle Erwähnung thue. Aufklärung und Veredlung, in deren Gefolge sich wahres und unzerstörbares Heil befindet, sind die Geschäfee, welche man für sich vorzüglichst zu betreiben hat. Wenn dann alles Aeuserliche wankt und fällt, so fällt nicht nur nicht, es wankt auch nicht einmal das Innere — das Licht im Verstande, das Leben im Gemüth. Himmel und Erde könnten vergehen — Kopf und Herz verge=

hen blos deshalb nicht mit. Man sorge also in guten Tagen recht emsig für vernünftige Einsichten — man sorge in guten Tagen recht emsig für edle Gesinnungen; wenn dann Unfälle kommen, die Gesundheit, Habe und Gut, Weltlob, Freundschaft und häusliches Glück, kurz, Alles in Allem, verwüsten, das wahre Heil bleibt unverwüstet. Man entschädigt sich für die erlittenen Einbussen bald durch den Gedanken — „du bist ia doch weise und gut.“ Der einzige Fall, in welchem man durch diesen Gedanken keine Entschädigung zu haben scheinen möchte, wäre der, wenn man in so einen zerrütteten Gesundheitszustand geriethe, daß man ihn nicht mehr denken könnte; alsdann aber bedürfte es auch gar keiner Entschädigung für iene Einbussen weiter. Wer den Entschädigungsgedanken nicht mehr denken kann, der denkt auch die Verlustgedanken nicht mehr, und dann hat er an Allem, was er verlohren hat, im Grunde Nichts verlohren.

Diesen sämtlichen Voranstalten auf zukünftige Widerwärtigkeiten setzt man dadurch die Krone der Weisheit auf, wenn man die Unterweisungen sich recht zueignet, welche die Religion für leidende Rechtschaffene zu ihrer Stärkung hat, und die

theils die höhere Tendenz ihrer Leiden, theils die göttliche Aufsicht über selbige, theils die endliche herrliche Verwandlung derselben, betreffen. Wer für sich selbst vernünftig sorgen will, der schiebt dieses Geschäft nicht auf, sondern betreibt es auf das eifrigste schon in den glücklichsten Tagen seines Lebens. Wenn dann Widerwärtigkeiten eintreten, so steht das Herz schon fest in der Ueberzeugung von den stärkenden Grundsätzen, und öfnet sich sofort ihren Einflüssen, und wird durch sie wahrhaftig gestärkt. — — Von höherer Tendenz der Leiden ist zuförderst die Rede. Die nidere Tendenz derselben lehrt das blosse sinnliche Gefühl — d. h. sie verkümmern den äuserlichen Zustand; ia, dahin zwecken sie sonnenklar ab, aber — nur zuförderst. Ihre anderweitige Abzweckung geht auf die Vervollkommung des inneren Zustandes, auf Ausbildung des Intellektuellen und Moralischen am Menschen. Diese lehrt nicht das sinnliche Gefühl, sondern die Vernunft, und zwar vollkommen erst am Arme der Religion, welche ihre Schüler mit der menschlichen Bestimmung zur Gottähnlichkeit und zum ewigen Fortschreiten in selbiger bekannt macht. Wo kann diese Gottähnlichkeit anders Statt finden, als auf der intel-

lektuellen und moralischen Seite des Menschen? wodurch kann aber der Mensch auf diesen Seiten gegenwärtig mehr ausgebildet werden, als durch Widerwärtigkeiten? Wenn dann der leidende Rechtschaffene, der seine Leiden nicht für Strafe anzusehen hat, mit der höheren Tendenz derselben schon recht vertraut ist, so fasst er sie auch gleich ins Auge, beruhigt sich durch sie, sucht sie zu erreichen, und erträgt sein Unglück in dem Masse zufridener, in welchem er das Bewustsein geniesst, daß ihn dasselbe wirklich immer weiser und besser mache. — — Von göttlicher Aufsicht über die Leiden ist ferner die Rede. Wie herzlich wird diese von der Religion gelehrt! Sei nur der leidende Rechtschaffene in diese Belehrungen recht eingeweiht; wie selig wird er sich dann durch sie fühlen! Schon die Vorstellung, daß seine Widerwärtigkeiten von keinem blinden Zufalle, sondern von höchstobenherab, verfügt wurden, und daß er sie von der Hand des allweisen und allguten Allvaters nehme, wird ihm sehr tröstlich sein. Noch tröstlicher wird ihm der Gedanke sein, daß er, so lange er leiden mus, unter den Augen dieses Allvaters und blos nach seinem Willen fortleide, also nicht schwerer und nicht länger leiden werde, als

zu seinem Besten dient. Am allertröstlichsten wird ihm die Hofnung sein, daß es ihm, so lange er leiden mus, weder an innerlichem, noch an äuserlichem göttlichen Beistande fehlen werde. Sehnsuchtsvoll zwar, aber doch auch Vertrauensvoll, wird er dann dergleichen Beistand erwarten; er wird ihn, so oft er kommt, dankbar in Empfang nehmen, ihn recht benutzen, und so sich durch ihn zu ferneren Leiden hoch gestärkt fühlen. — — Von endlicher herrlicher Verwandlung der Leiden ist zuletzt noch die Rede. Mag die Welterfarung auch immerhin einzelne Beispiele von dergleichen Verwandlungen, welche Rechtschaffenen zu Theile wurden, aufzustellen haben; die Verwandlungen der Art, auf welche die Religion hindeutet, gehen über das Gebiet der Erfarung hinaus, sind die herrlichsten, und stehen iedem wackern Leidenden ohne Unterschied bevor. Wenn nichts, als der Tod, seine Noth endigen kann, und wenn der Tod sie wirklich beendigt hat, so geht er gestorben in einen höheren Lebenszustand über, der nicht nur, wie der Tod, seine Thränen trocknet, und seine Seufzer stillt, sondern der ihm auch für iede geweinte Thräne, für ieden gethanen Seufzer hohen Lohn und überschwengliche Vergeltung reicht. O —

man verwandle diesen heiligen Glauben nur bei guter Zeit schon in seinen innigsten Herzensglauben; auch in den schwersten und hartnäckigsten Leiden wird man aus ihm ohne weiteres eigenes Zuthun alle die Kräfte schöpfen, deren man zum Ausharren in Ergebung an sein Schicksal bis ans Ende bedarf. Man wird alsdann den Himmel gleichsam schon für sich geöfnet sehen, und auf der Erde schon Vorgenus der Herrlichkeit haben, die in ihm bevorsteht. Ja, man wird diesen Vorgenus gerade dann am höchsten haben, wenn die Leiden aufs höchste steigen.

Dreizehnte Stunde.

Betrieb moralischer Selbstausbildung.

Daß der Mensch, als zur moralischen Wesenwelt gehörig, auch kein wichtigeres Geschäft für sich kennen sollte, als sich immer mehr moralisch auszubilden, ist ein Grundsatz, der durch sich selbst so einleuchtet, daß er keines Beweises weiter bedarf. Der Betrieb dieses Geschäfts ist für alle Menschen ohne Unterschied weder überall schwer, noch überall leicht. Auf manchen Seiten wird er Jedem leicht, auf manchen Seiten Jedem schwer, und auf solchen Seiten, wo er dem Einen schwer wird, wird er dem Andern leicht, oder, wo er dem Einen leicht wird, wird er dem Andern schwer. Das individuelle Temperament eines Jeden gibt hierüber den Aufschlus. Es lässt sich kein Temperament denken, das nicht angeschaffene Anlage zu gewissem Guten, zu gewissen Tugenden, enthielte; so lässt sich auch kein Tempe=

rament denken, das nicht angeschaffenes Widerstreben gegen gewisses Gutes, gegen gewisse Tugenden, mit sich brächte.

Wo fängt man nun wohl an, seine moralische Selbstausbildung zu betreiben? Die gesunde Vernunft kann nicht anders antworten, als — da, wo du angeschaffene Anlage zu gewissem Guten bei dir findest; mit solchen Tugenden fang an, die dir von Natur leichter werden! Man hat wohl dergleichen natürlichen Stimmungen zum Guten allen Werth abgesprochen, und sie fast mit dem blossen thierischen Instinkt in eine Reihe gestellt; man ist aber offenbar damit in der Sache zu weit gegangen. Alles, was behauptet werden kann, ist nur dis, daß man von solchen Stimmungen zum Guten, welche man durch Raisonnement sich erst selbst verschaft, weit mehr Ehre habe, als von ienen, und daß Tugenden, welche uns von Natur schwer werden, uns mehr moralische Würde geben, als andere, die uns von Natur leicht werden. Dabei darf dann doch aber der eigenthümliche Werth des Guten, das uns natürlich ist, und wozu uns unser Temperament schon geneigt macht, nicht verkannt, oder übersehen, werden. Temperamentstugenden

sind die Tugenden, in welchen wir es am ersten sehr weit bringen können, und auf der Seite, auf welcher uns sogar die Natur zu Hülfe kommt, geht unsere sittliche Ausbildung am schnellsten glücklich von statten. Wer sollte also nicht wenigstens gewissermassen gern ein sittlichguter Mensch sein wollen, und in solchen Tugenden sich eifrig üben? Auch sollten wir durch Gutes, das uns leicht wird, Lust zu solchem Guten bekommen, das uns schwer wird; wir sollten dadurch, wenn wir in ienem bald eine schöne Höhe erstiegen, und dabei mehr Achtung für uns selbst empfänden, Muth erhalten, auch dieses zu erringen. Ja, kann denn das natürliche Gute am Ende nicht auch durch Raisonnement noch veredelt werden? Und dann, dann wird es doch in der That die herrlichste Grundlage, auf der wir unsere gesamte sittliche Vervollkommung bauen und ausbauen können. — Mensch von sanftem Temperament, dir wird es leicht, an den Schicksalen Anderer Theil zu nehmen — dir wird es leicht, friedfertig zu sein, auf strenges Recht Verzicht zu thun, und nachzugeben — dir wird es leicht, erlittene Beleidigungen zu verschmerzen, und deinem Widersacher zu verzeihen — dir wird es leicht, an

einer mässigen Lage genug zu haben — dir wird es leicht, wirkliche Leiden gelassen zu erdulden; sieh, zu welchen Schönheiten des Lebens hat die Natur für dich die treflichsten Anstalten gemacht! Auf, erwirb sie dir, und übe dich recht in Theilnehmung, in Friedfertigkeit, in Versöhnlichkeit, in Zufridenheit und in Geduld — welch ein Liebenswürdiger wirst du werden! — Mensch von feurigem Temperament, dir wird es leicht, grosses Gutes zu unternehmen, ohne lange erst den Ausgang davon zu berechnen — dir wird es leicht, Hindernisse bei Ausführung wackerer Vorsätze zu überwinden — dir wird es leicht, den Planen der Bösewichter dich entgegenzustellen — dir wird es leicht, dich in offenbare Gefaren für Andere zu wagen — dir wird es leicht, der Wahrheit und der Unschuld das Wort zu reden, und Opfer für sie zu bringen; sieh, zu welchen Höhen der Herrlichkeit hat dich die Natur bestimmt! Auf, ersteig sie, und übe dich recht in erhabenen Entschliessungen, in Besiegung eintretender Schwierigkeiten, im Widerstande gegen mächtige Unholde, in Verspottung augenscheinlicher Gefaren für Hülfsbedürftige, und in hoher Selbstverleugnung — welch ein Verehrungswürdiger wirst du werden!..

Wo mus man aber fortfaren, seine moralische Selbstausbildung zu betreiben? Das bidere Gewissen kann nicht anders antworten, als — da, wo du angeschaffenes Widerstreben gegen gewisses Gutes bei dir findest; mit solchen Tugenden fahre fort, die dir von Natur schwerer werden! Es bleibt dabei, daß man von diesen mehr Ehre habe, als von andern, die uns von Natur leicht werden, und daß man sich selbst eine weit höhere moralische Würde durch sie ertheile. Sollte man denn aber auch wohl genug daran haben wollen, daß man nur gewissermassen und auf gewisse Weise ein sittlichguter Mensch sei? Nein, man mus auf alle Weise ein solcher zu sein suchen.

Zu dergleichen Tugenden, zu welchen das Temperament nicht stimmt, vielmehr wohl gar verstimmt, mus man sich durch Raisonnement zu stimmen unverdrossen bemühet sein. Wozu hätten wir sonst Vernunft, die Raisonnirkraft? und ist es nicht der wichtigste Dienst, den sie uns leisten kann, wenn sie uns bei unserer moralischen Ausbildung gegen die Gebrechen des Temperaments Beistand erzeigt? .. Jeder mus wissen, zu welchem Guten er, ohne daß weitere Vor-

frage durch äuserliche Umstände an ihn deshalb geschieht, ungeneigt sei; wer diese Wissenschaft nicht besässe, dem müste es um seine moralische Selbstausbildung gar nicht zu thun sein, und — so wäre ihm auch gar nicht zu helfen. Wer nun aber diese Wissenschaft besitzt, der mus sich auch mit den Gründen recht bekannt machen, welche Neigung zu dergleichen Gutem erwecken können, und die ihm fehlenden Tugenden besonders empfehlen. Diese Gründe halte er sich dann oft vor, vorzüglich alsdann vor, wenn er Gelegenheiten, bei welchen er Tugenden der Art an den Tag legen sollte, kommen sieht, und also noch Zeit genug hat, mit sich selbst darüber zu sprechen. Je mehr er so thut, desto mehr wird sein Gemüth sich zu ihnen stimmen, und so wird er es nach und nach dahin bringen, daß ihm Tugenden, die ihm ehemals äuserst schwer wurden, endlich auch leicht werden. Verabsäumt er aber, so zu thun, so werden sie ihm immer schwerer werden. Weil er nehmlich alsdann sich in den entgegengesetzten Gesinnungen üben wird, so wird sich zu seinem widerstrebenden Temperament auch noch die Macht der Gewohnheit gesellen, und ihm zuletzt die ihm fehlenden Tugenden gar u n m ö g l i c h machen.

Man kann sich aber bei dieser Art von Selbstveredlung, welche man durch Raisonnement betreibt, auch sehr dadurch zu Hülfe kommen, wenn man den Umgang solcher Menschen sucht, welche das Gute, zu dem man von Natur nicht geneigt ist, in einem hohen Grade besitzen, und durch ihr Benehmen wacker äusern. Der Kontrast, welchen man da zwischen ihnen und sich findet, und der zu ihren Gunsten gereicht, wirkt mit seiner beschämenden Kraft auf das Gemüth. Man sieht sein Raisonnement bestärkt, und erblickt das Schöne der fehlenden Tugenden, welches man sich sonst nur vordemonstrirte, in wirklicher menschlichen Gestalt. Man gewinnt es noch höher lieb, und es entsteht ein edler Nachahmungstrieb, der dem Herzen die wesentlichsten Dienste leistet. Ueberhaupt ist es ia ein Erfarungsgrundsatz, daß der Umgang mit Andern die grössesten Gemüthsumstimmungen zu bewirken vermöge. Er hat aber keineswegs nur eine verbösernde, sondern auch eine veredelnde Kraft; woraus dann freilich die Regel der Weisheit sich ergibt, daß man seinen Umgang sehr sorgfältig und vorsichtig zu wählen habe ... Hier ist die Rede davon, daß er uns den Erwerb solcher Tugenden erleichtern solle, zu

welchen wir von Natur und vermöge unseres Temperaments eben nicht geneigt sind, und so bleibts dabei, daß man gern mit solchen Personen umgehen müsse, die mit dergleichen Tugenden geschmückt sind. Je vertrauter man mit ihnen umgehen kann, desto besser für unser Herz ... Du also, der du über iedes kleine Unrecht, das man dir zufügt, gleich aufbrausest, und dich dafür auf der Stelle gern rächen möchtest, wähle ia nicht ähnliche Brauseköpfe zu deinen Freunden — du würdest sonst ein unerträglicher Mitbürger werden; wähle dazu Gesetzte und Friedliebende — du wirst dann deine übertriebene Empfindlichkeit allgemach herabstimmen lernen, und bald im Stande sein, leicht zu verschmerzende Einbussen zur Erhaltung des Friedens in der bürgerlichen Geselschaft auch wirklich leicht zu verschmerzen. — Du, der du, wenn du Hindernisse bei dem beschlossenen Guten antriffst, dir deinen Entschlus gleich leid werden zu lassen pflegst, schliesse dich ia nicht an Menschen an, die es auch so halten — du würdest sonst ein wahrer Taugenichts werden; schliesse dich an Stätige an, die durch Hindernisse, welche sie bei ihrer nützlichen Thätigkeit vorfinden, nur noch thätiger werden — ihre Stätigkeit wird dann bald in dich

übergehen, und du wirst am Ende mit Hindernissen beim Guten blos spielen können, wie sie. — Du, der du bei iedem Verluste, mit dem dich die Zukunft zu bedrohen scheint, gleich in die ängstlichste Besorgnis geräthst, und des schuldigen Vertrauens auf den Regirer deiner Schicksale uneingedenk wirst, pflege ia nicht vertrauten Umgang mit gleichen Aengstlichen und Vertrauenslosen — du würdest sonst so weit in deiner Furchtsamkeit gehen, daß dich zulezt ein rauschendes Blat zittern machte, und würdest ein völliger Ungläubiger werden; gehe traut um mit Seelen, die mit männlicher Ruhe die Zukunft erwarten, und sich an den, der ihr höchsten Orts vorsteht, mit Zuversicht auf seine Weisheit und Güte hingeben — ihre Ruhe wird dann bald die deinige werden, und du wirst unter dem Schirme des Höchsten allen Bedrohungen der Zukunft Troz bieten. — Du, der du, so bald du nicht so viel hast, als du gern haben möchtest, gleich unzufriden mit deiner Lage wirst, vermeide die gleichfals Unzufridenen der Art — du würdest sonst, wenn du sie immer ungebürlich klagen hörtest, der allerungebürlichste Klager; suche die, welche mit ihren kümmerlichsten Lagen zufriden sind — ihre Zufridenheit wird dir Zufriden-

heit einlehren. — Du, der du über iede Kränkelei gleich ächzest und iammerst, bleib weg von denen, die auch nicht den geringsten Körperschmerz ertragen können — du würdest sonst so kaducirt, daß dich iede Windwende, iede Luftveränderung, dir, wie den Deinigen, die dich warten und pflegen sollen, unausstehlich machte; besuche fleissig Kranke, die unter schweren und langwierigen Krankheiten geduldig, beharrlichgeduldig leiden — da wirst du werden, was du werden sollst.

Vierzehnte Stunde.

Empfehlungswürdige Wachsamkeit.

Wer wacht, der bemerkt, was um ihn her geschieht, oder geschehen soll; er bemerkt also auch die Gefaren, welche seine äuserliche Wohlfart bedrohen, und sucht sich vor ihnen zu hüten. Mit Recht spricht man daher auch von einer moralischen Wachsamkeit, oder davon, daß man immer auf der Hut sein müsse vor solchen Gefaren, welche unser höheres Heil, unsere Herzensgüte und unsere Herzensruhe, bedrohen. Wer dis für zu kleinlich, oder doch für zu beschwerlich, halten könnte, der hätte sein eigenes Herz nicht lieb, und ihm müst's um seine Sittlichkeit gar nicht zu thun sein. Gefaren der Art gibts aber überall, und nur dadurch, daß man sie bemerkt, und sich vor ihnen zu hüten sucht, wird man geschickt, ihnen glücklich zu entgehen, und seine Güte und Ruhe zu behaupten.

Die sittlichen Gefaren, welche uns unser Temperament zu bereiten pflegt, stehen allerdings obenan. Wache also zuförderst über dein Temperament! — Temperamentsfehler sind deine häufigsten Fehler.

Hast du ein hitziges Temperament, so sei auf deiner Hut, wenn du beleidigt wirst, damit dich kein unvernünftiger Zorn ergreife, oder nicht gar eine noch unvernünftigere Rache in dir auflodere. — Hast du ein hitziges Temperament, so sei auf deiner Hut, wenn du einen Entschlus von Wichtigkeit fassest; damit du ihn nicht so schnell ausführest, wie du ihn fassest, sondern erst noch recht überlegest, ob er dich nicht bald gereuen möchte! — Hast du ein hitziges Temperament, so sei auf deiner Hut, wenn du die Handlungen Anderer auf der Stelle beurtheilen willst; damit du nicht lobpreisest, was nicht lobzupreisen ist, und nicht verdammest, was nicht zu verdammen ist.

Hast du ein träges Temperament, so sei auf deiner Hut, wenn du eine schwere Pflichterfüllung leisten sollst; damit du dich nicht etwa ihr ganz und gar entzieheſt, oder sie doch nur blos obenhin leistest! — Hast du ein träges Temperament, so

sei auf deiner Hut, wenn dich Andere zur Mitthätigkeit bei guten Werken auffordern; damit du sie nicht allein lassest, und so ihr gutes Werk zerstörst! — Hast du ein träges Temperament, so sei auf deiner Hut, wenn ein Nothleidender bei dir Hülfe sucht; damit du mit der Hülfe nicht zu spät kommest, und die Gelegenheit, eine menschenfreundliche That zu verrichten, versäumest!

Hast du ein frohes Temperament, so sei auf deiner Hut, wenn sich dir sinnliche Freudengenüsse darbieten; damit du nicht in ihrem Genusse ausschweifest; — Hast du ein frohes Temperament, so sei auf deiner Hut, wenn Andere lächerliche Thorheiten begehen; damit du nicht über sie scherzest, und dadurch deinen Beifall ihnen gebest! — Hast du ein frohes Temperament, so sei auf deiner Hut, wenn dein Feind unglücklich wird; damit du nicht ganz unwillkürlich ein Schadenfroh werdest!

Hast du ein trauriges Temperament, so sei auf deiner Hut, wenn die Aussichten in die Zukunft für dich zweideutig werden; damit du nicht weiter nichts, als Jammer, vor dir erblickest! — Hast du ein trauriges Temperament, so sei auf deiner Hut, wenn dich ein wirklicher Verlust trift;

damit du nicht die Ungeduld bei ihm übertreibest! — Hast du ein trauriges Temperament, so sei auf deiner Hut, wenn der Weltlauf für die Menschheit verworren geht; damit du nicht den Glauben an Gott und das Vertrauen auf ihn aufgebest!

So mus man über sein Temperament wachen; neben dem Temperament aber ists der Glückseligkeitstrieb, welcher sittliche Gefaren in Menge und von Wichtigkeit zu bereiten pflegt. Wache also auch sehr über ihn!

Der Glückseligkeitstrieb ist ein eben so natürlicher Trieb, wie der Lebenstrieb. Er ist allen empfindenden Wesen mitgetheilt — sie insgesamt begehren nicht Sein blos, sondern Wohlsein. Dem Menschen, als einem nicht nur empfindenden, sondern auch vernünftigen Wesen, ist er am höchsten mitgetheilt; weil er die Beschaffenheit seines Zustandes nicht nur fühlt, sondern auch denkt. Grosse Anstalten sind auch von der Natur gemacht, diesen Trieb, welchen sie uns gab, zu befridigen, und es bleibt auch ausgemachtwahr, daß wir, wenn er nach den Regeln unseres Gewissens befridigt wird, auf allen Seiten stärker zum Guten werden. Aber — welche Forderungen macht er oft! Ja,

er macht solche Forderungen, die auch die erste Gewissensregel überschreiten. Wache also auch recht über ihn!

Wache über den Glückseligkeitstrieb, **wenn er dich von Erfüllung einer wirklichen Pflicht abhalten will** — darum abhalten will, weil du äuserlichen Schaden von ihr hättest!.. Wache also über ihn, wenn er dir den Rath gibt, der Wahrheit nicht das Wort zu reden, weil du dir dadurch Verdrus bereitetest! — Wache über ihn, wenn er dir eingibt, Unschuldigverfolgte nicht in Schutz zu nehmen, weil du sonst selbst wohl verfolgt werden würdest! — Wache über ihn, wenn er sich alsdann, wenn du mitten im Vergnügensgenusse begriffen, eine menschenfreundliche That verrichten sollst, gegen diese That und für ienen Vergnügensgenus aufmacht! — Wache über ihn, wenn er dich von redlicher Fürsorge für die Deinen und von Wohlthätigkeit gegen arme Mitbürger dadurch abhalten will, daß er dir zuflüstert, du müstest dich selbst deshalb einschränken!

Wache über den Glückseligkeitstrieb, **wenn er dich zum offenbaren Bösen verleiten will!** .. Wache also über ihn, wenn sich dir Freuden darbieten, deren Genus weder mit

deiner Vernunft, noch mit deinem Gewissen, vereinbar ist! — Wache über ihn, wenn er dich auf den Einfall bringen will, dich auf Kosten Anderer zu bereichern, oder sonst zu vergrössern! — Wache über ihn, wenn er dir rathet, dich durch Lügen von wohlverdienter Strafe zu befreien! — Wache über ihn, wenn er dich anreitzt, dein heilig gegebenes Wort zu brechen, weil du vom Halten desselben Verlust erlittest, den du vorher nicht gesehen, oder doch nicht gehörig berechnet hättest!

Wache über den Glückseligkeitstrieb, wenn Andere dich mit Verlusten bedrohen, falls du nicht an ihrer Seite mitschlecht werden wolltest! ... Wache also über ihn, wenn es heisst — wir verlassen dich, wenn du an unserem üppigen Leben nicht Theil nimmst! — Wache über ihn, wenn man dir sagt — wir verfolgen dich, wenn du nicht selbst der Gegenstand unserer Ueppigkeit wirst! — Wache über ihn, wenn die Sprache geführt wird — wir machen dich blutarm, wenn du unsere schändlichen Plane, die du zu kennen Gelegenheit hattest, entdeckst! — Wache über ihn, wenn die noch abscheulichere Sprache ertönt — werde unser Werkzeug bei Aus-

führung unserer Höllenplane, oder wir stürzen dich in die Abgründe der untersten Hölle!

Wache über den Glückseligkeitstrieb, wenn Andere dir Gewinn vorspiegeln, falls du an ihrer Seite mitschlecht würdest!.. Wache also über ihn, wenn man zu dir spricht — wir schenken dir eine ansehnliche Geldsumme, wenn du ein falsches Zeugnis für uns ablegen willst — du bedarfst ihrer ia —! Wache über ihn, wenn man zu dir spricht — wir verschaffen dir ein Haus, wenn du zu Allem schweigst, was wir thun — du hast ia noch keines —! Wache über ihn, wenn man zu dir spricht — wir bringen dich zu besserem Brodte, wenn du die Bolzen verschiessest, welche wir drehen — du stehst ia so schlecht —! Wache über ihn, wenn man zu dir spricht — wir setzen dich zum Erben ein, wenn du unsern Feind auf die Seite bringen hilfst — unser Nachlas ist gros —!

So mus man über den Glückseligkeitstrieb wachen, wie über das Temperament; ausser beiden aber führen auch die fremden Beispiele viele und grosse sittliche Gefaren herbei. Man mus also auch wachen **über sie.**

Es könnte vielleicht scheinen, als thäte man am besten, wenn man gar nicht auf Beispiele Anderer achtete, weil sie alsdann auch gar keine solche Gefaren für uns bringen könnten; wie klein möchte aber wohl die Zahl derer sein, welche ihren Sittlichkeitsweg ohne alle fremde Führung und ganz allein glücklich fortgehen könnten! Ja, sollte es auch wohl schon irgend einen Menschen gegeben haben, der dis durchgesetzt hätte? Wer diesen Ruhm sich zueignen will, der müste doch erst bedenken, daß viel edle Beispiele zu seiner moralischen Ausbildung beigetragen haben können, ohne daß er deutliche Wahrnehmung davon hatte. Er versetze sich nur in die Zeiten seiner Jugend, die die Grundlage vom ganzen phisischen Leben nicht nur, sondern auch vom ganzen moralischen Leben sind, zurück — welchen Antheil wird er den wackern Beispielen seiner Eltern, Erzieher und Lehrer an seiner sittlichen Bildung und Ausbildung zugestehen müssen! Aber auch dem Manne ist es keine Schande, Ehre vielmehr, wenn er beim Anblick erhabener Beispiele sich zur Nacheiferung bewegt fühlt. Ja, ist und bleibt es denn nicht sogar ein herrliches Mittel, uns zu den Tugenden zu stimmen, zu welchen wir von Natur nicht gestimmt sind, daß

wir Personen oft vor Augen haben, welche dergleichen eifrigst üben? Die Sache ist doch also blos, daß wir nur gute Beispiele mit ihrer Kraft auf uns wirken lassen, und daß wir vor den Einwirkungen der bösen auf uns stets auf unserer Hut sind. Wache also über die fremden Beispiele!

Wache besonders über sie, wenn sie dir Mächtige, Angesehene, Vorgesetzte geben! Die Beispiele dieser sind für dich der grösseren Wichtigkeit der Personen wegen, welche sie geben, auch von grösserer Gefärlichkeit, sobald es böse Beispiele sind. Die Mächtigen, die Angesehenen, die Vorgesetzten thun aber oft unrecht. Sobald also dein Gewissen etwas, das sie ausüben, hiefür erklärt, so ehre sie zwar für die Person, verabscheue aber ihre Handlung! Sie können dich verlassen, dir Verdrus machen, dich wohl gar heftig bedrücken, wenn du ihr Beispiel nicht zum Muster für dich nimmst — Alles wahr; ists aber doch nicht besser, als wenn dich dein Gewissen bedrückte, dein Zurückgang in Ausbildung deiner sittlichen Natur dir den wesentlichsten Verdrus machte, und du von dir selbst verlassen wärest?

Wache über die Beispiele Anderer besonders auch dann, wenn sie dir deine Freunde, deine Geliebten, geben! Freundschaft erhöhet die Kraft des Beispiels noch weit über den Grad, welchen sie blos durch äuserliche Superiorität der Beispielgebenden erhält; Liebe, Liebe aber hebt sie bis zum allerhöchsten Grade empor. Die Freunde, die Geliebten thun auch oft unrecht. Sobald dir also dein Gewissen sagt, daß das, was sie thun, wirklich unsittlich sei, so liebe sie zwar für die Person, hasse aber ihr Thun! Es wird dich freilich schmerzen, wenn sie deshalb, daß du ihren Beispielen nicht nachahmest, kälter gegen dich werden; beruhige dich aber durch den Gedanken, daß du auf solche Weise doch warm gegen dich selbst bleiben könnest — als woran dir am meisten gelegen sein mus.

Wache über fremde Beispiele auch dann ganz besonders noch, wenn sie der grosse Haufe dir gibt! Er nennt sich Welt, und du lebst mitten in der Welt. Mit der Welt möchtest du es nicht gern verderben, und — wer kann dir, obenhin die Sache betrachtet, dabei Unrecht geben? Mode — dis ists, worüber es hier zur Sprache kommt. Es gibt blos läppische Moden, von de-

ren Mitmachung die Vernunft schon abrathet; es gibt aber auch sündliche Moden, vor denen das Gewissen auf das ernstlichste warnt. Sobald du solche erblickst, so las den grossen Haufen grossen Haufen sein, und entferne dich von ihm! Er wird dich zwar einen Sonderling schelten; ists aber nicht herrlich, ein braver Sonderling zu sein? Und gesetzt, du hättest Weltverluste davon, daß du nicht einstimmtest in den schlechten Ton des grossen Haufens — dein Herz wird dich dafür allgenugsam entschädigen — las es dir mehr werth sein, als den grossen Haufen, mehr werth, als die ganze Welt! — — —

Wer so wacht über die Gefaren, welche sein höheres Heil von Seiten des Temperaments, des Glückseligkeitstriebes und des fremden Beispiels bedrohen, der setzt sich in den Stand, solch Heil — seine Herzensgüte und seine Herzensruhe glücklich zu behaupten.

Funfzehnte Stunde.

Musterung der Beweise für die Wahrheit eines Religionssistems.

Jedes Religionssistem möchte gern für wahr, ia, für einzigwahr, gelten. Jedes hat daher auch wirklich irgend einen Beweis für seine Wahrheit aufgestellt, und würde sehr gegen sich selbst gefehlt haben, wenn es nicht so gethan hätte; weil es sonst nicht das geringste Glück gemacht haben würde, indem es dem Menschen unmöglich ist, ohne allen Beweis zu glauben. Dieselbe Vernunft aber, welche es dem Menschen unmöglich macht, ohne allen Beweis zu glauben, gibt ihm auch das Recht, ieden Beweis, durch den er zu glauben aufgefordert wird, zu prüfen. Das christliche Religionssistem hat dieses Menschenrecht nicht blos anerkannt, sondern auch feierlich bestätigt. Mag das Pfaffenthum immerhin viele Jahrhunderte hindurch hiervon nichts haben wissen wollen;

der Protestantismus hat besagtes Recht wieder in Aufnahme gebracht, und in den neuesten Zeiten sehr wacker gehandhabt. Ohne alle Furcht und Bangigkeit darf man ietzt auch sogar die Beweise für die Wahrheit des Christenthums mustern, und kann dabei auf den dankbaren Beifall seines erhabenen Stifters, wie auf den Beifall aller ächten Verehrer desselben, rechnen. — —

Ist es wohl ein geltender Beweis für die Wahrheit eines Religionssistems, wenn gesagt wird, sein Erbauer habe mit Gott gesprochen, und es also von Gott selbst empfangen?.. Im ersten Moment könnte dis vielleicht als der allergeltendste Beweis angesehen werden; sobald sich aber die Vernunft besinnt, erwiedert sie — „das höchste Wesen kann nicht anders mit Menschen sprechen, als durch mich — ich bin sein Stellvertreter, sein Organ. Ich mus es mir zwar gefallen lassen, wenn die Fantasie sich neben mich stellt, und meine Rechte usurpirt, aber — ich billige so etwas nie. Mag sie doch mit ihrer Vorspiegelungskraft vorspiegeln, was sie will — ich verwende den Spiegel; gesellt sich aber vollends Betrugslust zu ihr, so zertrete ich den Spiegel.“ Man weis es, daß

selbst in den neuesten Zeiten noch ein jüdischer Philosoph die Allerhabenheit des Mosaismus daraus zu beweisen versucht habe, daß sein Stifter mit Gott gesprochen hätte; die Philosophie verlies ihn aber, als er so that, und er bewies damit weiter nichts, als — daß er dem Glaubensstolze seiner Nation so ergeben sei, wie der Pöbel derselben. — Dem Stifter des Christianismus gereicht es zur höchsten Ehre, daß er nicht mit dem Vorgeben auftrat, er habe mit Gott gesprochen, und daß er noch weniger darin den Hauptbeweis dafür, daß sein Wort Gottes Wort sei, setzte. Ob er gleich dis auch behauptete, so pflegte er doch es ganz anders zu beweisen, und zwar so, daß man mit ihm deshalb auf das Höchste zufrieden sein mus.

Ist es ferner wohl ein geltender Beweis für die Wahrheit eines Religionssistems, wenn man irgend ein Buch, das sein Urbuch ist, für von Gott eingegeben erklärt?.. Diese sogenannte Inspiration hat viel Aehnlichkeit mit dem wirklichen Sprechen mit Gott, das gewissen Religionsstiftern nachgerühmt worden ist; die Vernunft kann sich daher auch nicht beifällig auf sie einlassen. Offenbar hat diese doch wohl

wenigstens gleich Recht, wenn sie spricht — „vorgegebene Inspiration eines Buchs kann das, was das Buch lehrt, nicht als Wahrheit beweisen, sondern die Wahrheit dessen, was das Buch lehrt, müste erst die Inspiration des Buchs beweisen, und — ob es wirklich Wahrheit lehre, dis mache ich nur aus.“ Auch auf das Urbuch des Christianismus, auf das Evangelienbuch, mus dis an sich schon angewendet werden dürfen; folgende Gründe aber berechtigen noch mehr dazu. Man findet erstlich gar nicht, daß sich irgend ein Evangelist auf göttliche Eingebung dessen, was er schrieb, berufen habe; Lukas that vielmehr in seiner kleinen schönen Vorrede alles Mögliche, um der Meinung, als wenn er inspirirt worden sei, als ein ehrlicher Mann vorzubauen. Hätte er Ahnung von den Inspirationsträumen in der späteren christlichen Kirche haben können — in der That, er hätte sie nicht vollkommener für blosse Träume hinstellen können, als so, wie er gethan hat. — Man findet aber auch ferner eine grosse Verschidenheit des Vortrags bei den Evangelisten; woraus sattsam erhellt, daß Jeder bei dem, was er schrieb, sich selbst überlassen gewesen sei, und nach seinen eigenen Kentnissen, nach seiner indi=

viduellen Vorstellungsweise, ia, sogar nach seinem besondern Temperament und Penchant, geschrieben habe. Wer kann z. B. im Johannes den Mann verkennen, der sich zum Misticismus hinneigte? — Man findet endlich auch offenbare Widersprüche in den evangelischen Erzählungen, welche von der Art sind, daß alle Versuche, sie zu vereinigen, bisher verunglückten, und auch auf immer verunglücken werden. Es gibt kein undankbareres Unternehmen, als — die Aufstellung einer Harmonie unter den vier Evangelisten. — — Mit Recht hat man also in der aufgeklärteren protestantischen Kirche aufgehört, die göttliche Eingebung des Evangelienbuchs, welches das Urbuch des Christenthums ist, nicht nur für den Hauptbeweis, sondern auch für irgend einen Beweis für die Wahrheit des christlichen Religionssistems gelten zu lassen.

Ist es ferner wohl ein geltender Beweis für die Wahrheit eines Religionssistems, wenn Weissagungen citirt werden, welche dem Stifter desselben vorangegangen sein sollen?.. Die Gabe, das Bessere zu weissagen, lag von ieher so tief im Menschen, wie die Gabe, das Bessere zu wünschen und zu hoffen.

Kein Wunder also, wenn sich auch Weissagungen besserer Glaubenszeiten, wie Weissagungen besserer Genuszeiten, von ieher vorfanden; der Mensch von Bildung hälts ia vorzüglich mit den ersteren. Wenn dann Gläubige an einen Lehrer, der ihrer Meinung nach eine bessere Religion einführt, dergleichen vorgefundene Weissagungen auf ihn deuten, so handeln sie wenigstens nicht inkonsequent, und, wenn ein Lehrer selbst, der überzeugt ist, er führe eine bessere Religion ein, sie auf sich deutet, so handelt er völlig konsequent. Er wünscht Eingang bei seinen Zeitgenossen zu finden; so benutzt er den prophetischen Nachlas der Vorwelt für sich, so gut er ihn benutzen kann. Nur darf keiner von beiden Theilen, weder seine Kirche, noch er selbst, aus den vorgefundenen Weissagungen einen wirklichen Beweis für die Wahrheit seiner Lehre führen; die Wahrheit seiner Lehre mus vielmehr den Beweis dafür führen, daß die Weissagungen in ihm und durch ihn erfüllt worden sind. In welchen Glaubenswirwar würden wir sonst durch die Weissagungen gesetzt! Jeder Schwärmer könnte auftreten, und sagen — „sie sind durch mich erfüllt,“ und iede Rotte, die dem Schwärmer nachschwärmte, könnte aus-

rufen — „sie sind durch ihn erfüllt.“ — — Der Stifter des Christenthums hat sich in Hinsicht auf Weissagungen für ihn auf das weiseste benommen. Er warf sie nicht weg, weil seine Nation auf Weissagungen viel bauete; er benutzte also die, welche auf ihn passen konnten, um bei ihr desto bessere Aufnahme zu finden — nie aber hat er sie zum eigentlichen Beweise für die Wahrheit seiner Lehre gemacht. Was die Evangelisten mit ihren Lieblingssprüchen — „hier ward erfüllt“ — oder, „auf daß erfüllt würde“ — versucht haben, ist ihm nicht beizumessen. Auch Alles, was Petrus und Paulus in Anwendung alter Weissagungen auf ihn gethan haben, haben sie blos zu verantworten — nicht er. Man kann der ehemaligen Sucht, Alles, was im neuen Testament geschah, im alten Testament geweissagt zu finden, nicht besser überdrüssig werden, als wenn man lieset, daß auch sogar Cyrillus von Jerusalem, der erst im vierten christlichen Jahrhundert lebte, seine Schicksale darin noch geweissagt fand. — — Es gereicht also der protestantischen Kirche zur Ehre, daß sie den Beweis für die Wahrheit des christlichen Religionssistems aus alten Weissagungen ganz aufgegeben hat. Manche dieser Weissagun-

gen wurden sogar damals erst gemacht, als sie schon erfüllt sein sollten; die übrigen insgesamt waren bereits erfüllt, wohl gar lange schon erfüllt, ehe Jesus auftrat, und seine Religion in die Welt einführte.

Ist es ferner wohl ein Beweis für die Wahrheit eines Religionssistems, wenn man von Wundern spricht, die sein Stifter gethan habe?.. Der Wunderglaube war der älteren Vorwelt eigen; in unseren Zeiten behagt er nicht mehr, und zwar aus sehr unverwerflichen Gründen. Wir sind in den Naturkentnissen weiter gekommen, als sie, und so können wir Vieles schon für ganz natürlich Geschehen erklären, was sie für Wunder noch erklärte. Daraus, daß wir nun schon viele sogenannte Wunder als Nichtwunder hinstellen können, ergibt sich der Glaube für uns, daß unsere Nachwelt — und wenn es auch eine spätere wäre — alles das für Nichtwunder erklären werde, was wir ia iezt noch für Wunder erklären möchten. „Es gibt keine eigentlichen Wunder" — so spricht iezt die gesunde Vernunft. — Gesezt iedoch, es könnte Jemand Wunder thun; folgte daraus, daß, wenn er Stifter einer Religion würde, seine Religion

Wahrheit wäre? Darum etwa, weil die Gottheit, welche allein die Kräfte, Wunder zu thun, mittheilen könne, durch Mittheilung dieser Kräfte an ihn seine Lehre beglaubigt hätte? So müste es nicht auch Schwärmer, ia, offenbare Täuscher, gegeben haben, die in den Ruf des Wunderthuns kamen. Wollte man hierauf erwiedern, daß diese nur der Aberglaube in einen solchen Ruf versetzt habe, so gäbe man ia selbst den allersichtbarsten Wink darauf hin, wie vielleicht Alle und Jede, die iemals in diesen Ruf kamen, in ihn gekommen sein möchten. — Bestände man aber dennoch darauf, daß Wunder, die ein Religionsstifter verrichte, Beweise für die Wahrheit der Religion, welche er stifte, wären, so könnten sie es ia doch nur für seine Zeitgenossen, und für dieienigen, sein, welche sie mit ihren eigenen Augen sähen. Diese allein sind im Stande, sie zu untersuchen, und richtig über sie zu urtheilen; wer dürfte auf blosse Wundererzählungen, und wohl gar auf solche, die sich aus Jahrtausenden herschreiben, irgend einigen Verlas nehmen? Und — wie weitläuftig würde hierdurch die Sache gemacht! Also — um Glauben an einen Religionsstifter zu haben, müste man erst Glauben an seine

Wunder haben, und dann müſte man, um Glauben an ſeine Wunder zu haben, erſt wieder Glauben an die Erzähler derſelben haben, und — wie wäre dieſer wohl zu erhalten? — Handelte alſo die proteſtantiſche Kirche nicht ganz ihrem Geiſte gemäs, wenn ſie auch unterlies, die Wunderthaten Jeſu ferner für einen Beweis der Wahrheit der chriſtlichen Religion zu halten? Hat ſie nicht dabei ihren Herrn und Meiſter ſelbſt ganz für ſich? Dieſer gab ſein Misfallen an dem groſſen Werthe, welchen ſeine Nation auf Zeichen und Wunder ſetzte, öffentlich zu erkennen, und erklärte ſogar, daß auch falſche Propheten dergleichen verrichten könnten.

Iſt es ferner wohl ein geltender Beweis für die Wahrheit eines Religionsſiſtems, daß ſich für ſeinen Stifter wunderbare Begebenheiten ereignet haben ſollen? . . Man ſieht gleich auf der Stelle, daß es um dieſen Beweis nicht beſſer ſtehe, als um den Beweis aus den Wundern, die ein Religionsſtifter gethan haben ſoll. Alles, was wider den letzteren gilt, gilt auch wider den erſteren. Kann es alſo der proteſtantiſchen Kirche wohl zum Vorwurfe gereichen, wenn ſie von beiden keinen Gebrauch

mehr für das Christenthum machen will? Es kommt aber auch sogar noch dazu, daß die Diversität der vier Urerzähler von Jesu nirgends grösser ist, als bei Erzählung seiner wunderbaren Begebenheiten. Wovon der Eine sehr ausführlichen Bericht erstattet, davon schreibt der Andere gar nichts, und wovon sie insgesamt Bericht erstatten, darüber sind ihre erstatteten Berichte unvereinbar.

Mag diese Musterung der Beweise für die Wahrheit der Religionssisteme für das christliche auch noch so unglücklich ausgefallen zu sein scheinen; es verliehrt dabei nichts — es gewinnt vielmehr dabei.

Sechzehnte Stunde.

Nachtrag zur funfzehnten.

Es gibt nur einen einzigen geltenden Beweis für die Wahrheit eines Religionssistems, nehmlich — die Uebereinkunft desselben mit der gesunden Vernunft. Die Religion, welche man für wahr anerkennen soll, mus auf keine Weise sich auf Beweise von aussenher stützen; sie mus sich durch sich selbst beweisen. Man mus, wenn man ihren Vortrag hört, sich gedrungen fühlen, zu sich zu sagen — „ia, so must du glauben, wenn du den dir angeschaffenen Wahrheitssinn nicht verleugnen, sondern dich in der Würde eines denkenden und urtheilenden Wesens behaupten willst." Die Vernunft ist die Oberrichterin über alle Meinungen; an sie sind wir von der allerhöchsten Vernunft, von Gott, dabei gewiesen, und die religiösen Meinungen dürfen am wenigsten sich ihrem Richterstuhle ent=

ziehen wollen. Sollte die höchste Vernunft uns nicht vielmehr ganz vorzüglich bei unsern allerwichtigsten Meinungen — bei Religionsmeinungen — an unsere Vernunft gewiesen haben? . .

Sobald also ein Religionssistem mit der gesunden Vernunft nicht übereinkommt, hilft Alles nichts, was auch sonst zur Empfehlung desselben aufgestellt werden möchte. — Es hilft nichts, wenn es heisst, sein Stifter habe mit Gott gesprochen, und es von Gott selbst empfangen; vielmehr wird alsdann klar, daß sein Stifter nicht mit Gott gesprochen haben könne. — Es hilft nichts, wenn gesagt wird, das Urbuch, in dem es enthalten sei, sei von Gott eingegeben; vielmehr wird alsdann klar, daß dieses Buch nicht von Gott eingegeben worden sein könne. — Es hilft nichts, wenn noch so viel alte Weissagungen auf seinen Stifter gedeutet werden; vielmehr wird alsdann klar, daß diese Weissagungen, wenn sie auch wirklich existirten, doch nicht auf ihn zu deuten wären. — Es hilft nichts, wenn tausend Wunderthaten, die sein Stifter verrichtet hätte, und die allerunnatürlichsten Begebenheiten seines Lebens erzählt werden; vielmehr wird alsdann klar, daß alle diese Erzählungen nichts, als Erdichtungen, sind.

Sobald aber ein Religionssistem mit der gesunden Vernunft übertinkommt, bedarf es auch keines weiteren Beweises für seine Wahrheit; dieser Beweis für selbige ist nicht nur alleingeltend, sondern auch vollgültig. Alsdann ists so gut, als hätte sein Stifter mit Gott selbst gesprochen, oder, als wäre das Buch, welches sein heiliges Depot ist, von Gott eingegeben worden; es ist so gut, als wären seiner Stiftung hundert Weissagungen vorangegangen, und als hätten seine Stiftung tausend Wunderthaten und Wunderbegebenheiten begleitet. Ja, besagter Beweis ist auch noch darum besonders vollgültig, weil er nicht nur den Zeitgenossen des Stifters, sondern auch allen wirklichen Menscheu zu ewigen Zeiten Genüge leistet; denn welcher wahrhaftigvernünftige Mensch müste sich nicht schämen, wenn er an ihm nicht genug haben wollte?

Lange hat die spätere christliche Kirche diesen Beweis für die Wahrheit des Christenthums, wo nicht fast ganz übersehen, doch nicht gehörig gewürdigt. Endlich kam der Wahrheitsgeist über ihre Lehrer, und da fanden sie, daß das Evangelium aus dem Menschen selbst hervorgehe, und daß die Lehre Jesu durch ihre Vernunft-

mäßigkeit für ihre Göttlichkeit die sicherste Bürgschaft leiste. Sie fanden, daß Jesus selbst auf die Uebereinkunft seiner Lehre mit der gesunden Vernunft, als auf den Hauptbeweis ihrer Wahrheit provocirt, ia, wenn auch nicht die rohere Volksmasse, doch die Gebildeteren unter seinen Zeitgenossen, bei seinen Glaubensforderungen einzig und allein auf sie hingewiesen habe. Dis ists eben, was die höchste Zufridenheit mit ihm darüber bewirken mus, daß er, ohne vorzugeben, er habe selbst mit Gott gesprochen, dennoch behauptete, sein Wort wäre Gottes Wort — immassen es mit den Aussprüchen der Vernunft, durch die Gott ursprünglich spricht, auf das vollkommenste harmonire. Die Lehrer fanden ferner, daß die Apostel eben so gethan hätten, wie ihr Herr und Meister. Ja, sie fanden, daß auch die erste christliche Kirche noch so gethan habe. So thaten sie ebenfals wieder so, und, wer nun ein aufgeklärter Protestant sein will, der erkennt keinen andern Beweis für die Wahrheit seines Glaubens an, als die Konvenienz desselben mit seiner Vernunft. Mit Recht spricht man nun ienes Wort, das die Juden, welche Jesum verwarfen, wider ihn aussprachen, für ihn aus — „was

dürfen wir weiter Zeugnis? Er lehrt Wahrheit, weil das, was er lehrt, aus uns selbst hervorgeht."

Es fällt gar nicht schwer, einzusehen, wie es gekommen sei, daß die spätere christliche Kirche diesen Hauptbeweis für das Christenthum zu urgiren nachgelassen, und sich lieber an andere Beweise, wie Inspiration, Weissagungen, Wunderthaten und Wunderbegebenheiten sind, gehalten habe. Man wich nehmlich vom reinen Evangelium ab, und stellte für das ursprüngliche einfache christliche Religionssistem, das mit der Vernunft ganz übereinkam, ein anderes hin, das die Vernunft gegen sich empörte; konnte man da wohl noch ienes Beweises sich bedienen? Man hätte ia warlich damit selbst den Stab über das Christenthum gebrochen. Vielmehr, ie grösser die Verfälschung des christlichen Religionssistems ward, desto mehr muste man auch sogar vom blossen Mitsprechen die Vernunft entfernen; wie dann auch wirklich am Ende auf die zügelloseste Weise geschah. Man nahm nicht nur die krassesten Inspirationsbegriffe in Ansehung der Bibel an; man lies auch auf Päbsten, Koncilien und Kirchenvätern den Geist Gottes ruhen. Man hatte an den

Wunderthaten und Wunderbegebenheiten, die von Jesu erzählt worden waren, nicht genug; man schmiedete auch Legenden von ähnlichen Thaten und Begebenheiten, die in der Kirche noch immer fortgeschähen. Dis Alles that man, um den mit der Vernunft unvereinbaren Kirchenglauben gegen ihre Einreden zu schützen. Den Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts gebührt unser Dank dafür, und gewis konnten sie auch auf den Dank Jesu selbst dafür rechnen, daß sie der Sache des Christenthums wieder eine vernünftigere Wendung gaben. Sie verwarfen nicht nur geradezu die Fortdauer der Inspiration und der Wunder in der Kirche, sondern sie brachen auch durch ihre Appellation an den gesunden Menschenverstand gegen die Verfälscher des Christenthums die Bahn dazu, daß der Beweis aus der Uebereinkunft des christlichen Religionssistems mit der Vernunft für seine Wahrheit wieder emporkäme. Nun sind wir Gottlob so weit, daß dieser Beweis wieder, wie Anfangs, für den Hauptbeweis gilt. Mag immerhin noch zuweilen hier und da ein protestantischer Lehrer sichs angelegen sein lassen, die sogenannten historischen Beweise über ihn zu erheben; er richtet, wie man noch neuerlichst gese-

hen hat, mit seinem Beginnen nichts mehr aus.

Wollte man iedoch aber ia noch auf historische Beweise für die Wahrheit des Christenthums halten, so gibts auch dergleichen noch; nur sind sie von ganz anderer Art, als dieienigen, welche man, wenn man von historischen Beweisen zu reden pflegt, dabei vor Augen hat.

Der Stifter des Christenthums hat nicht nur untadelhaft gelebt, sondern ist auch bewunderns-würdigschön gestorben — dis ist der Erste dieser Beweise. — Eine Religion, die ihren Stifter so untadelhaft leben, so bewundernswürdigschön sterben lässt und macht, mus doch wohl die wahre sein. Mag er phisische Wunder gethan haben, oder nicht; sein herrlicher Tod unter allen den Umständen, unter welchen er ihn starb, war ein moralisches Wunder, das er that — woher empfing er die Kraft zu diesem Wunder? Gab sie ihm etwa seine Nation durch den Gedanken, er habe sie gerettet? — diese ward ia vielmehr durch seinen Tod unrettbar, und verspottete ihn sterbend noch. Verlieh sie ihm etwa die Rückerinnerung an die Treue seiner Apostel? — auch diese wurden ihm ia vielmehr im Tode ungetreu, verlies-

sen ihn und flohen. Nahm er sie etwa aus dem Anblick seiner ihm treu bleibenden Mutter, die bei seinem Kreutze stand? — ach, ein solcher Anblick eignete sich ia vielmehr dazu, sein Herz zu entkräften, als es zu stärken. Nur der Glaube also, den er lehrte, weil er ihn selbst hatte, konnte ihm die Kraft, so wunderschön zu sterben geben; folglich mus dieser Glaube der rechte, der wahre Glaube für Menschen sein.

Die Hunderttausende nicht nur, welche in den ersten Zeiten der christlichen Kirche dem Stifter derselben als Märtirer ebenso wunderschön nachstarben, sondern auch die Millionen, welche durch alle christliche Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag mit hoher moralischer Güte ihren Erdenwandel führten, und, ohne Märtirer werden zu dürfen, ihn mit der schönsten Seelenruhe beschlossen, mögen der zweite gültige historische Beweis für die Wahrheit des Christenthums sein. Er steht mit dem ersten in der nächsten Verwandtschaft, und bedarf also keiner weiteren Auseinandersetzung; was für den ersten gilt, das gilt auch für den zweiten.

Der dritte gültige historische Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion lautet so —

„Wenn das Christenthum für die Welt auch das nicht geleistet hat, was es zu versprechen schien, so kann man doch nicht in Abrede sein, daß das Licht und Recht und Heil, welches iezt auf dem Erdboden angetroffen wird, eine Wirkung desselben sei. Gott will die Seligkeit und Glückseligkeit der Menschen; die Religion also, welche Beide so viel als möglich, seit Jahrhunderten und Jahrtausenden befördert, mus wahr, mus göttlichwahr sein. Mögen sich nun für ihren Stifter wunderbare Begebenheiten ereignet haben, oder nicht; genug, an ihrer Hand haben sich doch wunderbare Begebenheiten für die Menschheit ereignet. Wo ist auf diesen Tag noch mehr Licht, Recht und Heil, als in christlichen Ländern."

Daß dieses heilige Drei nicht in dem Masse da ist, in welchem es da sein könnte und sollte — woran liegt's? Am Christenthum selbst, das seine ganze Tendenz zu ihm hin bekam, doch wohl nicht? Erst lag's an den christlichen Lehrern; nun liegt's an den christlichen Fürsten. Wie aber der Wahrheitsgeist über die Lehrer kam, so wird er auch über die Fürsten kommen — wenn's anders in diesem Leben geschehen soll.

Wenn dann Friede von aussen wird, wie Friede von innen, so wird das Christenthum auch den höchsten aller historischen Beweise für sich geführt haben, daß Wahrheit mit ihm sei.

Siebenzehnte Stunde.

Wahre bürgerliche Gleichheit.

Es ist der Menschheit eigen, daß sie in grosser Noth alle ihre Kräfte spannt, und gewaltsam von einem Extrem zum andern springt. Ebenso eigen ists ihr aber auch, daß sie hernach bald einsieht, wie hierdurch für ihren wahren Vortheil gleichfalls nicht gesorgt sei, und deshalb sich allmählich wieder in die Mittelstrasse zurückzieht. — —

So entsteht dann auch ganz urplötzlich aus der Ungleichheit der Staatsbürger, wenn sie zu ungeheuer wird, ein ebenso verwerflicher Gleichheitsschwindel. Ueber lang oder kurz mus es auf das höchste empören, wenn diejenigen, welche dem Staate am wenigsten geben, am meisten von ihm nehmen, der unweit grössere Volkstheil hingegen dem Staate blos geben soll, ohne sich's auch nur einfallen zu lassen, etwas von ihm nehmen zu wollen. Im wirklichen Taumel über das heillose

Misverhältnis wird dann des Gebens an den Staat lieber gar nicht mehr gedacht; Alle wollen nur von ihm nehmen, und zwar auf eine so vollkommen gleiche Weise, die weder möglich ist, noch rathsam wäre. Lange kann iedoch diese Schwindelei nicht dauern; denn es ist zu einleuchtend, daß, wenn Alle nicht geben, Alle aber doch nehmen wollen, die Gleichheit, nach der gerungen wird, am Ende darin bestehe, daß sie allerseits nicht nehmen können. Man gibt also die übertriebene Gleichheit als lächerlich auf, behält aber auch den Abscheu vor der übertriebenen Ungleichheit bei, und fängt an über wahre bürgerliche Gleichheit nachzudenken. Es kann nicht fehlen, daß diese bei wirklicher Geistesruhe bald gefunden und bestimmt werde, und dann — wohl dem Staate, der sie in seinen Schos aufnimmt! — —

Soll vom Staate genommen werden können, so mus ihm erst gegeben werden. Er ist ia nicht als ein Unermeslichreicher anzusehen, der etwa mitten im Lande wohnte und allen Bürgern zutheilen könnte, was sie von ihm begehrten; er besteht vielmehr gar nicht ausser den Bürgern, und ist an sich ein blosses Wort, womit diese zusammen benannt werden. Wie wäre es also

möglich, daß, wenn von bürgerlicher Gleichheit gesprochen wird, die Rede nur vom Nehmen vom Staate sein dürfte? Vielmehr mus zuerst dabei vom Geben an den Staat geredet werden. Geschieht dis nicht — wird wohl gar nicht einmal daran gedacht, so fällt die ganze Untersuchung in sich selbst zusammen, und man hascht in der That nur nach einem Schatten.

Also — erste Seite der bürgerlichen Gleichheit — Gleichheit im Geben an den Staat, oder Gleichheit im Beitragen zum Wohle des Ganzen! Die reinen Grundsätze derselben sind folgende — —

I. Jeder mus geben; durchaus darf sich Niemand für losgezählt darin halten, zur allgemeinen Wohlfart beizutragen. — Sollt's nicht so sein, so wäre ia auch nicht einmal der unterste Grad von Gleichheit da. Woher hat der Bürger, wer er auch sei, seine Kräfte? Hat er sie nicht der Gesellschaft zu danken? Die Natur mag immerhin die ersten Ansprüche auf seinen Dank für sie machen; was sind aber Kräfte ohne Anstalten, die sie ausbilden? Die bürgerliche Geselschaft bildet seine Kraftanlagen einzig und allein gehörig aus; so mus auch ieder Bürger ohne Unterschied mit sei-

nen Kräften wieder für die Geselschaft wirken. Je mehr Kräfte er nun hat, desto mehr mus er damit zum geselschaftlichen Besten wirken. Der schon vornehm, oder reich, Geborne darf nicht meinen, daß er durch seine glücklichere Geburt den Beruf erhielt, blos Zuschauer der allgemeinen Rege und Betriebsamkeit um sich her zu sein, und seine Mitbürger nur für sich arbeiten zu lassen; er mus vielmehr durch seine Geburt schon sich verpflichtet fühlen, einer der edelthätigsten Bürger zu sein. Hat er denn etwa schon einmal gelebt, und damals für den Staat sich so eifrig wirksam bezeigt, daß dieser es für seine Schuldigkeit hielt, ihn bei seiner zweiten Geburt gleich so auszuzeichnen, und ihm gleichsam in der Wiege schon die Rückstände seiner alten gerechten Forderungen nachzuzahlen? Kann er dis nun nicht beweisen, so halte er sich vielmehr für die grössesten Dienste, welche er selbigem erst noch leisten soll, für vorausbezahlt, und verabscheue den Gedanken, einer seiner ärgsten Schuldner zu bleiben. Gesetzt, er wählte ein Leben ohne bestimmte Berufsgeschäfte; so mus er um so mehr darauf sinnen, ausserordentlich der Geselschaft zu dienen, und in allen ihren Nothfällen einer der Ersten sein, der ihr zu

Hülfe eilt. Thut er nicht so, so gleicht er den Raubbienen im Staatskorbe, welche blos den Honig verzehren, den die Arbeitsbienen einsammeln.

II. Jeder soll geben, was er hat, und soll zur allgemeinen Wohlfart beitragen, wie er kann. — Die Gleichheit besteht nicht darin, daß Jeder Dasselbe thue, sondern darin, daß Jeder das Seinige thue. Wo eine solche Gleichheit wirklich herrscht, da ist für das allgemeine Wohl am vollkommensten gesorgt. Aus welch einer Menge von verschidenen Bestandtheilen ist dieses zusammengesetzt! So wird dann also auch eine fast unübersehbare Menge von verschidenen Beiträgen dazu erfordert. Von höherer Hand wird unaufhörlich dafür gesorgt, daß selbige geleistet werden können. Die Natur rüstet nicht nur die Menschen auf das verschidenste mit Fähigkeiten, Kräften und Neigungen aus, sondern das Schicksal versetzt sie auch in die verschidensten Lagen; so, daß Beförderungen des allgemeinen Wohls, die Diesem und Jenem schwer, oder gar unmöglich, sind, Andern möglich, oder gar leicht, werden, und umgekehrt. So wär's dann also eine Thorheit, wenn man auf andere Weise, als auf die, wozu man doch offenbar Anlage und Ge=

legenheit hat, dem Staate nützlich zu werden suchte, und solchergestalt ihm wenig oder gar keinen Nutzen zu stiften Gefar laufen wollte. Und — Mehr noch, als Thorheit, würde es sein, wenn man schlechterdings darauf bestände, nur so, und nicht anders, für den Staat thätig sein zu wollen, und aus Verdrus darüber, daß man schlechterdings nicht gerade so für ihn thätig werden könne, nun ganz und gar für ihn unthätig zu sein beschlösse. Der Beitrag, welchen Jeder zum Besten des Ganzen zu leisten hat, wird durch die Kräfte, welche er empfing, und durch die Lagen, in die er versetzt wird, bestimmt. So mus auch Niemand erst den Beitrag dazu, den er leisten will, vor Augen haben, und sich dann die Kräfte und Lagen dazu wünschen, sondern Jeder mus zuförderst die Kräfte, welche er wirklich hat, und die Lagen, in denen er sich wirklich befindet, prüfen, und hierdurch einsehen, welchen Beitrag er leisten soll. Diesen leiste er alsdann; so ist er ein wackerer Staatsbürger — denn er leistet, was er vermag. Platz ist Platz — einer, wie der andere. Ob man auf ihm hoch, oder nidrig, stehe, gilt gleich; man fülle den, auf dem man steht, nur aus! Lage ist Lage — eine, wie

die andere. Ob man in ihr dieses oder ienes Gute stiften könne, gilt gleich; man stifte das Gute, das man in ihr stiften kann, nur ganz! Es müssen Pläze aller Art sein; es mus Gutes aller Art gestiftet werden. Füllt ieder Bürger seinen Plaz vollkommen aus — stiftet ieder Bürger sein Gutes gleichvollkommen: so ist bei aller bürgerlichen Verschidenheit der Pläze und der Arten des Gutesstiftens doch die schönste bürgerliche Gleichheit da. Dann sei man Herr, oder Knecht, Künstler oder Handlanger — wenn nur das Wort „vollkommen" davor steht. Daß es mehr Handlanger, als Künstler, mehr Knechte, als Herren, geben müsse, versteht sich von selbst.

III. Jeder soll endlich das, was er hat, geben, so lange er kann, und soll seinen Beitrag zum allgemeinen Wohle so lange leisten, bis es ihm wirklich unmöglich wird. Nur dann erst, wenn dieser Fall eintritt, hört die Verbindlichkeit des Bürgers zur Thätigkeit für den Staat auf, und nicht eher; er sei, wer er wolle, und wenn er auch der erste Bürger wäre. Sollte Jemand das Recht sich anmassen wollen, sich früher zur Ruhe setzen zu dürfen, so hätte er sich auch wohl gar das Recht anmassen mögen, sich gleich an=

fangs zur Ruhe zu setzen, und so lebenslang für die Geselschaft unthätig zu sein; welches aber, wie gesagt, die heilloseste Ungleichheit hervorbrächte. Wie daraus, daß man Kräfte hat, folgt, daß man thätig werden müsse: so mus man auch, so lange man Kräfte hat, thätig bleiben. Die bürgerliche Gleichheit auf der Seite des Gebens ersteigt also dann den höchsten Grad, wenn nicht nur von den Leuten in den untersten Ständen gefordert wird, daß sie auch als Greise ihre Hände nicht in den Schos legen sollen — als welches ihnen ihre unmittelbar damit verbundene Brodtlosigkeit ohnehin wohl verbietet — und daß sie auch im Armenhause noch ihre letzten Arbeitskräfte zum Arbeiten anwenden sollen, damit sie auch da noch ihr Brodt nicht ganz umsonst essen; sondern — wenn auch die, welche durch ihre einträglicheren Geschäfte Reichthum und volle Genüge aller Art vor sich gebracht haben, ihren Platz im Staate nicht eher räumen, bis sie ihn nicht mehr gehörig ausfüllen können, daß also der Staat selbst dabei verlöhre, wenn sie länger auf ihnen ständen. Niemand, wer er auch sei, soll fragen — habe ich meintwegen noch zu arbeiten nöthig? — sondern Jeder ohne Unterschied frage — kann der

Staat mich als Arbeiter noch gebrauchen? Auch der, welcher keine bestimmten Berufsgeschäfte, sondern blos menschenfreundliche Geschäfte, betrieb, darf hierbei keine Ausnahme machen wollen, und wenn er den ärgsten Undank für seine menschenfreundlichen Geschäfte erfüre. Wo ist denn wohl ein Berufsmann, der nicht oft Berufsgeschäfte übernehmen mus, die die undankbarsten von der Welt sind, und die er vorher wirklich schon als solche erblickt? „Es ist dein Beruf, spricht man zu ihm; thu also deine Pflicht, und bekümmere dich um den Erfolg nicht.“ Wo bliebe die Gleichheit, wenn der Menschenfreund nicht zu sich selbst spräche — „du hast dir den Beruf, ausserordentlich zu nützen, selbst gewählt; so thu auch, sobald du es zu thun vermagst, alles das, wodurch du nützlich werden kannst, unbekümmert darum, ob du dadurch nützlich werden werdest —?“

Wenn Jeder zum Wohle des Staats beiträgt — wenn Jeder dazu beiträgt, wie er kann — wenn Jeder so dazu beiträgt, so lange er kann — — dann ist bürgerliche Gleichheit auf der Seite des Gebens da... Dann darf erst von bürgerlicher Gleichheit auf der Seite des Nehmens gesprochen werden; nun mus

aber auch von ihr gesprochen werden. Die reinen Grundsätze derselben sind folgende — —

I. Gleiche Achtung mus der Staat seinen Bürgern erzeigen. — Hiermit ist nicht gemeint, daß alle Bürger einen und denselben Grad von Achtung erhalten sollen, sondern daß ieder Bürger ohne Unterschied den Grad von Achtung, welchen er verdient, erhalten müsse. Diese Art von Gleichheit ist heilige Menschheitssache. Nur dem Verdienste gebührt Achtung; nur der nützliche Mann werde geehrt, und in dem Masse geehrt, in welchem er den Nutzen stiftet, den er stiften kann. Von welcher Art dieser Nutzen sei, gehört nicht zur Sache. Es mus Nutzen aller Art sein; wenn nur Jeder den Nutzen stiftet, den er stiften kann. Welch eine Forderung wär's, wenn man verlangte, daß Jemand, um erst auf die Achtung seiner Mitbürger Anspruch machen zu können, einen andern Nutzen stiften sollte, den er zu stiften nicht vermag! So müste man ihm auch erst die Kräfte dazu geben, und ihn in die Lagen dazu versetzen. Am Ende ist ia auch der unentbehrlichere Nutzen auf ieden Fall der grössere; wenn also dieienigen etwa nur geachtet werden sollten, welche Nutzen von grösserer Art stifteten, wem

würde alsdann die Achtung gehören? Dem Handwerker doch wohl eher, als dem Künstler? Dem Holzfäller doch wohl eher, als dem Gelehrten? Dem Brodterbauer doch wohl eher, als dem Staatsmanne? — Erhält Jeder die Achtung, welche ihm gebührt, so sind die untersten Stände zufriden, und beneiden die höheren nicht. Der gute Knecht schätzt alsdann seinen Herrn als Herrn noch weit wahrhaftiger, wenn er sieht, daß sein Herr ihn auch als seinen Knecht schätzt.

II. Gleiches Recht mus für alle Staatsbürger da sein. — Niemand darf über die Gesetze erhaben sein wollen; nach denselben Gesetzen, nach welchen der Arme und der Nidrige gerichtet werden, mus auch der Reiche und der Hohe gerichtet werden. — In Streitsachen mus kein Ansehen der Person gelten; auf wessen Seite das Recht ist, dem mus es zugesprochen werden, er sei, wer er wolle. — Auch dem letzten Bürger mus von dem ersten kein Unrecht geschehen dürfen, so, daß es diesem für frei ausgehe. — Bei Auflegung der sogenannten Staatsabgaben mus die vollkommenste Verhältnismässigkeit herrschen. Kein Stand mus sich davon ausschliessen, und seinen Theil die übrigen tragen lassen dürfen. Die untersten Stände

müssen hierbei vorzüglich als die untersten behandelt werden. Die Grösse des Eigenthums und des Gewinns mus allein der Masstab dazu sein. Auf die ersten Bedürfnisse müssen die geringsten Auflagen, auf Dinge aber, die blos zur Pracht gereichen, die grössesten gemacht werden. — Auch in den Lebensgenüssen mus Gleichheit sein. Dis heisst wieder nicht, daß ieder Stand dieselben Vergnügungen geniesse, sondern daß Jeder dieienigen geniessen könne, welche für ihn gehören. Auch heissts nicht, daß ieder Bürger denselben Unterhalt habe, sondern daß es keinem Bürger am menschlichen Unterhalte fehle. Wer Leben hat, der hat auch das Recht dazu, es menschlich zu erhalten, und es liegt dem Staate ob, Erwerbsquellen aller Art hierzu zu eröfnen. — Eine solche Gleichheit des Rechts auf allen Seiten sichert den Staat am besten vor gewaltsamen inneren Erschütterungen.

III. Gleiche Hülfe mus den Bürgern gewährt werden. — Ausser wirklichen Nothfällen, in blossen Sachen der Beföderung des Wohls, mus Jedem der Beistand widerfaren, den er verdient, sobald ihm solcher widerfaren kann. Geschicklichkeit, Herzensgüte, und Thätigkeit an der

Hand Beider müssen Jeden ohne Unterschied dazu eignen, und wenn er übrigens in zufälligen Aeusserlichkeiten noch so weit zurückstände; wer aber iene nicht hat und zeigt, ist davon auszuschliessen, wenn er in diesen auch noch so viel voraus hätte. So werden die besten Köpfe in allen Ständen geweckt, und die Herzen insgesamt im Guten gestärkt. Auch gewinnt der Staat selbst dadurch den grossen Vortheil, daß der wirklich ausgefüllten Plätze immer mehr, und volle Thätigkeit und Eifer für ihn immer allgemeiner werden. — In wirklichen Nothfällen aber mus gar kein Unterschied gelten. Wer sehr leidet, der sei, wer er wolle; genug, er leidet sehr, und so eignet er sich als Leidender blos schon zur Hülfe. Grosses Bedürfnis darf die Frage nach Verdienst nicht aufkommen lassen; die Menschenfeinde, die Geitzigen und Unbarmherzigen hätten sonst gewonnen Spiel. Kann in dergleichen Nothfällen nicht anders, als durch öffentliche Anstalten, geholfen werden, so ist es eine der ersten Pflichten des Staats, für solche zu sorgen. In diese gehören Alle, welche bei den Ihrigen keinen Unterhalt, keine Wartung und Pflege finden können; denn daß Niemand verlassen sei, dis setzt aller bürgerlichen Gleichheit die Krone auf. Und — wie

sorgt der Staat durch solche Anstalten zugleich für sich selbst! Wird nicht Jeder gern so lange seinen Beitrag zum öffentlichen Wohle leisten, als er kann, wenn er weis, daß er, wenn er dis einst auch nicht mehr kann, doch seinen Antheil an selbigem haben werde? — —

Wo ist an der bürgerlichen Gleichheit, so bestimmt, etwas Unmögliches? Welcher gute Mensch mus sie nicht wünschen? Weit entfernt, daß sie zu den Träumen der Dichter gehören sollte, oder daß sie doch schädlich werden könnte, so ist sie nicht nur wirklich ausführbar, sondern auch die wesentliche Grundlage der Dauer und der Glückseligkeit aller Staaten.

Achtzehnte Stunde.

Im Nahmen der protestantischen Zeitgenossenschaft.

Sollte die Lauheit gegen ihre eigene Kirche und Sache unter den Protestanten ietzt wirklich so herrschend sein, als sie beschrieben wird? Je öfter ich mich so frage, desto weniger kann ich mich davon überzeugen. Keineswegs will ich das Gegentheil davon durch das fleissige Kirchengehen beweisen, welches an meinem kleinen Orre noch Sitte ist; denn die Klagen über den Verfall des Kirchengehens in grösseren Städten sind mir bekannt genug — nur sollte man auch hieraus iene Behauptung nicht darthun wollen. In grossen Städten verfällt ietzt das Kirchengehen aus ganz andern Ursachen; wollte man aber Lauheit als den Grund davon angeben, so würde es nicht so wohl Lauheit gegen die protestantische Religion, als solche, sondern vielmehr Lauheit gegen Religion überhaupt sein.

Daß einzelne Individuen in unsern Tagen öffentlich und feierlich die protestantische Kirche verlassen haben, ist nicht zu leugnen; folgt aber daraus, daß die Protestanten in Masse sich ietzt aus ihrem Glauben weniger machen, als sonst? So könnte man auch behaupten, daß sie sich nie aus ihm etwas gemacht hätten. Man mus es zwar dem Gewissen derer, welche neuerlich so thaten, überlassen, warum sie so thaten; wahr aber ists doch, daß es zu allen Zeiten, so lange der Protestantismus existirt, Einzelne gegeben habe, welche die protestantische Kirche verliessen, wie es auch immer einzelne Katholiken gab, welche sich in sie begaben.

Es macht mir viel Freude, daß, indem Einige über die einreissende protestantische Gleichgültigkeit laute Klagen führen, Andere auch wieder den Ungrund dieser Klagen behaupten. Da die Letzteren ebenfals sehr achtungswürdige Männer sind, und ich ihnen auch zutrauen mus, daß sie die Lage der Sache beurtheilen können, so hebt sich an ihrer Seite mein Herz, und ich misbillige es sehr, wenn auf solche Weise meine Zeitgenossen, die zugleich meine Glaubensgenossen sind,

mit Vorwürfen beladen würden, die sie doch nicht verdienten.

Vielleicht, daß ihnen mit Grund weiter nichts nachgesagt werden kann, als daß sie nicht mehr so heftig für ihre Sache eifern, wie sonst; zeugt dis aber wohl gleich von Lauheit gegen selbige? Ehemals, als die protestantische Kirche sich erst bildete, bedurfte es allerdings des Feuereifers ihrer Stifter und Glieder für sie, und nie würde sie ohne selbigen Bestand gewonnen haben; iezt aber, da sie Jahrhunderte hindurch schon wirklich besteht, bedarf sie seiner nicht mehr. So lobenswürdig er also einst war, so tadelnswerth würde er iezt sein. Mit Recht würde es doch wohl iezt heissen — „warum gerathet ihr noch so in Harnisch? man beleidigt euch ia nicht mehr — warum stellet ihr euch immer noch auf den Kampfplatz? der Kampf hat ia längst ein Ende." Die Meinung, als ginge der Kampf von neuem an, ist eine offenbare Ungerechtigkeit, welche am Geiste des Zeitalters begangen wird. Die mit dem Protestantismus allerdings unversöhnliche römische Hierarchie, welche schon seit geraumer Zeit nichts mehr gegen ihn zu unternehmen vermochte, ist ia nun gänzlich zerstört; in den Augen der

weltlichen Macht aber hat er sich zu sehr, nicht nur als unschädlich, sondern auch als heilsam, bewährt, als daß er von ihr etwas zu befürchten haben könnte. Indem der mönchische Fanatismus grenzenloses Elend neuerlichst über Spanien verbreitet, mus er beizu das Gute stiften, daß der grosse Napoleon den Protestantismus, den er von ieher schätzte, nun gewis noch weit schätzbarer findet.

Die Protestanten handeln also iezt sehr recht und klug zugleich, wenn sie das vorväterliche heftige Eifern für ihre Sache einstellen, nur stillwarm für sie sind, und all das Gute, welches sie in Ruhe geniessen können, auch wahrhaftig in dankbarer Ruhe geniessen. Wie? und wenn sie so thun, wollte man sie da der Lauheit oder Gleichgültigkeit gegen ihre Kirche beschuldigen? Und — solche Beschuldigungen sollten sie aus dem Munde solcher Männer hören, die sich zu ihren eigenen Lehrern zählen? Traun! diese Männer bedächten nicht, was sie thäten. Es soll nicht eher Feuer! geschrieen werden, bis wirklich Feuer da ist. Ein blinder Feuerlerm bekam denen, die ihn machten, oft schon übel, und würde den Protestanten, wenn sie ihn iezt machten, gewis auch sehr übel bekom-

men, und zwar — mit Recht. Protestantische Lehrer machen sich warlich in unsern Tagen um ihre Kirche nur dann verdient, wenn sie sprechen — „unser Gebäude ist an sich feuerfest, es gibt aber auch vor der Hand gar keine Feuersgefar; lassts uns also nur im guten Stande erhalten, und mit alter ächter Gottesfurcht und Tugend darin wohnen!"

Wollte man aber daraus, daß die Protestanten etwa iezt nicht mehr so viel Rühmens von dem Guten machen, welches sie vorzugsweise besitzen, den Beschuldigungsgrund gegen sie heruehmen, daß sie gleichgültig gegen ihre Kirche wären, so könnte man ihnen auch leicht Unrecht thun. Ist es denn nicht mit allen wünschenswerthen Zuständen so, daß sie, wenn sie schon lange mit Sicherheit gedauert haben, nicht mehr so viel Stof zum Reden, Lobpreisen und Bewundern geben, als zu der Zeit, da sie eintraten, und noch dazu wohl schwer erkämpft und errungen werden musten? Sie haben alsdann das Anziehende der Neuheit verlohren, und man hat sich an sie gewöhnt. Ists nun gar der Fall, daß ein solcher Zustand schon mehrere Generationen hindurch gedauert hat, und

daß man in ihm schon geboren ward, woher soll dann der alte erste Enthusiasmus für ihn noch kommen? So geht es zu, daß Völker, deren Vorfaren die bürgerliche Freiheit errangen, von ihr nicht mehr so viel Aufhebens machen, und eben so geht es auch ganz natürlich zu, wenn die Protestanten iezt von ihrer religiösen Freiheit nicht mehr so viel Rühmens machen, als sonst. Darf man ienen Völkern deshalb aber wohl den Vorwurf machen, daß sie ihren glücklichen Zustand nicht mehr zu schätzen wüsten? So mache man auch den Protestanten nicht aus gleicher Ursache einen ähnlichen Vorwurf!

Nur dann erst könnte man sie der Gleichgültigkeit gegen ihre Kirche mit Recht beschuldigen, wenn sie in ganzen Massen sich nicht abgeneigt bezeigten, Glieder einer neu zu errichtenden Universalkirche, oder gar wieder Glieder der alten römischen Kirche, zu werden. Dahin ists aber Gottlob noch nicht gekommen, und dahin wirds auch nicht kommen, weil das Gefühl wahrer Menschenwürde unter den Protestanten zu sehr befestigt ist. Diese besteht in der Geistesfreiheit, von welcher die Freiheit, sich zu seinem Glauben selbst zu bestimmen, den wesentlichsten Theil ausmacht. Was

haben alle dieienigen ausgerichtet, welche Vorschläge zu ienen Umwandlungen thaten? Nichts! Die protestantische Kirche im Ganzen lies sich durch die äuserlichen Vortheile, welche sie ihr dabei zeigten, und noch dazu blos vorspiegelten, nicht bethören, sondern wies ihre Vorschläge mit Edelmuth ab, und beschuldigte sie, wenn sie zu ihr selbst gehörten, mit Recht eines Verraths, den sie an ihr begingen. Glücklicherweise waren ihnen die Rechtschaffenen seit einem halben Jahrhundert zuvorgekommen, und hatten mündlich und schriftlich die Gefühle für wahre Menschenwürde so reichlich über unsere Kirche ausgegossen, daß es nun unmöglich ist, daß sie in ihr iemals wieder versiegen könnten. Mögen auch immerhin viele Protestanten iezt in *sittlicher* Hinsicht sich solcher wahren Menschenwürde uneingedenk zeigen, und grober Sinnlichkeit zugethan sein — man übertreibe auch nur ihre Anzahl nicht, ungerechterweise — so zweifle ich doch sehr daran, daß sie, wenns dazu käme, sich ihrer *Glaubens*freiheit gutwillig begeben würden. Vielleicht, daß sie, wenn sie sich seither aus allem Glauben nichts machten, alsdann, wenn Glaube nun einmal ihre Sache wieder werden sollte, auf Glaubens*freiheit* am

meisten bestehen, und sich wenigstens das Recht zu erhalten suchen würden, sich ihre Glaubens- weise selbst zu bestimmen.

Uebrigens ist hier auch nur die Rede davon, daß die Lauheit gegen unsere eigene Sache unter uns nicht so herrschend sei, als Einige vorgeben; wer wird es in Zweifel stellen, daß sie hier und da angetroffen werden möge? Wenn es Einzelne von uns gibt, die sich förmlich von unserem kirchlichen Verein lossagten, warum sollt's nicht noch Mehrere unter uns geben, die zwar im Verein mit uns bleiben, aber keinen grossen Werth auf ihn setzen? Ich glaube aber doch, daß es grösten- theils nur Leute sein werden, welche im Verkehr mit der Welt ihre Hauptsache finden, den sie in ieder Kirche treiben zu können meinen. Sie mögen iedoch sein, wer sie wollen; daß es ihnen an Sinn für das unschätzbare Gut der Glaubensfreiheit fehle, liegt am Tage. Wo sie ihn gelassen haben mögen, müssen sie selbst wissen; ob er ihnen wieder beigebracht werden könne, ist die Frage.

Wer als Protestant Gefühl für wahre Menschenwürde hat, der bleibt gewis, was er ist, und die höheren Arten von Freiheit, welche er in seiner Kirche geniesst, erhalten ihn auf immer warm

für sie. Ich will wohl glauben, daß man, wenn man von Kindheit auf zum blinden Glauben auf Lehrerwort erzogen worden ist, und unter Aehnlicherzogenen lebt, nicht einmal auf den Einfall kommen könne, zu fragen, ob die Lehrer auch Wahrheit lehren, oder ob das, was sie lehren, vernunftmässig und evangelisch sei; wie tief sinkt aber ein Mensch, der sich auf solche Weise alles Gebrauchs seiner Vernunft, an die ihn Gott doch vor allen Dingen gewiesen hat, und noch dazu in den höchsten Angelegenheiten, begibt, und ohne alle eigene Ueberzeugung glaubt! Ich zweifle auch nicht daran, daß seine Lehrer, um ihn vor einer solchen Frage zu bewahren, ihm selbige als an sich gleich sündlich vorgestellt haben werden, so, daß er sie auch wirklich dafür zu halten sich gewöhnt hat; wie aber, wenn er durch Umgang mit Freier- und Selbstdenkenden, durch Lesung ihrer Schriften, oder durch andere zufällige Umstände, die deutlichsten Winke erhält, daß dieses oder ienes, was sie ihm lehrten, nicht Wahrheit sei? in welch einen Kampf mit seinem Gewissen mus er gerathen! Auf der einen Seite wird es ihm die Pflicht vorhalten, als ein Vernunftwesen nur das Vernunftmässige zu glauben; auf der andern wird es ihm

den Vorwurf machen, daß, wenn iene blosse Frage schon sündlich ist, das wirkliche Zweifeln an dem, was sie betrift, noch sündlicher sei. In was für einer quälenden Herzensverlegenheit wird er sich befinden, und zwar um so mehr, als ihm das Sündliche der blossen Frage von Jugend auf recht übergros und schrecklich vorgestellt worden ist! Doch — angenommen auch den besten Fall, und gesetzt, sein Gewissenskampf hätte den rechten Ausgang, und er gewönne innere Kraft genug, das drückende äuserliche Lehreriochabzuwerfen, wird er es wagen dürfen, seine erlangten besseren Ueberzeugungen zu äusern? Mag es immerhin da, wo er lebt, keine ehemalige spanische Inquisition geben; irgend einer Art von Inquisition und ihren Unheilen setzte er sich dadurch immer aus. Was wird er also für das Rathsamste halten? Dis, daß er die Rolle des Heuchlers übernehme, seine besseren Ueberzeugungen in sich einschliesse, nöthigenfals gar verleugne, und sich stelle, als wenn er den gewöhnlichen Kirchenglauben hätte, ia, ihm wohl gar feierliche Huldigungen leiste, während daß er ihm in seinem Herzen Hohn spricht.

Hilf Himmel! in welch einer unendlichseligeren Menschenlage befindet sich dagegen der

Protestant! Er wird, wenn er nicht selbst auf die Frage kommt, ob seine Lehrer auch vernunft- und schriftmässig lehren, auf sie gebracht; sie wird ihm nicht nur nicht sündlich, sondern sogar pflichtmässig vorgestellt. Er soll prüfen und forschen, soll sich selbst überzeugen, und nur nach eigener bester Ueberzeugung glauben. Er hat das Recht, seinen Glauben zu ändern, sobald sich seine Ueberzeugung ändert, und — darf daraus kein Hehl machen. Wie er seinem Gewissen folgen, sich eines Besseren belehren lassen, und deshalb Alles frei und ungehindert lesen darf, was geschrieben wird: so darf er auch bekannt machen, wie es iederzeit um seinen Glauben steht; er darf es mündlich und in Geselschaften, ohne deshalb etwas zu befürchten zu haben; er darf es, wenn er will, schriftlich, ohne daß irgend eine Inquisition sich allgewaltig gegen ihn aufmachen dürfe. Versucht sie es, so hat er weiter nichts gegen sie zu thun nöthig, als daß er sich in die Grenzen der Bescheidenheit bei der Publicität zurückzieht; sofort mus sie ihm das Feld räumen, und ihm seine von den Reformatoren der Kirche errungene Freiheit lassen. Gottlob, so ists, und so wirds gewis fortbestehen. Haben wir nicht unter dem Nachfol-

ger Friedrichs des Grossen ein Zeitalter erlebt, in welchem eine kleine Rotte von kleinen Kirchengeistern, die der heilige Geist, der Geist des Protestantismus, verlies, alles mögliche Unwesen in der protestantischen Kirche anzurichten sich beeiferte? Was hat sie bewirkt? Die, welche zu ihr gehörten, sind dahin, und es wäre zu ihrem Besten zu wünschen, daß auch ihre Nahmen dahin wären. Aber — ihre Nahmen werden bleiben, müssen bleiben, damit sich ähnlichspekulirende Zeitgenossen, katholicisirende berufene und unberufene Lehrer der protestantischen Kirche, an ihnen, an ihrem gehabten Schicksale, an der Verachtung, die ihnen die protestantische Kirche zollt, spiegeln, zu ewigen Zeiten spiegeln.

Die Parallele, welche ich iezt zwischen Protestanten und Nichtprotestanten gezogen habe, ziehen gegenwärtig auch sogar Viele der letzteren, und lassen ihr die verdiente Gerechtigkeit widerfafaren; wie sollte die protestantische Kirche selbst, als Kirche und in Masse, iemals die so selige Lage, in der sie sich befindet, übersehen, oder gar verkennen, und daher geringschätzen können? Erst müste alle die Geisteskultur in ihr wieder verlohren gehen, welche einen so hohen Grad erstiegen

hat; diese ist aber zu fest gegründet, und so ist sie die sicherste Bürgin dafür, daß Lauheit für ihre eigene Sache, wie sie ietzt unter den Protestanten nicht herrschend ist, auch nie unter ihnen herrschend werden werde.

Neunzehnte Stunde.

Der gute Fürst.

Ich ward kein Fürst. Wäre ich aber Fürst, so würde meine erste Beschäftigung an iedem Morgen sein, daß ich etwa folgendermassen bei mir selbst spräche — —

„„„Ich bin Erster im Lande — Fürst; aber nicht durch mich. Das Schicksal, welches ein Unerforschlicher regirt, hat mich — auf welche Weise es auch sei — dazu gemacht. Mit wahrer Andacht mus ich daher, so oft ich einen Befehl unterschreibe, die Anfangsworte — „von Gottes Gnaden" — lesen.

Als Fürst habe ich die höchste Gewalt im Lande; ich verdiene sie aber nur dann erst zu haben, wenn ich von ihr den rechten Gebrauch mache. Ich habe sie nicht für mich, sondern für das Land; ich darf also nicht Gewaltthätigkeiten im Lande ausüben, sondern mus zu verhindern suchen, daß

dergleichen darin ausgeübt werden. Meine Unterthanen sind nicht meine Leibeigene, sondern freie Menschen, die unter dem Schutze der Gesetze — auch gegen mich — stehen. Ich darf nicht an ihr Gut und Blut, wie es mir einfällt, sondern nur dann erst, wenn sie es nach den Gesetzen verwirken — welches Gott verhüte! — oder, wenn es ihr Gesamtwohl, die Rettung des Vaterlandes, schlechterdings erheischt — welches Gott gleichfals verhüte! —

Dahin könnte ich es leicht bringen, daß mich mein Volk fürchtete; — wie bald kann dis ein Fürst! — Lebe ich denn aber unter einer Nation von Bösewichtern? Nur Bösewichtern wolle ich furchtbar sein; daß aber mein Volk mich ehre und liebe, wünsche ich sehnlichst! Nur als ein geehrter und geliebter Fürst, aber nicht als ein gefürchteter, bin ich auch ein glücklicher, wie ein wahrer Fürst.

Man nennt mich Landesherr; lieblicher aber töne mir's, wenn man mich Landesvater ruft. Was der Vater im Hause ist, das mus ich als Fürst im Staate sein.

Wie? Götter der Erde heisst man Meinesgleichen? Ich weis es zu gut, daß ich weiter

nichts, als ein Mensch, bin — ein Mensch, wie alle andere Menschen. Wehe vollends uns Göttern der Erde, wenn wir den Gottheiten Griechenlands und Roms glichen, die sich iedes Laster erlaubten! Wehe uns, wenn wir den Götzen Kanaans glichen, die weder sahen, noch hörten, noch wirkten! Das Bild des grossen Unsichtbaren sollen wir an uns aufzeigen, der immerdar rege ist, und der mit weiser Güte das Weltall beherrscht. Dis soll ieder Mensch schon, den seine Vernunft zum Stärkeren in der Schäpfung machte; wie vielmehr wir, die wir die Stärkeren in der Geselschaft wurden! Was wär's, wenn wir nur auf Seiten der Macht grössere Gottähnlichkeit hätten, und nicht auch durch Anwendung derselben? Statt Götter der Erde zu sein, wären wir die Geisseln der Welt.

Nicht so ich. Mein Volk ist nicht für mich da, sondern ich bin für mein Volk da. Es glücklich zu machen, ist mein Beruf — durch sein Glück mich selig zu fühlen, mein Lohn dafür. Ueber ieden Tag, über iede Stunde darf es mich zur Rechenschaft fordern, ob ich sie auch dazu verwende.

Ich mus also vor allen Dingen selbst regiren. Mein Volk verlangt dis mit Recht; denn es hat mir, und keinem Andern, gehuldigt. Könnte ich das nicht — schlimm genug, daß ichs nicht gelernt hätte, da ich doch als Prinz Zeit genug dazu hatte! — so müste ichs noch lernen. Wäre ich wirklich auch hierzu zu unvermögend, so müste ich ehrlich genug sein, von meinem Platze wieder abzutreten. Wer wäre ich aber vollends, wenn ich selbstregiren könnte, und blos nicht wollte, weil mir diese Bürde zu schwer würde, und ichs bequemer fände, meine Räthe für mich regiren zu lassen? Trägheit schändet schon den Bürger, aber unendlichmehr den Fürsten. Und — Vergnügenslust? Ein Fürst mus nur ein Lieblingsvergnügen kennen, nehmlich — das Vergnügen, das Heil seines Volks durch seine stete Fürsorge noch immer mehr wachsen zu sehen. Dis sei auch das Meinige! Andere Vergnügungen will ich nur beizu geniessen, und um mich in Erfüllung meiner Fürstenpflichten zu stärken. Rufen mich diese, und ich wäre bei der schönsten Lustbarkeit — gleich soll sie nachstehen. Ewigfern aber sei ieder Genus solcher Vergnügungen von

mir, die unter meiner Würde sind, oder gar auf Inhumanität hinausliefen!

Meine Räthe, die ich iederzeit so wählen mus, wie sie die Nation wählen würde, damit sie das Vertrauen derselben haben, sollen das sein, aber auch nur das, was sie heissen — meine Rathgeber — iedoch auch nur die unteren — mein oberster Rathgeber bleibt mein Gewissen. Wie ich ihnen Achtung schuldig bin, so sind sie mir Ehrfurcht schuldig, und es müsse ihnen nie einfallen können, diese auch nur im Geringsten gegen mich aus den Augen zu setzen. Sie sollen mir verantwortlich sein für Alles, was sie in meinem Nahmen thun; so, wie ieder meiner Diener ohne Unterschied sich immer bereit halten soll zur Rechenschaft, wie er sein Amt verwalte.

Selbst regiren mus ich, ia; aber ich darf es nicht nach Willkür. Die Gesetze müssen dabei meine Richtschnur sein, und in Fällen, über die sie nicht entscheiden, mus mich das allgemeine Sittengesetz leiten. Mir ist kein Machtspruch gegen iene, oder gegen dieses, erlaubt — noch weniger gar eine eigene That gegen sie. Vielmehr, damit sie meinem Volke recht heilig sein mögen, müssen sie mir selbst vorzüglich heilig und unverletz-

lich sein. Gesetzbewahrer und Gesetzhalter — erster Beispielgeber in allem Guten mus ich sein. Ich stehe am höchsten; mein Beispiel wirkt am meisten. Wie müste mein Volk mich verachten, wenn ich ie selbst etwas thäte, das ich an Andern strafte! Wie müste ich mich selbst verachten, wenn ich heute etwas strafen, und morgen selbst begehen könnte!

So oft ich etwas von Wichtigkeit verfügen und verordnen will, darf ich nicht schnell, noch weniger gleich nach den ersten auf mich gemachten Eindrücken, handeln, sondern ich mus mit mir selbst erst recht darüber zu Rathe gehen. Finde ich dann bei ruhigerem Nachdenken, daß ich falsch gehandelt haben würde, wenn ich so gehandelt hätte, wie ich anfangs wollte: so will ich es in aller Stille blos vor meinem eigenen Herzen zurücknehmen. Bin ich aber mit mir einig über etwas von Belang, so sollen mir meine Räthe ihre Meinung auch erst darüber sagen. Es mus mir ia lieb sein, wenn Mehrere, und zwar die Nächsten nach mir im Lande, Männer, die das Vertrauen des Volks haben, mit mir gleich denken. Ueberzeugten sie mich aber — ich bin ia nicht untrüglich — daß ich Unrecht hätte: so ists ia doch bes-

ser, daß ich blos vor ihnen mein Vorhaben zurücknehme, als daß ichs, wenn ichs ohne sie ausführte, hernach öffentlich zurücknehmen müste. Fehlten wir aber gar gemeinschaftlich — sie sind ia so wenig untrüglich, wie ich — und ich sähe dis in der Folge ein: so darf mich, wenn ich auch Fürst bin, nichts davon abhalten, das Verordnete vor der ganzen Welt zurückzunehmen. Wollte ich die Sache auch nur von der Ehrenseite betrachten, so ists ia ausgemacht, daß es für ieden Menschen weniger beschimpfend sei, den einmal begangenen Fehler einzugestehen, als trotzig auf ihm zu beharren; Fürstenfehler sind aber auch von zu ausgebreitetschädlichen Einflüssen, und so mag man wohl darüber lachen, wenn ein Privatmann durchaus nicht gefehlt haben will, obs gleich die ganze Welt sagt; weinen mus man aber, wenn dis mit einem Fürsten der Fall ist.

Mein Selbstregiren wäre nur Selbsttäuschung und Volkstäuschung zugleich, wenn meine Unterthanen mich auf den Nothfall nicht selbst erreichen könnten. Ich erfüre ia sonst in der That nur, was meine Räthe und Diener wollten, das ich erfaren sollte, und — für mein Volk wäre ich mitten im Lande so gut wie verreiset. Nur da,

wo am Ende ieder Unterthan mit seinen Klagen an die erste Landesbehörde gelangen kann, entsagen die Richter den Ungerechtigkeiten, die Beamten den Erpressungen, und die Minister dem Despotismus.

Möchte ich, wie allen gegründeten Klagen, die bis an mich gebracht werden, abhelfen, so auch alle trauliche Bitten, die bis zu mir dringen, erfüllen können! Das Letztere aber kann ich durchaus nicht, und ein Fürst soll so wenig iemals ganz glücklich werden, als andere Menschen. Dennoch kann ich viel thun; denn ich habe grosse Kräfte. So mus ich diese auch dazu anwenden; ich mus Thränen trocknen, Seufzer stillen, so viel ich vermag. Kann ich eine Bitte nicht ganz erfüllen, so sei mein Bestreben, sie wenigstens zum Theil zu erfüllen; mus ich sie aber ganz abschlagen, so geschehe es doch liebevoll, und so, daß man sich überzeuge, ich erfüllte sie gern, wenn ich könnte.

In meinen Freistunden habe ich Zeit, im Stillen Leidende selbst aufzusuchen, und die Freude mit mir zugleich in ihre Hütten einzuführen; so geschehe dis von mir! Wie einen Engel von Himmel wird man mich einlassen, und ich werde mich

da seliger fühlen, als im Gepränge des Hofs. Es ist überhaupt für mein Herz sehr wohlgethan, wenn ich, der ich immer im Ueberflusse lebe, und das Vergnügen haben kann, wie ich will, auch zuweilen mich da aufhalte, wo die Dürftigkeit wohnt, und Augenzeuge von grossen menschlichen Leiden werde. Dadurch bekomme ich erst in meiner Lage einen wahren Begrif von Menschenelend, der allein vollkommene Theilnahme hervorbringt; auch wird dann kein Volksfeind mir mehr vorspiegeln können, daß das Volk die Noth grösser mache, als sie sei.

Meine liebsten Spatziergänge müssen die Gänge sein, welche ich zu öffentlichen Humanitätsanstalten thue. Ich mus sehen, ob da auch wahre Humanität ausgeübt werde, und ob sich die Vorsteher derselben nicht etwa auf Kosten der Unglücklichen bereichern, oder gar Grausamkeit ausüben. Der blosse Gedanke, daß ich sie heute oder morgen überfallen könnte, wird diese schon davon abhalten.

Die untersten Stände meines Volks verdienen meine ganz besondere Unterstützung. Ich mus vor allen Dingen dafür sorgen, daß nie Brodtnoth, die sie am meisten drückt, in meinem Lande

entstehe. Meine Magazine müssen immer voll sein; damit ich, sobald es nöthig ist, durch Oeffnung derselben dem schändlichsten aller Wucher auf der Stelle Einhalt thun könne. Meine Waldungen mus ich als die stehenden Holzmagazine betrachten, die die Natur nicht für mich, sondern für mein Volk, errichtete. Es ist genug, daß sie zu meinem Eigenthum geschlagen werden durften; ich mus also wenigstens an meine Unterthanen, die so viel natürliche Ansprüche darauf haben, als ich, zu billigen Preisen davon verlassen, damit die Getraidewucherer mir nicht sagen dürfen, daß ich ihnen durch Holzwucherbeispiel vorginge. Meine Accisgefälle dürfen sich von wirklichen Bedürfnissen am wenigsten herschreiben; vom Luxus mögen sie schöpfen, damit der Arme nicht Mehr zu ihnen steure, als der Reiche. Für Arbeit mus ich sorgen, daß sie das Volk habe. Ob ich grosse Schätze sammle, oder nicht — wenn kein Arbeitslustiger in meinem Lande darben darf, dann bin ich reich. Habe ich doch Alles, was ich habe, von der Nation; so mus ihr auch der grössere Theil davon wenigstens wieder zu Gute kommen. Durch nützliche Bauten, durch Wegebesserung, durch Urbarmachung der Wildnisse müssen ganze Volksschaa-

ren unaufhörlich beschäftigt und ernährt werden. Wo eine Fabrik, eine Manufaktur, sie sei von welcher Art sie wolle, schon existirt, da mus ich sie unterstüzen; ich mus beförderlich sein, daß ihrer immer mehrere angelegt werden — dis ist das sicherste Mittel, dem Ueberhandnehmen der Anzahl derer, welche Armengeld bekommen müssen, vorzubeugen. Alles Gewerbe, das gemeinnüzig ist, mus ich in Flor zu bringen suchen; ich mus meinen Patriotismus dadurch bezeigen, daß ich inländische Fabrikate und Kunstsachen den ausländischen vorziehe, und wenn sie auch nicht von ihrer Güte wären. So bleibt mein Geld im Lande, und, da nach mir sich meine Hofleute, und nach ihnen sich wieder die Reichen richten werden, so bleibt auch ihr Geld im Lande, zirkulirt daselbst durch tausend Hände, und vermehrt sich in ieder Hand.

Ich stehe ia so gut, und — meine Diener sollten schlecht stehen? Wie kämen sie dazu? Sie dienen ia nicht mir, sondern dem Staate; wie könnte ich die Staatsbedienten mit meinen Bedienten, oder Lakeien, verwechseln? Ein Staatsbedienter bin ich im Grunde auch nur, wenn auch freilich der Erste. Da nur der

Staat uns Alle aus einer Kasse bezahlt, mir aber die Vertheilung überlässt — oder, da er mir so starke Jahresrevenüen angewiesen hat, daß ich damit die Jahresgehalte der Uebrigen sehr anständig bestreiten kann — welch ein Undankbarer wäre ich gegen ihn und gegen sie, wenn sie nicht einmal so sorgenfrei leben könnten, wie meine Lakeien! Nein, sie müssen haben, daß sie ebenso gern ihren Posten bekleiden, wie ich den meinigen; haben müssen sie, daß sie nicht auf Familienbau und Familienfreuden Verzicht thun dürfen, und dadurch sich unglücklicher fühlen, als meine Lakeien. Steigen meine Revenüen, so müssen auch die ihrigen steigen. Mein Vater hatte schon Weniger, als ich — mein Grosvater noch weit Weniger; wenn ich nun meine Diener noch so besolden wollte, wie zu Zeiten meines Grosvaters, verdiente ich nicht, daß mich der Staat auch auf den Gehalt meines Grosvaters zurücksetzte? Die Preise der Dinge stiegen, und erhöheten das Einkommen der Fürsten; ihr Steigen macht nun aber auch die ehemaligen Gehalte der Dienerschaft unzureichend, und so müssen diese in demselben Masse von Zeit zu Zeit erhöhet werden, wie jenes.

Wenn ich, der Reichste im Lande, der Erste und Wohlbesoldeteste unter den Staatsdienern, sterbe, so hat der Staat in voraus schon für meine Frau und Kinder gesorgt, und reicht ihnen ansehnliche Apanagen nach meinem Tode; wie? und ich könnte verlangen, daß meine Diener, die übrigen Staatsdiener, von ihren Besoldungen, die sie beim Leben beziehen, beim Leben auch so viel zurücklegen sollten, daß ihre Weiber und Kinder nach ihrem Tode — wohl gar nach ihrem frühen Tode — davon leben möchten? Nein, wie für meine Hinterlassenen gesorgt ward, so mus auch für ihre Hinterlassenen gesorgt werden. Jenes that der Staat, dis mus ich thun. Meiner braven Diener Wittwen und Waisen sollen mir heilige Gegenstände sein; ihrer Männer und Väter Arbeits- und Diensttreuesegen soll auf ihnen ruhen, und ihnen wohlzuthun, so wohlzuthun, daß sie gern Hinterlassene eines öffentlichen Dieners sind, darf ich mir auch nicht zum kleinsten Verdienst, sondern blos zur grössesten Schuldigkeit, rechnen. So bekommt fernerhin der Staat gewis treue Diener, und, daß er solche bekomme, dafür lässt er mich sorgen, und — damit ich dafür sorgen sollte, möchte und könnte, darum wies er mir so grosse Einkünfte an.

Ich regire nicht über blos animalische Wesen — ich regire über moralische Wesen. Wenn alle meine Unterthanen durch mich so weit kämen, daß sie nach Herzenslust essen, trinken, sich kleiden und sich fortpflanzen könnten, und ich schlösse damit mein Regiment über sie — was für einen nidrigen Begrif hätte ich von meiner Bestimmung! Nein, ich mus auch dafür sorgen, daß es ihnen nicht an Gelegenheit fehle, ihre höhere Natur auszubilden. Gute Schulen aller Art im Lande überall sind das wahre Mittel hierzu, und so mus ich auf sie den grössesten Aufwand machen. Dis ist ächter fürstlicher Aufwand — aber nicht kostbare Feste, die der Hof geniesst und das Volk bezahlt. Welche Ehre, welche Freude, welcher Segen für mich, wenn meine Nation zu den gebildeteren Nationen gehört! Werde ich nicht unter ganzen Menschen als Fürst selbst weit seliger leben, als unter halben, oder gar unter Thiermenschen? Wie weit seltener werde ich strafen dürfen! Wie werde ich überall, wenn ich spreche, oder handle, besser verstanden werden! Wie wird man sich an meine guten Anstalten anschliessen, und iede wohlthätige Neuerung, die ich stifte, von allen Seiten mit Dank annehmen, und zu befördern suchen!

Unter den drei Arten von Nichtswürdigen, auf die mein Ohr nie höre, sollen daher die obenan stehen, welche sich mir mit Verschreiungen der Volksbildung näheren, und mich zu überreden trachten, daß das Volk nicht aufgeklärt werden müste. Liegts denn nicht gleich am Tage, worauf sie ausgehen? Volksdummheit begünstigt den Volksdruck, und durch diesen möchten sie sichs gern wohlgehen lassen.

Auf sie sollen die Plusmacher folgen, welche mir mit einer wichtigen und Fürstenliebe andeutenden Mine ihre Plane vorlegen. Auch sie gehen doch nur auf Volksdruck aus; wenn ich also auch noch so viel dabei gewönne — habe ich denn nicht schon genug? — so müsse ihr Plus für mich mit Abscheu von mir gewiesen werden, weil es Minus meinen armen Unterthanen an Lebensgenüssen macht.

Mit ihnen zugleich sollen die Schmeichler von mir unangehört bleiben, die mir ins Gesicht ihr Lob zollen, die Dinge an mir loben, die nicht nennenswerth sind, oder die mich wohl gar über etwas loben, worüber ich mich selbst tadle. Sie meinens ebenfals mit dem Volke nicht gut; weil sie mir in den Kopf setzen wollen, als wäre ich schon

ein vollkommener Fürst. Wer mir als ein ehrlicher Mann die Wahrheit sagt — wer mir unverholen meine schwachen Seiten zeigt — wer mir die besten Anschläge gibt, begangene Fehler wieder gutzumachen — — der sei mein Freund und mein Mann! Von ihm kann ich lernen; durch ihn kann ich besser werden, und — so meint er's mit meinem Volke gut, und mit mir.

Wäre es etwa, daß ich auf solche Weise die Wahrheit nicht oft genug hörte, so könnte ich sie doch oft genug lesen. Recht emsig hat mein Zeitalter dafür gesorgt, daß die Lektüre für Fürsten in reichem Masse da wäre. Was hilft dis aber, wenn wir Fürsten gar nicht lesen? Was hilft es, wenn wir auch nur die Bücher nicht lesen, die für uns geschrieben sind? Man entschuldigt uns wohl im letzteren Falle damit, daß man sagt, unsere Höflinge verleideten uns selbige, oder entzögen sie uns gar; gibts denn aber keine gelehrte Zeitungen, keinen Meßkatalog?.. Wehe dem Lande, dessen Fürst überhaupt nicht gern lieset! Wohl aber dem Lande, dessen leselustiger Fürst am liebsten das lieset, was für ihn geschrieben steht, und der an Schriften überall Geschmack findet, die seinen Geist und sein

Herz ausbilden! Mein grösseſtes Vergnügen ſei der Anblick meines durch mich beglückten Volks; gleich darauf folge aber auch in der Reihe meiner Vergnügungen eine edle Lektüre! dieſe wird mich rege und geſchickt zugleich machen, ienen Anblick mir noch immer vollkommener zu bereiten, und — ſo wird manche Leſeſtunde zum Jahrhundertsſegen für mein Volk werden. — —

Ich bin mir ſelbſt Rechenſchaft davon ſchuldig, ob ich, der Erſte im Lande, nicht nur verdiene, Dieſer zu ſein, ſondern ob ichs auch wirklich bin. Ich bin es aber nur dann, wenn ich auch der Erſte in Anwendung meines Lebens und in Erfüllung meiner Pflichten bin. Gibt mir mein Herz nicht wenigſtens das Zeugnis, daß ich mich immer mehr beſtrebe, es zu werden, ſo iſt mein unterſter Unterthan, der ſein Leben gehörig anwendet, und ſeine Pflichten wacker erfüllt, ein würdigerer Menſch, als ich, und iſt auch beſſer daran, als ich. Aller Glanz um mich her kann mich nicht immer ſo verblenden, daß ich mich nicht doch oft in meiner wahren Geſtalt ſähe; alles Geräuſch um mich her kann mich nicht immer ſo betäuben, daß ich nicht auch doch oft das Urtheil meines Gewiſſens über mich hörte. Wehe mir,

wenn mir iene Gestalt nicht gefällt, und wenn mir dieses Urtheil nicht lieblich klingt!

Ich stehe aber auch zur Rechenschaft vor dem Richterstuhle der Nation. Sie hält schon Gericht über mich bei meinem Leben, und ich darf ia nicht denken, daß ich durch Drohungen mit Zuchthausstrafe dis verhindern könne; aber freilich — im Todtengericht wirds lauter und dreuster über mich hergehen. Darum mus mein gesamtes Thun und Lassen immer so beschaffen sein, daß man, so lange ich lebe, spreche — „o daß er doch noch lange lebte!" — und daß es im Todtengericht einst heisse — „könnten wir ihn doch aus der Gruft seines Stammes wieder herauf beten!" Nur dann, wenn ich sterbend dis mit Ueberzeugung schon im Geiste höre, sterbe ich als Fürst selig." " "

Zwanzigste Stunde.

Der gute Bürger.

Ich bin ein Unterthan. Oft will ich deshalb folgende Selbstunterhaltung pflegen — —

„„„Ich lebe nicht in der Wüste, sondern in bürgerlicher Geselschaft. Diese kann ohne Gesetze nicht bestehen. Es steht mir frei, sie zu verlassen; will ich aber ihr Mitglied bleiben, so bin ich auch den Gesetzen unterthan. Dadurch bekommt mein Thun und Lassen freilich allerlei Einschränkungen; viele von ienen Gesetzen müste ich ia aber als ein sittliches Wesen mir selbst geben, und für die Einschränkungen, welche mir die übrigen machen, werde ich durch die bürgerliche Freiheit, die ich dabei geniesse, und die allein wahre Freiheit ist, reichlich entschädigt. Wie ich nehmlich den Gesetzen unterthan bin, so stehe ich auch unter dem Schutze der Gesetze. Sie sichern mir mich selbst, die Meinigen, Alles, was

ich besitze und erwerbe, und ieden menschlichen Lebensgenus. Ausser der bürgerlichen Geselschaft schiene ich nur freier; ich wäre aber in der That, was man vogelfrei nennt. Dieselbe Gesetzlosigkeit, welche ich genösse, genössen auch Andere, wenn diese nun sie gegen mich misbrauchten, wer vertheidigte mich? Ich mich selbst etwa? Wie, wenn nun ein Stärkerer über mich käme? Der kleine Haufe der Meinen etwa? Wie, wenn nun ein grösserer Haufe uns anfiele? So nähme er uns unser Eigenthum, plünderte uns, streckte uns zu Boden, oder schleppte uns in die Sklaverei fort. So war's vor dem Entstehen der bürgerlichen Geselschaft, und darum traten die Menschen, des Raufens müde, in sie ein. In dem Augenblick fanden sie aber auch Gesetze nothwendig, denen sie Alle unterthan würden; weil ihre blosse nähere Vereinigung sie sonst nur noch unsicherer vor einander gemacht hätte.

Dis würde aber auch der Fall sein, wenn Niemand da wäre, der die Gesetze bewachte und ihnen Nachdruck gäbe; sie würden dann zwar da, aber so gut, wie nicht da, sein. Zu seinem Vortheile hätte man sich ihnen unterworfen, man würde sich also auch von ihnen wieder entbinden,

so oft man dabei gleichfals seinen Vortheil fände. Sie selbst können sich nicht behaupten; mit ihnen zugleich muste also auch Obrigkeit entstehen, die sie aufrecht erhielte. Wie ich mithin den Gesetzen unterthan bin, so bin ich auch Unterthan der Obrigkeit, und mus es mit Freuden sein. Wie gehts auch nur schon oft in Kriegszeiten her, wo die Obrigkeit blos in Ausübung ihres Amts gehemmt wird? Gilt da wohl Heiligkeit der Gesetze? Wie würden diese mit Füssen getreten werden, wenns gar keine Obrigkeit gäbe! Wer also nicht selbst wünscht, sie mit Füssen treten zu dürfen, der dankt Gott, daß er der Obrigkeit unterthan ward.

Es sei, daß ich im Schweisse meines Angesichts mein Brodt essen mus; kann ichs doch nun in Ruhe verdienen und verzehren! Es sei, daß ich mich nur nothdürftig kleiden könnte; weis ich doch, daß ich die Kleider, welche ich habe, behalte! Es sei, daß ich in einer Hütte wohnen müste; kann ich mich doch Abends, ohne Wächter sein zu müssen, auf mein Lager darin strecken! Geschützt bin ich auf allen Seiten — ich bins durch die Obrigkeit; wie gern mus ich ihr dafür meinen Schos, meine Schutzabgaben, entrichten! Wenn sie nicht wäre, und den Gesetzen Kraft gäbe, und

mich dadurch sicherte: so nähme mir mein Brodt vom Tische, und mein Kleid vom Leibe, wer wollte, überfiele mich im Schlafe mörderisch, und steckte mir das Haus überm Kopfe an, wer wollte.

Auch dann, wenn es einzelnen verwegenen Bösewichtern gelingt, die Gesetze mit Füssen zu treten, stellt sie die Obrigkeit wieder aufrecht. Wagts ein Unhold, mich zu berauben, oder mir sonst Gewalt zuzufügen, so ist die Obrigkeit aufs neue zum Schutz gegen mich bereit. Sie hilft mir wieder zu meinem Recht, verschaft mir, wenn der Thäter ausfindig gemacht wird, Genugthuung, oder entschädigt mich ohnedis auf andere Weise. Kann sie dis nicht, so mus ich bedenken, daß sie nicht allmächtig sei, und daß Verlusten solcher Art, wofür sie keinen Ersatz weis, ich ohne sie immerwährend, und nicht nur ich, sondern Jeder, ausgesetzt sein würde.

Soll mich die Obrigkeit aber gern schützen, so mus ich mich ihres Schutzes nicht blos durch Schos, sondern auch durch Gehorsam, würdig machen. Sonst könnte der Reiche zehenfach seinen Schos ihr erlegen, und sie zehenmal für einmal durch Widerspenstigkeit höhnen. Wenn sie mich auffordert, ihr Folge zu leisten, und ich

wollte es nicht thun — wie käme sie denn dazu, mir Folge zu leisten, wenn ich sie zum Beistande für mich auffordere? In der That, es mus ihr frei stehen, in gewissen Fällen wenigstens den widerspenstigen Bürger dadurch zu strafen, daß sie ihn verlasse, wenn er zu ihr seine Zuflucht nimmt.

Ja, die Obrigkeit kann mich kaum schützen, wenn ich ihr nicht gehorsam bin. Wie? wenn nun alle Bürger so dächten, und ihr auch nicht gehorsam wären? würden alle ihre Befehle zu meinem Schutze etwas helfen? Kommet, liesse die Obrigkeit sagen, wir wollen zwischen euch Recht sprechen; die von uns Angeklagten aber stellten sich nicht. So thut genug, leistet Ersatz, spräche die Obrigkeit, wenn diese sich ia stellten; sie liessen sich aber dis blos sagen, und kehrten sich weiter nicht daran. Hat die Obrigkeit kein Ansehen, so hilft sie auch zu nichts; ich will doch aber zu meinem Besten, daß sie Ansehen habe — nun, so mus ich ihr auch Ansehen lassen. Ich mus in allen Fällen so gegen sie handeln, daß nichts gewisser wäre, als daß, wenn Jeder so handelte, und meine Handlungsweise allgemeine Regel würde, ihr Ansehen auf das höchste stiege, und auf das festeste bestände. Auf diese Weise mus also

der Unterthan selbst die Obrigkeit zu seinem Schutze erst recht stark machen.

Es wäre eine wahre Thorheit von mir, wenn ich mich dadurch zum Ungehorsam gegen die Obrigkeit stimmen wollte, daß ich ihr Fehler in den Gesetzen und in der Staatsverfassung vorwerfen zu können glaubte. Erstlich — verstehe ich mich denn auch wirklich überhaupt auf so etwas, daß ich darüber urtheilen könnte? Wenn die Obrigkeit mir Fehler in meinen Geschäften und Einrichtungen vorwerfen wollte, würde ich nicht bald mich darauf berufen, daß dergleichen ausser ihrem Kreise läge? So hat sie dann doch auch wohl das Recht, mir zu sagen — Unterthan, bleib in deinem Kreise! Theorie und Praxis stimmen auch nicht immer mit einander überein; so, daß man, wenn man auch wirklich Wissenschaft besitze, der Obrigkeit doch wohl ungegründete Vorwürfe macht, und an Verfassungen etwas tadelt, das die Erfarung wohl begründet und bewährt hat. Gesetzt aber, ich erblickte wirkliche Fehler, hat sie die Obrigkeit, der ich sie vorwerfen wollte, selbst erst gemacht, oder hat sie sie schon vorgefunden? Ist es leicht, alten Fehlern gleich abzuhelfen? Die Obrigkeit sieht sie vielleicht noch besser ein, als

ich; sie sind aber zu innig ins Ganze der Staatsverfassung eingewebt, als daß sie sogleich beseitigt werden könnten, und nicht längere Zeit dazu erfordert würde, so, daß die Stunde noch nicht kommen ist. Wären's aber auch in der That Gebrechen, denen abgeholfen werden könnte, so mus ich denken, daß kein menschlicher Staat vollkommen sei. Ich ginge wohl aus Verdrus über dieses oder ienes Staatsgebrechen aus meinem Lande, und fände da, wo ich mich von neuem ansiedlen wollte, zwar dieselben nicht, aber doch andere wieder, und wohl gar noch grössere. So ginge ich vielleicht auch da wieder weg, und fände anderswo wieder andere, und so überall, wohin ich käme; was würde der Erfolg davon sein? Dis, daß ich am Ende doch wohl in mein erstes verlassenes Land zurückkehrte, klüger geworden wäre, und da lieber lebte, als iemals.

Ich mus daher, so oft ich schlechte Urtheile und Reden über Obrigkeit und Verfassung höre — als wodurch doch nur aufrührerische Volksstimmung entsteht, nicht nur nicht in sie einstimmen, sondern auch dazwischen rufen — „Gehet nur erst, und sehet zu, wo es besser sei!" Weg mit allem Volksaufruhre! Wenn er auch

wirklich für das Gute und für die Sache der Menschheit geschähe, so wäre er doch das falscheste Beförderungsmittel dazu. Wirkliche und dauerhafte Verbesserungen, die wünschens- und geschehenswerth sind, geschehen nur glücklich von oben herab, und wenn sie die Obrigkeit selbst einleitet. Diese hat Zeit, sie gehörig zu überlegen, weil sie damit nicht eilen darf, kann allenthalben dazu Rath einholen, weil sie die Publicität dabei nicht scheuen darf, und hat auch auf die Länge die ausdauernden Kräfte, sie zu bewirken. Wenn aber das Volk sie machen will, so kann es dabei nur aus sich und ohne allgemeinen Rath handeln; es mus schnell und stürzend zu Werke gehen, damit ihm von oben herab kein Strich durch die Rechnung geschehe, und hat nur so lange Kraft dazu, als sein wildaufbrausender Muth dauert. In neun und neunzig Fällen gegen einen kann also nichts Kluges daraus folgen.

Gewöhnlich aber geschehen die Volksaufrühre nur unter dem Vorwande grosser Verbesserungen, und rühren von der unzufridenen Denkart Einzelner her, die sich Parthei zu erwerben wissen. Wenn dann nun auch da Alles anfangs so gelänge, wie man dächte, wie wirds zuletzt? Aus einer Parthei

entstehen mehrere, und iede will, sobald die alte Obrigkeit abgeschaft ist, herrschen. So gehts bunt über, und die lebende Generation hat während des um die Herrschaft sich streitenden Partheigeistes gar nichts, statt daß sie doch sonst etwas hatte. Am Ende mus irgend eine Parthei siegen. Diese betrachtet sich dann als die Despotin der übrigen, und stellt eine neue Obrigkeit unter einem neuen Nahmen her, die weit strenger regirt, als die abgeschafte. So hat's die künftige Generation noch weit schlimmer, als die vorige, welche es schon aufs höchste schlimm zu haben glaubte, und deshalb rebellirte.

Die Obrigkeit lässets mir ia unbenommen, ihr Vorschläge aller Art zu Verbesserungen zu thun, wenn ich dergleichen im Ernst thun zu müssen glaube. Ich mus solche aber bescheiden und im Geiste eines guten Bürgers thun, und mus es ihr überlassen, ob sie sie für ausführbar und räthlich finde, oder nicht. Ueberhaupt kann ich mich ia an die Obrigkeit verwenden, wie ich will, und der Zugang zu ihr ist mir in allen meinen Angelegenheiten offen. Nur mus es immer mit ehrerbietigem Anstande, und nicht polternd, oder gar drohend, sondern bittweise, geschehen. Wie kann

sie aber Allen ihre Wünsche gewähren? Es ist unmöglich, daß sie es in irgend einem Falle Allen zu Danke machen könne; denn wenn auch der grössere Theil damit zufriden wäre, so wird es immer einzelne Unzufridene geben, die es darum sind, weil ihr Privatnutzen dabei gewönne, wenn sie es anders machte. In Rechtsangelegenheiten vollends, in Streitigkeiten über Mein und Dein, mus sie allemal dem einen Theile entgegen sein; träfe mich aber dis iemals, so mus ich doch ihren Ausspruch verehren, weil sie ihn nach den Gesetzen thut. Habe ich Recht, so bekomme ichs; habe ichs aber nicht, so kann sie mir's nicht geben. Es ist also mein Fehler, und nicht der ihrige, wenn ich Unrecht bekomme, und, indem sie mir, wenn ich Unrecht habe, Unrecht gibt, spricht sie dadurch doch recht.

Jeder schreitet mit dem Geiste des Zeitalters unvermerkt fort — die Obrigkeit gewis auch. Wie gehts ihr aber dabei? Man klagt oft, daß sie Alles beim Alten lasse; wenn sie aber einmal wirklich eine nützliche Neuerung machen will, findet sie nicht Widerstand? Ein Theil des Volks will in der That, daß Alles beim Alten bleibe; ein anderer Theil verlangt den Nutzen, welchen

die Neuerung nur, als wirklich eingeführt, stiften kann, schon vorher zu erblicken, um dazu beizustimmen, daß sie erst eingeführt werden möge; der bei weitem grösseste Theil aber findet nur solche Neuerungen sch n, bei denen er seinen Privatvortheil sieht, und tadelt und verschreiet Alles, was das allgemeine Beste heben soll. Wenn die Verschidenheit der Stände abgeschaft, eine neue Vertheilung der Güter gemacht würde u. s. w. — das wäre so nach seinem Geschmack. Vor solchen Neuerungen ekelt den Vernünftigen und den Rechtschaffenen. Verschidene Stände müssen sein, und würden, wenn sie heute aufgehoben würden, nach einiger Zeit ebenso wieder von selbst entstehen, wie sie ursprünglich entstanden sind. Die Güter aber, welche Jeder einmal hat, hat er; ob er sie durch seine Vorfaren rechtmässig habe, oder nicht, würde eine Untersuchung sein, die zu den schrecklichsten Grausamkeiten führen könnte. Am Ende entstände ia auch selbst durch eine neue Vertheilung mit der Zeit wieder Ungleichheit des Eigenthums, wenn z. B. einige Familien das Ihrige besser zu Rathe hielten, als andere; sollten die Nachkommen der letzteren etwa dann auch wieder eine abermalige neue Vertheilung fordern dürfen?

In dem Masse, wie ich mit dergleichen Neuerungen, welche nur der menschliche Pöbel wünschen kann, nichts zu thun haben darf, mus ich der Obrigkeit bei ieder guten Neuerung, die sie einführen will, behülflich sein. Dadurch mache ich mich in meiner Art um sie verdient; denn sie kommt mit solchen Unternehmungen ohne Beihülfe guter Bürger entweder gar nicht, oder doch nur schlecht, zu Stande. Höre ich alsdann widrige und aufhetzende Urtheile über sie, so mus ich diese auch herzhaft widerlegen, und die Widriggesinnten durch Gemeingeist zur Vernunft zurückzuführen suchen.

Dieser Geist — der wahre Bürgergeist — soll mich auf allen Seiten leiten. Durch ihn beseelt, will ich mich auch auf keinen andern Platz in der Geselschaft sehnen, sondern auf dem, wo ich einmal stehe, ihr nützlich zu werden suchen; das Wegsehnen von ihm verleidet nur die Nützlichkeit, welche man doch auf ihm sich erwerben könnte. Alle Stände sind für das allgemeine Wohl da; die Obrigkeit wirke dazu als Obrigkeit, der Unterthan als Unterthan, und ieder Unterthan wieder nach seiner besondern Lage. Es kommt nicht darauf an, was ich dazu beitrage; wenn

ich nur das dazu beitrage, was ich kann. Man wünscht sich oft blos in einen andern Stand, weil man die Ungemächlichkeiten des seinigen bei ihm nicht findet, und ihn also ganz frei von aller Ungemächlichkeit glaubt. Man wünscht sich oft blos in einen höheren Stand, weil man in selbigem einen grösseren Antheil an Glücksgütern und Lebensgenüssen hätte. Die Menge der Glücksgüter ists aber nicht, die glücklich macht, sondern die rechte Anwendung derer, die man hat, und die Zufridenheit mit ihnen, auf der sich iene allein begründet; die wahren Lebensgenüsse vollends sind weder an Reichthum, noch an Hoheit, gebunden. Das stillfrohe Familienleben, der sanfterheiternde Genus der schönen Natur, der Besitz einiger vertrauten Freunde, hangen gar nicht davon ab; wie Viel aber habe ich, wenn ich auch diese nur habe! O darum wohl mir, wenn ich, nachdem ich den Tag über wacker gearbeitet habe, Abends im Kreise der Meinen ruhe, die mir meine Treue für sie durch Dankbarkeit und Herzlichkeit lohnen! Indem ich dem Staate durch Arbeit nützte, nützte ich meinem Hause durch Arbeitsertrag, und — umgekehrt; welch ein doppeltsegnendes Bewustsein von Gemeinnützigkeit für mich nach

Untergang der Sonne! So verstreiche mein ganzes noch übriges Leben als Leben für das allgemeine Wohl und für das Wohl meines Hauses zugleich! Es verstreiche ruhig und still unter Schutz und Schirm der Obrigkeit! An jedem Abend werde ich mich dann so selig fühlen, wie heute — am letzten Abend zum allerseligsten. Meine Familie, die mich am besten kannte, wird mich, wenn ich nicht mehr bin, freilich auch am meisten noch ehren; aber auch der Staat wird von mir sagen — „mit ihm starb ein guter Bürger mehr." Es sterbe, wer will, ein höheres Lob kann er nicht erhalten — nur allerdings Jeder in seiner Art. Uebrigens macht der Tod uns Alle äuserlichgleich, wir mögen einen Zepter, oder einen Hirtenstab, in der Hand gehabt haben. In der höheren Verfassung der Dinge wird unser Werth nicht nach dem, was wir in der Hand hatten, sondern darnach, wie wir es in der Hand hatten, bestimmt werden. Wohl dann dem, der mit seinem Hirtenstabe gut weidete; er wirds besser haben, als der, der mit seinem Zepter bös regirte.

Ein und zwanzigste Stunde.

Edelfreiwilliges Märtirerthum.

Daß mein Herz überhaupt für Wahrheit, Recht und Humanität schlägt, darf ich mir gar nicht zum Verdienst anrechnen; ich dürfte ia, wenns nicht so um mich stände, auf sittliches Gefühl gar keine Ansprüche mehr machen — ich dürfte mich gar nicht unter Menschen mehr zählen. Mein Herz mus so hoch schlagen für Wahrheit, Recht und Humanität, daß ich auch nützliche Leiden für sie nicht scheue, und daß ich, wenn ich dergleichen Leiden auch leicht ausweichen könnte, ihnen dennoch nicht ausweiche, sondern sie gelassen erwarte, und ruhig über mich ergehen lasse, wenn sie wirklich kommen.

Ich will den Fall annehmen, daß schädliche Irthümer ihr Haupt emporzuheben begönnen, und ich könnte ihnen entgegen arbeiten, ich sähe aber vorher, daß ich dabei sehr ins Gedränge kommen

würde, so müste ich mich bestimmen, mich in das Gedränge zu begeben. — Oder ich will den Fall annehmen, daß um mich her grobe Ungerechtigkeiten geschmiedet würden, und ich hätte Kraft, zu ihrer Vereitlung beizutragen, sähe aber auch vorher, daß ich durch Anwendung meiner Kraft mir selbst grosse Verluste zuziehen würde, so müste ich dennoch diesen Verlusten mich aussetzen. — Oder ich will auch den Fall annehmen, daß ich im Stande wäre, wirklich schon Unschuldigverfolgte in meine Ruhe aufzunehmen, sähe aber ebenfals vorher, daß diese meine Ruhe damit nicht weiter ganz bestehen könne, sondern daß auch mir alsdann Verfolgung bevorstände, so müste ich doch lieber Mitverfolgter werden, als Verfolgte verlassen. Dis heisst — edelfreiwilliges Märtirerthum.

Ach, dich, edelfreiwilliges Märtirerthum, will ich mir heute recht anpreisen — wer weis, wie nahe die Gelegenheit, dich auszuüben, mir bevorstehe? Sie komme aber, wann und wie sie wolle — ich würde sehr irren, wenn ich sie für ein blosses Werk des Zufalls hielte; sie kommt auch von oben herab. Der Weltregirer, der auch Regirer meines Lebens ist, der Allerhöchste, der über Alles waltet, und dem's um mein Heil zu thun ist, wal-

tet auch über sie. Sollte ich sie unbenutzt für mein Heil vorübergehen lassen? Nein, ich will sie annehmen, innigstdankbar annehmen.

Durch edelfreiwilliges Märtirerthum ersteige ich die höchste sittliche Höhe — welch ein Gedanke für ein sittliches Wesen! — — Wer für seine Thorheiten und Unsittlichkeiten leidet, der rühme sich seines Märtirerthums nicht! Er ist ein elender Märtirer seiner Leidenschaften und seiner groben Sinnlichkeit. Er hat sich Schaden zugezogen, ohne damit um sich her Nutzen zu stiften. Wollte er sagen, daß er der Welt doch dadurch nütze, daß er ihr ein warnendes Beispiel an sich aufstelle, wie das Laster sich selbst strafe, und daß er ihr diese Wahrheit durch seine Leiden recht versinnliche, so spräche er nicht nur sich selbst das Verdammungsurtheil, sondern er hatte auch keinen Beruf dazu. Sein Beruf war, der Welt ein reitzendes Beispiel an sich aufzustellen, wie die Tugend sich selbst lohne, und ihr diese Wahrheit durch seine Zufriedenheit, es gehe ihm, wie es wolle, recht zu versinnlichen. — Wer zwar für die Sache der Wahrheit, des Rechts und der Menschlichkeit leidet, aber durch Umstände dazu gezwungen wird, und für sie darum leidet, weil er den Leiden nicht auswei-

chen kann, der ist wohl ein edlerer Märtirer, aber — ein Märtirer der edelsten Art ist er noch nicht. Wenn er also nicht müste, so übernähme er das Märtirerthum nicht; wenn er seinen Leiden hätte ausweichen können, so würde er ihnen ausgewichen sein. Das moralische Gefühl wirkt mithin noch nicht vollkommen auf ihn. — Wer aber seinen nützlichen Leiden ausweichen kann, und ihnen doch nicht ausweicht, der ist der edelsten Märtirer Einer. Seine Leiden sind sein freier Wille, und dis ist die höchste sittliche Höhe, welche der Mensch erreichen mag. Alsdann wirkt das moralische Gefühl — dieser Hauptbestandtheil unserer höheren Natur — in seiner ganzen Vollkommenheit, wenn man sich entschliesst, ohne allen weiteren Drang von aussen, blos aus Wahrheitssinn für Wahrheit, blos aus Rechtsgefühl für Recht, blos aus Humanität für Humanität, iedem Verluste sich auszusetzen, und iede Aufopferung sich gefallen zu lassen. Je grösser dann die Opfer sind, welche der Opferer bringt, in desto grösserer sittlicher Herrlichkeit glänzt er!

Edelfreiwilliges Märtirerthum ist es ferner, worauf wir, wenns überstanden ist, lieber zurücksehen, als auf alle andere für uns noch so schöne

Scenen unseres Lebens. — Wie mag dem zu Muthe sein, der am Ende doch glücklich durch solche Leiden kam, die er sich durch Lasterhaftigkeit zuzog? Wie mit überschwenglicher Grosmuth vom Schicksale behandelt mus er sich betrachten; schämen mus er sich, so oft er an die Barmherzigkeit zurückdenkt, welche ihm widerfur. Besser ist freilich dem zu Muthe, der durch Umstände gezwungen für Wahrheit, Recht und Menschlichkeit litte; stört ihn aber nicht doch in seiner Freude über den guten Ausgang seines Märtirerthums das Bewustsein, daß er es blos aus Zwang übernahm? Unendlichbesser mus dem zu Muthe sein, der aus freiem Willen ein so edler Märtirer ward, wenn er hernach auf selbiges, als überstanden, zurückblickt. Er kann den guten Ausgang desselben als wahrhaftigverdienten Lohn betrachten, und kann sich, so oft er sich an die Uebernahme der geendigten Leiden erinnert, die erhebenste aller Vorstellungen gewähren, daß er durch sie ganz als Held gehandelt habe.

Edelfreiwilliges Märtirerthum ists endlich auch, das wir ienseits des Grabes erst recht segnen werden. — Der Glaube, daß es mit hier für uns nicht abgethan sei, und daß unsere hier gehabten

Schicksale sich anderwärts erst vollkommen entwickeln werden, macht solch Märtirerthum erst recht reitzend. War diese Welt so eingerichtet, daß Theile für das Ganze leiden musten, so wird iene Welt nicht nur von der Art sein, daß dis nicht mehr Statt findet, sondern es werden auch in ihr die Theile, welche hier für das Ganze litten, den völligen Ersatz für ihre Leiden erhalten. Die gewesenen Märtirer für Wahrheit, Recht und Menschlichkeit werden dort die Seligeren sein, und die Märtirer, die es freiwillig wurden, die Allerseligsten. Man denke sich diese Seligkeit, wie man will; nur bleibe man nicht blos bei der noch höheren sittlichen Höhe stehen, welche sie ersteigen werden, weil sie hier schon die höchste irdische Höhe der Art erstiegen, und sich dadurch zu ihr geschickt machten und einweiheten, sondern man besinne sich darauf, daß der Mensch auch dort einen äuserlichen Zustand haben werde; so wird man als ausgemacht annehmen, daß auch dieser für die hier gewesenen edlen Märtirer der ausgezeichneteste sein werde. Gilt auch dieser Gedanke nicht als Hauptantrieb zum edelfreiwilligen Märtirerthum, so gilt er doch gewis als Stärkung in Ausdauer in selbigem.

Eigentlich ist die Erwägung dieser drei Empfehlungen eines solchen Märtirerthums auch zugleich das Mittel, uns dazu, wie geneigt, so auch geschickt, zu machen; es gibt aber auch noch andere Mittel, und auch diese will ich iezt beherzigen.

Was ist denn die Ursache davon, daß man nicht gern edler Märtirer werden will? Der grosse Werth ists, den man auf die Güter sezt, welche dabei verlohren gehen! Was sind dis aber für Güter? Vergängliche, die uns ieder Zufall rauben kann. Unhinreichende, die, wenn sie uns auch lebenslang unvergänglich blieben, uns zwar glücklich, aber keineswegs selig, machen. Es gibt nur ein eben so hinreichendes, als unvergängliches Gut — das Bewustsein, so zu handeln, wie man als ein sittliches Wesen handeln mus. In diese Art von Betrachtungen will ich mich recht oft einlassen und versenken. So oft ich dis thue, wird eine innere Stimme mir zurufen — „Wie? du wolltest für Wahrheit, Recht und Menschlichkeit nicht freiwillig solche Güter wagen, oder auch gar hingeben, um die du auch dann, wenn du für das grosse Drei gar keinen Sinn äusertest, an iedem Tage, in ieder Stunde, gebracht werden kannst?

Nein, heilige ihre Vergänglichkeit dadurch, daß du sie als Edler für dich vergänglich machest! Sie stillen ia deinen Durst nach Heil ohnehin nicht; so bekümmere dich um das Gut, das ihn wahrhaftig stillt, und zugleich allem Vergange trotzt! Dis Gut erwirbst du als edelfreiwilliger Märtirer am schönsten — so mache dir dieser Gedanke solch Märtirerthum leichter!"

So will ich auch oft das, was ich habe, oder doch haben könnte, mir ohne alle weitere Ursache von aussen, und blos aus dem Grunde, versagen, daß ich mich dadurch in Selbstversagungen übe. Diese Uebung mus mir es leichter machen, auch dann freiwillig darauf Verzicht zu thun, es zu wagen, hinzugeben, wenn ich es aus Sinn für Wahrheit, Recht und Menschlichkeit wagen, hingeben soll. Was ich doch sonst schon thun konnte, werde ich ia wohl dann noch eher thun, wenn auch dieser heilige Sinn noch dazu kommt, und mich ergreift? Und — wenn ich auch wirklich geniesse, was ich habe, so will ich's immer, von dem Gedanken begleitet, geniessen — „Das geht iezt wohl an, da du nicht aufgefordert wirst, für Wahrheit, Recht und Menschlichkeit als Mann zu stehen; sobald du aber hierzu aufgefordert wirst, ist

die Sache anders, und da benimm dich gleich ganz als Mann!"

Beispiele wirken auf das Gemüth — böse nicht nur, sondern auch gute. Auf ein gutes Gemüth wirken nur die letzteren, und unter ihnen vorzüglich die Beispiele der edelfreiwilligen Märtirer. An diesen Beispielen will ich mich erbauen. Heilige Legenden darüber will ich nicht lesen, sondern wahre Berichte der Art. O wie reich ist die wirkliche Geschichte an Menschen, die für Wahrheit, Recht und Menschlichkeit freiwillig und schön gelitten haben! Diese will ich mir recht vorhalten; so wird mir mein Herz bei Jedem derselben zurufen — „auf, und werde, was er war, sobald dazu für dich die Stunde schlägt!" — —

Persiflire die Märtirer im Ganzen, wer will! er zeigt dadurch nur an, daß er ein grober Egoist sei. Ich will gern zugestehen, daß ein gewisser Fanatismus dasselbe bewirken könne, was das moralische Gefühl nur bewirken sollte; aber — hätten wir wohl Wahrheit, Recht und Menschenwohl, wenn's keine freiwilligen Märtirer für sie gab? Ach, und was opferten diese Märtirer auf?! Nicht Geld und Gut, Haus und Hof, Lebensgenus und Lebensfreiheit blos — auch das Le-

ben selbst. Aus reinem Herzen übernahmen sie den Märtirertod, und mit standhaftem Herzen standen sie ihn aus. O ihr Hochheiligen, ihr glänzet am Himmel der Geschichte, wie die Sterne am Himmel der Natur. Euch sey Lob und Ehre und Ruhm, so lange es Menschen gibt, die wahre Grösse zu schätzen wissen, und die für die Pflicht der Dankbarkeit Sinn haben! Mit Rosen, wie mit Blut, bestreuet die Natur den Anbruch des Tages in ihr; blutig brach auch der Tag der Wahrheit, des Rechts und des Menschenheils für iede Nation an. Ich kenne den Märtirer aller Märtirer, und glaube an ihn. Aus freiem Sinn übernahm er das ihm zugeworfene Loos; herrlich und bewundernswürdig leistete er ihm Genüge; überschwenglich ist er dafür gelohnt worden. Millionen über Millionen fanden durch ihn das wahre Leben, verdanken's ihm, und verehren ihn dafür mit ewigem Nachruhm. Sein Beispiel mache mich Schwachen stark, und ich müsse nur dann glauben zu verdienen das Heil, welches er stiftete, wenn ich gern und mit Freuden in seine heiligen Fusstapfen trete! — —

Bei aller meiner Bereitwilligkeit zum edlen Märtirerthum will ich aber doch allemal, ehe ich

Leiden für Wahrheit, Recht und Humanität übernehme, mich doch erst fragen, ob diese Uebernahme nicht offenbar unnütz sei. Wäre dis, und ich müste es als ein vernünftiges Wesen mir vorhersagen, warum sollte ich mich zu ihr entschliessen? Offenbar unnütz leiden wollen — was ist dis? Nichts, als gutgemeinte Thorheit! Und darüber verlöhre ich wohl die Kraft, edler Märtirer zu rechter Zeit zu werden, die gewis kommen wird. Ich darf nur warten, nur warten — sie kommt. Also — ich entschliesse mich nicht zu solchem Märtirerthum, wenn ich wirklich einsehe, daß es zu nichts helfen könne. Ist aber auch nur Wahrscheinlichkeit da, daß ich Nutzen dadurch schaffe, so will ich gleich bereit zu seiner Uebernahme sein. Ist vollends augenscheinliche Gewisheit dazu da, so soll mich kein Gedanke, den es nur gibt, davon zurückhalten. Ich will — besonders, wenn es für das Ganze nöthig ist, auch im Stande sein, den Märtirer t o d zu sterben. Erhabener, als so, kann man seine irdische Laufbahn nicht enden. Was dann über den Sternen mir dafür bevorstehe, erwarte ich traulich.

Zwei und zwanzigste Stunde.

D. Martin Luthers Wahlspruch.

Das Christenthum hat ganz das Schicksal gehabt, welches das ältere Judenthum hatte. Beide wurden unter göttlicher Autorität in die Welt eingeführt. Wie aber spätere Rabbinen sich die Schlüssel des Gesetzes zueigneten, den Mosaismus erklärten, wie sie wollten, und Zusätze dazu machten, wie sie wollten: so eigneten sich auch spätere Kirchenlehrer die Schlüssel des Evangeliums zu, erklärten es nach ihrem Gefallen, und machten Zusätze dazu nach ihrem Gefallen. Als nach mehr denn tausend Jahren endlich der grosse Kampf der menschlichen Vernunft mit dem christlichen Aberglauben begann, rief der ehrwürdige Luther, der sich rein und ohne alle Erwartung der Dinge, die durch ihn kommen sollten, auf den Kampfplatz als deutscher Mann hinstellte, aus — „Durchaus keine menschliche

Autorität in Glaubenssachen!" Hiermit fing er an — hierbei blieb er stehen. Er berief sich dabei auf das grosse Wort des Stifters des Christenthums — „Einer nur ist euer Meister."

Durchaus vor allen Dingen keine **weltliche** menschliche Autorität! „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" — hiermit hatte der Gründer der christlichen Kirche ein- für allemal eine ewige Scheidewand zwischen Staat und Kirche gezogen, und das mit Recht. Der Staat hat seine Sphäre, in der er bleiben soll, und die Kirche auch die ihrige. Jener sorge für das leibliche Wohl, diese für das geistliche! Eine Vermischung beider Sphären ist das Unseligste, was der Menschheit begegnen kann. Von einem Religionsstaate könnte man allenfalls sprechen, und so iede Kirche benennen, wie z. B. Jesus von Nazareth seine Kirche ein Himmelreich, einen Himmelsstaat, benannte; aber — von einer Staatsreligion sprechen, ist wider alles Wesen der Religion. Luther äuserte sich hierüber also — „Ueber die Seelen kann und will Gott keinen regiren lassen, als sich allein. Darum, wo weltliche Macht sich vermisst, der Seele Gesetze zu

geben, so greift sie in Gottes Regiment, und verdirbt und verführt nur die Seelen. Daß die Leute nicht mit falscher Lehre verführt werden, dafür sollen die Bischöffe sorgen, aber nicht die Fürsten. Denn Ketzerei kann man nicht mit Gewalt wehren; es gehört ein besonderer Geist dazu. Gottes Wort soll hier streiten; wenn das nichts ausrichtet, so wirds wohl unausgerichtet bleiben von weltlicher Macht." — Auch äuserte sich Luther hierüber noch also — „Obrigkeit soll nicht wehren, was Jedermann lehren und glauben will, es sei Evangelium, oder Lüge. Es ist genug, daß sie Aufruhr und Unfrieden wehren lehrt. Weltliche Obrigkeit, Fürsten und Herren und Juristen können Gesetze machen, Rechte und Lehren geben über Haus und Hof, Dörfer, Korn, Wein, Land und Leute, und Alles, was auf der Erde dem Menschen unterworfen ist. Aber in Glaubenssachen, und die Seele belangend, handeln und thun wollen, was man thut mit äuserlichen Dingen, das ist nicht zu leiden."

Durchaus aber auch keine **geistliche** menschliche Autorität in Glaubenssachen! Nur zu Predigern des Evangeliums, zu Hirten in der Kirche hatte der grosse Nazaräner seine Nachfolger

verordnet, nicht aber zu Herrschern über die Gewissen. Auch dieses Joch schüttelte Luther ab; er schüttelte ab das Joch der Kirchenväter und Kirchenversammlungen, das Joch der Bischöfe und des Pabstes, das Joch aller und ieder Glaubensvorschriften in der Kirche. Soll seine eigene Autorität nun etwa an die Stelle der abgeschaften treten? Um was wären wir dann besser daran? An die Stelle des römischen Pabsts wäre dann blos ein deutscher Pabst getreten — an die Stelle des katholischen ein protestantischer. Aber — wie weit war auch iener Edle von dergleichen Anmassungen entfernt! Niemand in der protestantischen Kirche kann eifriger dagegen protestiren, als er selbst dagegen protestirt hat. Er wollte nicht, daß seine Schriften länger, als ein Jahrhundert, dauren möchten, dem sie gedient hätten. „Es gefällt mir übel, sprach er mit deutscher Treuherzigkeit, daß ihr mir als dem Haupte gefolgt seid. Ich will nichts heissen, will nichts befehlen, will auch nicht Autor genannt werden."

Also — durchaus gar keine menschliche Autorität in Glaubenssachen! Blos göttliche Autorität gilt dabei. Was Luther unter dieser verstanden hatte, ist leicht zu sehen. Ihm war

die Bibel Gottes Wort; ihre Autorität lies er also in Glaubenssachen nur gelten. Sie ist auch in der That Gottes Wort, in so fern in ihr ächte Belehrungen über höhere Wahrheit vorkommen; denn diese sind Gottes Wort, sie mögen vorkommen, wo sie wollen. Wer entscheidet aber darüber, ob die in der Bibel befindlichen Belehrungen über höhere Wahrheit ächt sind? Doch einzig und allein nur die Vernunft, in deren Gebiet alle Wahrheit überhaupt gehört, und ohne die wir für Wahrheit weder Sinn, noch Empfänglichkeit, hätten. Durch sie erging also auch das erste Gotteswort an die Menschen. Jedes weiter erfolgtseinsollende Gotteswort mus sich dadurch erst als wirkliches Gotteswort legitimiren, daß es mit den Aussprüchen, welche die Vernunft bei gehöriger Bildung und bei gehörigem Nachdenken thut, harmonire. Ich wünschte also schon, daß Luther die göttliche Autorität blos auf die Belehrungen Jesu, welche in der Bibel enthalten sind, beschränkt hätte; denn diese findet man mit den Belehrungen der gebildeten und nachdenkenden Vernunft ganz harmonisch. Sie sind also ächtes Gotteswort. Indessen hat doch Luther auch auf diese den höchsten Werth gesetzt, und zwar da=

durch, daß er sich an einen einzigen Meister hielt. Was für Gründe ihn dazu bestimmt haben mögen, beruhe auf sich! Mein Grund ist die innigste Harmonie der Belehrungen Jesu mit den Belehrungen meiner Vernunft. Diese gibt ihnen göttliche Autorität. Bei Luthers Wahlspruche — „durchaus keine menschliche Autorität in Glaubenssachen" — denke ich mir also — „durchaus keine fremde Autorität für mich" — und unter der göttlichen Autorität, an die er sich blos hielt, verstehe ich die Autorität der Vernunft, d. h. meiner Vernunft.

Wollte man sagen, weltliche und geistliche Obere beriefen sich auch auf die Vernunft, so antworte ich, daß ich von Gott nicht an ihre Vernunft, sondern an die meinige, gewiesen sei. Dazu habe auch ich Vernunft, daß ich mir von Andern nicht vorschreiben lasse, was ich glauben solle, sondern daß ich mir es selbst vorschreibe. Wendete man mir ein, daß meine Vernunft irren könne, so gilt Dasselbe auch von fremden Vernünften. Irrt meine Vernunft, so irrt sie für mich — wie verzeihlich wäre dis! Wie unverzeihlich aber wär's, wenn ich mich an fremde

Vernünfte hingäbe, daß sie irrten für sich und für mich zugleich!

Ein solcher Glaube ohne alle fremde Menschenautorität und blos aus eigener lebendiger Ueberzeugung ist der rechte Glaube. Bei ihm bleibt man warm für das, was man glaubt. Wenn weiter nichts ist, als — so must du glauben, wenn du zu dieser oder iener Kirche gehören willst — oder — so must du glauben, weil es dir von Jugend auf beigebracht worden ist — da behandelt man die Sache der Religion nur kalt und mechanisch; wenn es aber in uns heisst — so must du glauben, wenn du ein ausgebildetes Vernunftwesen sein willst — oder — so must du glauben, wenn du auch nie einen Lehrer gehabt hättest — da, da haugt man mit ganzer Seele an seiner Religion, und liesse lieber Alles eher fahren, als sie.

Bei einem solchen Glauben wird man auch durch das, was man glaubt, wahrhaftig gestärkt und getröstet. Selbst die wahreste Religion kann ihre Kraft zum Guten und ihren Trost im Leiden nicht gehörig reichen, wenn sie nicht in Ueberzeugung übergegangen ist. So lange man immer noch fragen kann — wer weis, obs wahr ist, womit sie dich stärken und trösten will? — so

lange fällt auch ihr Stärken und Trösten nur dürftig aus; sobald man aber zu sich selbst sagen mus — es ist wahr, du must es für wahr erkennen, und hasts dafür erkannt — thut man das Gute rasch, und duldet das Böse getrost.

Bei einem solchen Glauben spotten die Spötter über das, was man glaubt, vergeblich. Man sieht ihren Spott gleich für Spott über die Vernunft an, und behandelt ihn dieser Ansicht gemäs. Man hört nicht auf ihn; man weiset ihn mit Verachtung von sich; man gibt ihn an die ihn treibende Behörde zurück. Leider fehlte es auch nie an Spöttern des christlichen Glaubens; die Verfälscher desselben und die Empfehler des Kölerglaubens schufen sie. Unmöglich kann man ihrem Spotte dadurch Einhalt thun, daß man die Vernunft aus der Kirche weiset, und in der Geschichte des Christenthums den Hauptanker des christlichen Glaubens zu finden meint. Man rufe vielmehr die Vernunft recht in die Kirche herein, und lasse sie den Beweis für die Wahrheit des ursprünglichen Christenglaubens führen; so müssen die, welche ihn dann zu verspotten im Stande sind, fühlen, daß sie sich selbst verspotten.

Ich gedachte vorhin des Kölerglaubens. Es gibt einen ganzen und einen halben Kölerglauben. Der ganze besteht darin, wenn man glaubt, was die Kirche glaubt, ohne einmal zu wissen, was sie glaube; der halbe darin, wenn man zwar weis, was die Kirche glaubt, aber es nur darum glaubt, weils die Kirche glaubt. Weg mit allem Kölerglauben! Was ists weiter, ob man ein ganzer, oder nur ein halber Köler sei? Man soll ganz und gar nicht Köler sein. Als Christ soll man es am wenigsten sein. Die, welche für den christlichen Kölerglauben sind, mögen wenigstens nicht sagen, daß sie dabei den Stifter des Christenthums und die ersten Verbreiter desselben auf ihrer Seite haben. Jener pflegte oft auszurufen — „wer Ohren hat, zu hören, der höre!" Was heisst dis anders, als — wer Verstand hat, der denke nach!? Diese riefen ihren Gemeinen zu — „Prüfet Alles, und das Beste (das Vernunftmässigste) behaltet!" — „Prüfet die Geister (die Lehrer) ob sie von Gott sind!" — „Seid immerdar bereit zur Verantwortung gegen Jedermann, der Grund fordert von eurem Glauben!" Wie übrigens Paulus über alle menschliche Autorität in Glaubenssachen gedacht habe, das

zeigt seine Moquerie darüber, wenn unter drei Christen seiner Zeit der Eine sprach — ich bin Paulisch, der Andere — ich bin Apollisch, und noch ein Anderer — ich bin Kephisch. In diese Fusstapfen des unvergeslichen Paulus trat also edel ein der gleichfalls unvergesliche Luther.

Drei und zwanzigste Stunde.

Hofnung und Furcht in ihren heilsamen und schädlichen Wirkungen.

Als Vernunftwesen bin ich Zuschauer und Beobachter des Ganges der Dinge; als so ein Wesen habe ich aber auch Begriffe von Zukunft, und diese interessirt mich sehr. Wenn ich also gewahr werde, daß iener günstige Anstalten für mich treffe, sollte ich mich nicht zu der Meinung hinneigen, daß seine Anstalten zu Stande kommen würden — sollte ich nicht hoffen? Hofnung ist ia alsdann schon Vorfreude über das mir von ihm angekündigte Heil, ia, sogar eine Art von Vorgenus desselben; wer gewährt sich dergleichen nicht gern? Es kann ia aber auch sein — und, in wie vielen Fällen verhält sich's nicht wirklich so! — daß die Anstalten, welche der Gang der Dinge zu meinem Besten macht, nicht zu Stande kommen können, wenn ich nicht aus allen meinen eigenen

Kräften dazu mitarbeite. Sollte ich's überhaupt in der Regel wohl anders verlangen? In der That, dann müßte ich mich vor mir selbst schämen. Hofnung also ists, was mich alsdann in Rege für mich setzt; Hofnung macht mich umherschauend auf Alles, was ich etwa in solchen Fällen für mich zu thun haben möchte, und macht mich zugleich warm und eifrig, bis auch wirklich zu thun. Wie unzählich oft verderbten Menschen schon all das Gute, das ihnen bereitet ward, blos dadurch, daß sie schwermüthig dachten, es werde doch nichts daraus, und so verzweifelnd die Hände in den Schos legten! Es war auf ihre Mitwirkung dabei gerechnet, die nun aber nicht erfolgte. Ich ehre und liebe die Hofnung dafür, daß sie mich vor dergleichen Unfällen schützt. Wirklich hat sie mich auch, wenn ich meine Lebensgeschichte durchgehe, oft schon vor ihnen geschützt. Ich ward durch sie angefeuert, dem Gange der Dinge gemäs für mich thätig zu werden, und so gelang es diesem, das für mich bestimmte Gute mir wirklich zu gewähren. — Wenn es nun schon so um die Hofnung überhaupt steht, wie mus es vollends um sie bei Leidenden stehen, die sich selbst gar nicht helfen können? Was hätten diese Armen,

wenn sie sie nicht hätten? Ihnen ists daher nicht nur zu verzeihen, daß sie auch sogar alsdann, wenn sie den Gang der Dinge noch keine Anstalten zu ihrem Besten machen sehen, dennoch zu der Meinung sich hinneigen, er werde dergleichen vielleicht noch machen; ihnen ist sogar zu rathen, so zu meinen. In der That der einzige Weg für sie, auf dem sie sich, wenn ihre Leiden sehr gros sind, vor Verzweiflung bewahren mögen! Bin ich auch in so einer fürchterlichen Lage nie gewesen, so war ich doch oft in solchen Lagen, wo mir blos der Gang der Dinge helfen konnte. Als er mir nun da nur zu einigen malen ganz unerwartet zu Hülfe gekommen war, fing ich an, in ähnlichen Fällen eine Art von Verlas auf ihn zu nehmen, der mir in der Folge auch manchen guten Dienst that. Ich halt's also mit der Hofnung.

Als Vernunftwesen bin ich Zuschauer und Beobachter des Ganges der Dinge; als so ein Wesen habe ich aber auch Begriffe von Zukunft, und diese interessirt mich sehr. Wenn ich also gewahr werde, daß iener ungünstige Anstalten für mich treffe, sollte ich mich nicht zu der Meinung hinneigen, daß seine Anstalten zu Stande kommen würden — sollte ich nicht fürchten?

Freilich, wie Hofnung schon Vorfreude über das von ihm mir angekündigte Heil, ia, sogar eine Art von Vorgenus desselben, ist, so ist auch Furcht schon Vorangst über das von ihm mir angekündigte Unheil, ia sogar eine Art von Vorempfindung desselben, und so könnte es scheinen, als wenn ich dadurch gegen mich selbst handelte, wenn ich mir beide machte, da es zu Angst und Schmerzempfindung noch Zeit genug sei, wenn das Unheil erst wirklich einträte; darf ich denn aber wohl vergessen, daß mich die Furcht zu bevorstehenden Uebeln vorbereite, daß diese mich also nicht urplötzlich überfallen können, als wodurch sie gemeiniglich noch weit schwerer werden? Schon diese Art von Wohlthätigkeit also, welche die Furcht für mich hat, mus ich nicht verkennen. Es kann ia aber auch sein — und in wie vielen Fällen verhält sich's nicht wirklich so? — daß die Anstalten, welche der Gang der Dinge zu meinem Schaden macht, nicht zu Stande kommen können, sobald ich nicht will. Sind denn alle Gefaren, die mich bedrohen, unausweichlich? Traun, vielen kann ich wirklich ausweichen; würde ich aber auf das Ausweichen bedacht sein, wenn ich sie nicht befürchtete? Sind denn auch alle unausweichliche

Gefaren wirklich unüberwindlich? Traun abermals, viele derselben kann ich überwinden, sobald ich mich nur mit meinen Kräften gehörig gegen sie wehre; würde ich aber die Gegenwehr gehörig veranstalten und betreiben, würde ich auch nur sie beschliessen, wenn die Furcht vor ihnen dabei nicht wirksam wäre? Furcht also ists, was mich alsdann in Rege für mich setzt; Furcht macht mich in solchen Fällen umherschauend auf die mir zu Dienste stehenden Wehrmittel, und macht mich zugleich warm und eifrig, die schicklichsten davon zur tapfern Gegenwehr zu gebrauchen. Wie unzählichoft erging schon über Menschen alles das Böse, das ihnen bereitet ward, blos dadurch, daß sie leichtsinnig dachten, es werde doch nichts daraus, und so ganz fahrlos die Hände in den Schos legten! Auf ihre Gegenwirkung dabei kam's an, die nun aber nicht erfolgte. Ich ehre und segne die Furcht dafür, daß sie mich vor dergleichen Unfällen schützt; wirklich hat sie mich auch, wenn ich meine Lebensgeschichte durchgehe, oft schon vor ihnen geschützt. Ich ward durch sie angefeuert, dem Gange der Dinge zuwider für mich thätig zu werden, und so gelang es diesem nicht, das für mich bestimmte Böse mir wirklich zu ertheilen. —

Wenn es nun schon so um die Furcht überhaupt steht, wie mus es vollends um sie bei Ueberglücklichen stehen, die gar keiner Hülfe bedürfen, und daher glauben, daß ihnen auch gar kein Schade zugefügt werden könne? Ach — diese sich unendlichreich Dünkende, wie bald können sie Arme werden! Der Gang der Dinge darf nur eine für sie widrige Wendung nehmen; so ists um sie geschehen. Ihnen ist daher sehr zu rathen, daß sie, wenn sie auch den Gang der Dinge noch keine Anstalten zu ihrem Schaden machen sehen, dennoch zu der Meinung sich hinneigen, daß er dergleichen vielleicht noch für sie machen werde. In der That auch nur der einzige Weg für sie, auf welchem sie sich, wenn ihr Glück sehr gros ist, die möglichste Sicherheit dafür verschaffen können! Ohne alle Furcht sind sie verlohren über lang oder kurz — verlohren blos durch ihren Uebermuth. War ich auch nie in einer so überglücklichen Lage, so war ich doch oft in solchen Lagen, wo mir blos der Gang der Dinge schaden konnte. Als er mir nun da nur erst zu einigen malen ganz unerwartet Schaden gestiftet hatte, fing ich an, in ähnlichen Fällen eine Art von Scheue vor ihm zu fassen, die mir

in der Folge auch manchen guten Dienst geleistet hat. Ich halt's also auch mit der Furcht. — —

In diesem Augenblick ists, als spräche ein übelgelaunter Weiser zu mir — „da hast du nun zwar Hofnung und Furcht in ihren heilsamen Wirkungen betrachtet; willst du sie aber nicht auch in ihren schädlichen Wirkungen betrachten? Auf, und höre mich an!"

„Du hältsts mit Hofnung; wie? wenn iedoch deine Hofnung am Ende dich täuscht? In was für einen unangenehmen Gemüthszustand wirst du dann versetzt! Fehlgeschlagene Hofnung — was geht über ihren Schmerz? und ist dieser Schmerz nicht dir selbstgemachte Pein? Aermer, als du wirklich bist, wirst du dich dann fühlen, und dis blos darum, weil du dich schon reicher geglaubt hattest, als du wardst. Ist dir's nicht oft schon so gegangen an der Hand der Hofnung? Wird dir's nicht an ihrer Hand öfter so gehen?"

„Du hältsts mit Furcht; wie? wenn iedoch am Ende deine Furcht dich täuschte? Müßtest du dir nicht selbst lächerlich deshalb vorkommen, daß du sie gehegt hättest? Du hättest dir Vorangst gemacht, ohne daß Angst darauf erfolgt wäre — wozu dis? Hättest du nicht gefürchtet, so hättest

du also gar keine Angst gehabt. Ja, du hättest Leiden vorempfunden, die gar nicht eintraten; — wie thöricht ist so etwas! Ist dir's nicht oft schon so gegangen an der Hand der Furcht? Wird dir's nicht an ihrer Hand öfter so gehen?"

„Du hältsts mit Hofnung und Furcht zugleich; was du aber vorzüglich von Beiden rühmst, verhält sich oft ganz anders. Statt, daß sie die Menschen rege für sich machen sollten, machen sie sie ganz unthätig für sich. Der Hoffende glaubt, gar nichts für sich selbst zu thun nöthig zu haben, weil der Gang der Dinge Alles für ihn besorge, und der Fürchtende glaubt, gar nichts für sich schaffen zu können, weil der Gang der Dinge Alles wider ihn besorge. Man legt also bei Hofnung und Furcht ebenso die Hände in den Schos, wie ohne Hofnung und Furcht." — —

Mag wahr sein, mag Alles wahr sein, was dieser üblergelaunte Weise zu mir sprach; ich halt's dennoch mit Hofnung und Furcht. Alles, was aus Dem, was ich gehört habe, herausspringt, reducirt sich auf zwei Regeln, für die ich eben als Vernunftwesen, das sich, als solches, zu Hofnung und Furcht berufen fühlt, auch alle mögliche Hochachtung habe.

Die erste Regel ist — „Hoffe da nicht, wo du offenbar einsiehst, daß du vielmehr zu fürchten habest, und fürchte da nicht, wo du offenbar einsiehst, daß du vielmehr zu hoffen habest!" Deine Hofnung wird dich alsdann nicht nur seltner täuschen, sondern du wirst dich, so oft sie dich täuscht, leicht darüber beruhigen, weil du vernünftig gehoft hast, und deiner Furcht wegen, wenn sie nicht einträfe, wirst du dir nicht lächerlich vorkommen, weil du vernünftig gefürchtet hast.

Die zweite Regel ist — „Auch bei der höchsten Wahrscheinlichkeit hoffe und fürchte nicht zu positif, zu zuverlässig und unbegrenzt." Aus demselben Gange der Dinge, der dir auf das gewisseste Heil zu bereiten scheint, kann auch ganz unerwartet ein Umstand hervorspringen, der alle seine Anstalten für dich vereitelt. Aus demselben Gange der Dinge, der dir auf das gewisseste Unheil zu bereiten scheint, kann auch ganz unerwartet ein Umstand hervorspringen, der alle seine Anstalten wider dich vereitelt. Hast du Beides nicht schon oft erlebt? So wirst du es auch noch öfter erleben. Also freilich — Mässigung sowohl bei Hofnung, als bei Furcht! Dadurch entgehe ich zugleich am gewissesten der allerschädlichsten

Wirkung beider, daß ich bei ihnen die Hände in den Schos legte.

Unter Beobachtungen dieser Regeln bleibts nun aber auch dabei, daß ich es lebenslang mit Hofnung und Furcht halten will. Beide sind ia in der That oft noch die einzigen Retter des Menschen, und wurden ihm also nicht umsonst gegeben.

Wollte man sagen, ihr Rettungswesen beträfe nur das Phisische des Menschen, für sein Moralisches würden sie oft die ärgsten Verderber, so könnte ich dis doch nur in so fern gelten lassen, daß Viele blos durch Furcht vor Verlust vom Guten abgehalten, und blos durch Hofnung auf Gewinn zum Bösen hingerissen werden; so, daß sie ohne iene das Gute, welches sie thun sollten, gewis gethan, und ohne diese das Böse, das sie thaten, gewis nicht gethan haben würden. Hiergegen kann ich freilich nichts einwenden — denn die Sache verhält sich wirklich so; wem aber seine Pflichten heilig sind, auf den passt es nicht. Mir möchte Jemand auf den Fall, daß ich so thäte, wie mir mein Gewissen gebietet, noch so grosse Verluste im Aeuserlichen androhen; er bringt mich nicht davon ab. Mir möchte Jemand auf den

Fall, daß ich das Gegentheil von dem thäte, was mir mein Gewissen gebietet, noch so grosse Gewinne im Aeuserlichen verheissen; er bringt mich nicht dazu. Kann nun nicht Jeder so denken, wie ich? Alsdann fiele die Beschuldigung, welche man der Hofnung und der Furcht macht, daß sie die ärgsten Verderber des Moralischen am Menschen wären, in sich selbst zurück. Man mus sich nur zur hohen Achtung für seine Sittlichkeit gewöhnen, so ists um die allerdings möglichen verderblichen Einflüsse Beider auf unser Moralisches gleich geschehen.

Ich setze nun aber noch hinzu, daß mir Furcht und Hofnung in moralischer Hinsicht sogar schon oft vielmehr auch grosse Dienste geleistet haben. Die Hofnung z. B., daß ich meinen Feind, wenn ich nur in Grosmuth gegen ihn ausharrete, am Ende doch noch mit mir aussöhnen würde, erhielt mich beharrlichgrosmüthig gegen ihn. Die Furcht z. B., daß mir im Umgange mit gewissen Freunden Gefaren für mein Herz bevorstehen möchten, machte mich wachsam auf sie, und schützte mich dadurch vor ihnen. So habe ichs auch oft bald der Hofnung, bald der Furcht, blos zuzuschreiben gehabt, daß mir meine gemeinnützigen Plane

gelangen. Sah ich mich mit Freunden des Guten umgeben, so kümmerte es mich nicht, daß meine Kräfte nicht hinreichend wären, sondern ich rechnete auf ihren Beistand, fing getrost an, erhielt ihren Beistand, und vollendete glücklich. Erblickte ich aber Menschen um mich her, denen mein guter Plan nicht willkommen war, so trieb mich die Besorgnis, daß sie mir bei seiner Ausführung entgegenwirken würden, an, ihn ganz im Stillen auszuführen, so, daß sie nichts eher von ihm erfuren, bis er ausgeführt war, und ihr Gegenwirken also zu spät gekommen sein würde. Wie undankbar wäre ich mithin gegen Hofnung und Furcht, wenn ich sie nicht, so oft ich mich an dergleichen Vorgänge zurück erinnere, dafür segnen wollte, daß sie mir so erspriesliche Dienste leisteten!

Vier und zwanzigste Stunde.

Kirchenstolz in seiner Blösse.

Das alte Israel trieb den Kirchenstolz weit. Nur in seiner Kirche sollte man dem höchsten Wesen wohlgefällig sein können; nur aus seiner Kirche sollte man, als späterhin der Glaube an ein Himmelreich aufkam, in dasselbe eingehen können. Die neuere Christenheit erbte diesen Kirchenstolz von dem älteren Israel bald, und es währte nicht lange, so gab sie auch die Erklärung von sich, daß man nur in ihrer Kirche das göttliche Wohlgefallen haben, und auf künftige Seligkeit rechnen könne. Der erleuchtetere und menschenfreundlichere Jesus, welcher selbst Israelit war, erwarb sich das grosse Verdienst um die Gottheit und um das Menschengeschlecht, daß er den alten israelitischen Kirchenstolz stürzte; durch Aufstellung desselben Grundsatzes aber, wodurch er ihm den Sturz bereitete, wollte er auch zugleich dem künf-

tigmöglichen christlichen Kirchenstolze vorbauen. Er lehrte nehmlich, daß man, wenn man Gottes Wohlgefallen haben, und auf Heil nach dem Tode rechnen wolle, die Sache nicht darauf zu stellen habe, daß man zu einem gewissen Dogmensistem, oder zu einem gewissen Cerimoniensistem, sich halte, sondern daß man das allgemeine Gewissenssistem an sein Herz drücke, und die sittlichen Vorschriften treu befolge, d. h. gern und freudig rechtthue. Dis kann man aber, wie er selbst deutlich genug zu verstehen gibt, in ieder Kirche. So gibts denn also wohl eine alleinseligmachende Religion, aber keine alleinseligmachende Kirche. Vielmehr kann man in ieder Kirche der alleinseligmachenden Religion zugethan sein, und wirklich selig werden.

Wer sollte dem Heiligen von Nazaret nicht beipflichten, wenn er ihn Alles auf Befolgung der sittlichen Vorschriften stellen hört? Ist denn die Ausbildung unserer sittlichen Natur nicht unsere eigentliche und höhere Bestimmung? Können wir aber diese Ausbildung anders betreiben, als daß wir uns in Befolgung der sittlichen Vorschriften üben? Nur durch solche Uebung werden wir also die Geschäpfe, welche wir sein sollten, und

nur, wenn wir dis werden, können wir auf das Wohlgefallen des Schäpfers an uns rechnen, und das uns beschiedene Heil ienseits des Grabes mit Gewisheit erwarten. — Sind denn nicht auch die sittlichen Vorschriften göttliche Vorschriften? Wann gefallen denn nur Kinder ihrem Vater wohl? Wann verehren sie ihn recht? Wann kann er seine getroffenen Heilsanstalten für sie ausführen? Doch wohl alsdann nur, wenn sie seinen Willen thun? So gefallen auch Menschen Gott nur wohl, verehren ihn nur recht, und können sich künftiges Heil nur von ihm versprechen, wenn sie seinen Willen thun, oder die sittlichen Vorschriften befolgen, welche er ihnen gab.

Da ists dann aber doch wohl Einerlei, ob man diese Vorschriften als Jude, oder als Christ, oder als Türke, oder als Heide, befolge; — wenn man sie nur befolgt. Ja, Einerlei mus es sein, ob man sie darum befolge, weil man sie durch Moses erhielt, oder darum, weil man sie durch Jesus erhielt, oder darum, weil man sie durch Muhamed erhielt, oder darum, weil man sie blos durch sein Gewissen erhielt; — ihre Befolgung ist die Sache. Alle wahre Befolger derselben machen zusammen die unsichtbare Kirche Got=

tes aus, welche durch alle sichtbare Kirchen sich verbreitet. Sie sind die Kinder Gottes, die ächten Gotteskinder, welche auf dem ganzen Erdboden zerstreut leben ... Wie schön ists doch, die ersten christlichen Kirchenlehrer in diesem Tone sprechen zu hören! An ihrer Spitze standen Petrus und Paulus. Diese wusten von keinem neuen Kirchenstolze, nachdem der alte nidergestürzt war, sondern lehrten, daß aus allerlei Volk, wer recht thue, Gott angenehm sei, und verkündigten Gottespreis und unvergängliches Heil allen Seelen ohne Unterschied, die Gutes thäten, weil vor Gott kein Ansehen der Person sei. O daß ihre Nachfolger ihres Sinnes geblieben wären! So wäre nie iener abscheuliche christliche Kirchenstolz aufgekommen, der es noch ärger trieb, wie der ältere israelitische.

Dabei nun, wenn man die sittlichen Vorschriften befolgt, kann man getrost gewissen religiösen Dogmen, welche in der Kirche, in der man lebt, für ausgemachtwahr gelten, äuserlich huldigen, und gewisse religiöse Cerimonien, welche in der Kirche, in der man lebt, sogenannter Kultus sind, mitbeobachten — wenn's nur um das Rechtthun recht steht. In irgend einer Kirche mus man

ja leben, wie in irgend einem Staate. Wer ist wohl einverstanden mit allen Verfassungen seines Staats? Man betrage sich aber im Staate als Staatsbürger; so ist man in iedem Staate glücklich. Man betrage sich also auch in ieder Kirche als Kirchenbürger, und — **thue dabei recht**; so wird man in ieder Kirche selig.

Wer dieser Gedankenreihe nicht Beifall giebt, sondern Kirchenstolz hegt, und der Meinung ist, in seiner Kirche nur könne man ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens und selig werden, der handelt erstlich sehr thöricht gegen sich selbst. Er stellt offenbar also, wenn auch etwa nicht Alles, doch das Meiste, auf den Glauben an die Dogmen, oder religiösen Meinungen seiner Kirche, und auf die Beobachtung ihrer Cerimonien, oder heiligen Gebräuche; wie läuft er dabei Gefar, sich um Befolgung der sittlichen Vorschriften wenig, oder gar nicht, zu bekümmern. Sobald er nun dis thut, bringt er, der sich unter die Gottwohlgefälligsten zählt, sich um alles Wohlgefallen Gottes, und er, der sich die künftige Seligkeit zuversichtlich zueignet, auch um die letzte Anwartschaft auf sie. (Lehrt aber nicht die Erfarung, daß die Kir-

chenstolzen gröstentheils die unsittlichsten Menschen auch wirklich waren?)

Der Kirchenstolze handelt ferner auch sehr menschenfeindlich. Wie kann er Andere, die nicht zu seiner Kirche gehören, verdammen, blos darum verdammen, daß sie nicht zu ihr gehören? Was können sie dafür, daß sie nicht zu ihr gehören? Was that er dazu, daß er zu ihr gehört? Er ward in ihr geboren und erzogen; sie nicht. Verlangt er etwa, sie sollen noch zu ihr übergehen? Welch ein Verlangen! Wie? wenn sie retorquirten? Wozu aber auch so ein Uebergang? Die Hauptsache ist, daß sie die sittlichen Vorschriften erfüllen — gute Menschen sind. Sobald sie dis sind, werden sie in ihrer Kirche so gewis selig, als er in seiner Kirche — welche es auch sei — nicht selig werden wird, wenn er kein guter Mensch ist.

Ja, der Kirchenstolze handelt endlich auch sogar gotteslästerlich. Wie kann er glauben, daß Gott sein Wohlgefallen und die Seligkeit an eine gewisse sichtbare Kirche gebunden habe? So hätte ja Gott diese Kirche gleich zur ersten Kirche machen müssen, oder es käme so heraus, als hätte er die Vorwelt, welche vor ihrem Entstehen ausstarb, recht ausdrücklich zur Verdamnis

bestimmt. Wenigstens müste Gott nun noch, da diese Kirche da wäre, selbige zur Universal-kirche machen, oder es käme wieder so heraus, als bestimmte er recht ausdrücklich auch sogar die Mit- und Nachwelt noch, die ausser ihr lebt und leben wird, zur Verdamnis. So etwas annehmen, und die ärgste Blasphemie treiben, ist — Einerlei.

So sehr ich mich auch freue, Christ zu sein, so verabscheue ich doch eben so sehr den christlichen Kirchenstolz. Ich erbebe vollends vor ihm, wenn er am Ende nichts, als Taufstolz ist. Der in andern Hinsichten sehr ehrwürdige Kirchenvater Augustin wird mir dadurch sehr unehrwürdig, daß er diesen so feierlich sanktionirt. Ob er sich denn gar nicht daran erinnert haben mag, daß der Stifter der christlichen Kirche den Abraham als den Allerseligsten pries? Abraham ward ia aber nicht getauft; beschneiden lies er sich zwar, wie die älteste Urkunde besagt, aber, ob er dis gleich erst als ein Mann von neun und neunzig Jahren noch gethan hatte, so ward ihm dis doch nicht zur Gerechtigkeit, zum Verdienst, angerechnet, sondern nur sein Glaube, sein guter Sinn, sein unbe-

grenztes Thun des Willens Gottes, ward ihm dazu angerechnet.

Sobald der Kirchenstolz weg ist — welche frohe Aussichten öfnen sich für den ächten Gottesverehrer und Menschenfreund nach dem Himmel hin! Nun erscheint Gott ganz als Gott. Alle seine wahren Menschen, alle gute Menschen, sollen nach seinem Willen selig werden. Wie lieb mus man ihn dafür haben! wie wahrhaftig mus man ihn dafür anbeten! Nun erhebt sich aber auch freudig das wohlwollende Menschenherz. Auf Jeden selbst kommts also blos an, ob er selig werden wolle; — er sei nur ein guter Mensch! Alle gute Menschen werde ich antreffen im heiligen Vaterlande der Geister — welch eine Vorstellung! wie bezäubernd, wie entzückend ist sie für mich!

O wie schön ists doch, daß mein männliches Leben in ein Zeitalter fiel, wo diese liberaleren Ideen, die so lange verschwunden waren, wieder emporkamen! In den Jahren meiner Erziehung wollte man noch nichts von ihnen wissen. Man klebte blos an Dogmen und Cerimonien, hielt die seinigen für die vollkommensten, und verschlos Jedem den Himmel, der andern zugethan war.

Was Wunder, daß die Christen überhaupt alle Nichtchristen verdammten, da selbst eine Christensekte auch die andere verdammte? Mit Ehrfurcht feiere ich das Andenken der Männer, welche sich gegen diese religiöse Intoleranz aufmachten, und ienen liberaleren Ideen wieder Eingang verschaften. Hochverdient machten sie sich dadurch um die Vernunft und um die arme Menschheit. Ich rühme es ihnen nach, daß ich's ihnen zu verdanken habe, daß solche Ideen auch ganz die meinigen wurden. Wenn ich auch gleich als reifender Jüngling schon aus mir selbst zuweilen auf sie kam, so geschah es doch mit einer Art von Aengstlichkeit, welche Erziehungsvorurtheile und der überall um mich her herrschende Kirchenstolz in mir erzeugten. Diese lies aber bald nach, und verlohr sich endlich völlig, als ich die Schriften iener Edlen las. Mein Gemüth ward von da an ruhiger und froher zugleich, und nie sollen nun entgegengesetzte Ideen in mir wieder aufkommen. Schöne Natur — o wie selig fühle ich mich nun erst recht in deinem Schosse, da ich glaube, daß so, wie deine Schönheiten für alle Menschen da sind, die nur Sinn für das Schöne der Unterwelt haben, auch die höheren Schönheiten der Oberwelt

für Alle ohne Ausnahme da sein werden, die sich durch Schönheit des Sinnes und des Lebens zu ihren Genüssen vorweiheten! Warlich, nun bete ich auch in dir deinen unsichtbaren Urheber erst mit voller Herzlichkeit an, und ärgere mich so wenig an Verschidenheiten der Kirchen, als an Verschidenheit der Stände; denn, wie man in allen Ständen dich geniessen kann, wenn man nur will, so kann man auch in allen Kirchen auf Himmelsgenus rechnen, sobald man nur will. — Männer, die ihr die liberaleren Seligkeitsideen wieder in Aufnahme brachtet, ihr seid nun schon da, wohin ihr für alle gute Menschen, sie möchten zu einer Kirche gehört haben, welche es auch sei, das Zugangsrecht bewieset und vertheidigtet; — wie lieb mögen euch dieienigen von ihnen, welche ihr daselbst vorfandet, ohne daß sie zu eurer Kirche gehört hatten, dafür haben, daß ihr schon auf der Erde unter euern Zeitgenossen und Nachkommen ihre rechtmässigen, aber lange verunglimpften Seligkeitsansprüche ehrengerettet habt! Ich kann's mir denken, wie dankbar dafür sie um euch her sind, und eure eigene Seligkeit euch dadurch noch vergrössern, noch verschönern. Ich

werde aber auch einst dankbar dafür um euch her sein, daß ihr mich denken lehrtet, wie ihr dachtet; denn — dort wird nichts mehr schänden, als hier gehegter Kirchenstolz.

Fünf und zwanzigste Stunde.

Freundschaft in ihren höheren Segnungen.

Daß man mit seinen Freunden zwanglos und traut umgehen, ihnen seine Meinungen und Urtheile ohne alle Zurückhaltung und Besorgnis eröfnen, auf Gefälligkeiten von ihnen mit Zuverlässigkeit rechnen, und in ihrer Gesellschaft die Freuden des Lebens am schönsten geniessen könne, ist — Etwas; wer aber bei der Freundschaft Alles hierein setzt, und ihren ganzen Werth darauf beschränkt, der würdigt sie bei weitem nicht so, wie sich's gehört. Der Freundschaft sind weit höhere Segnungen zubestimmt, und nur dann, wenn sie diese leistet, erscheint sie erst in ihrer ehr- und liebenswürdigen Glorie.

Veredlen soll die Freundschaft; hiervon mus ausgegangen werden, wenn man sie nach Würden preisen will. Ist denn nicht schon das allgemeine Geselschaftsleben, das bürger-

liche Leben, hierzu vorzüglich da? Wie? und das besondere Gesellschaftsleben, das Freundschaftsleben, sollte nicht auch vorzüglich hierzu da sein? Eignet sich dieses engere Beisammensein nicht noch weit mehr dazu, als ienes weitere?

Dis nun als ausgemachtwahr vorausgesetzt — mus also zuförderst ein Freund den andern auf Fehler von Belang, welche er an ihm findet, aufmerksam machen, damit Entwöhnung von ihnen geschehe. Feinde pflegen zwar dieses Geschäft auch gern zu übernehmen; aber mit welcher Bitterkeit und Heftigkeit betreiben sie es! und wie richten sie daher an einander so wenig dadurch aus! Uebernimmt es hingegen der Freund, so ist man gleich in voraus überzeugt, daß er nicht auf Demüthigen, auf Kränken und Schamrothmachen damit ausgehe, sondern daß er es gut damit meine. Die sanfte und bescheidene Art, wie er sich dann dabei benimmt, zieht noch mehr an ihn hin, und man gibt ihm zornlos Gehör. Die Liebe endlich, welche man auch zu ihm hat, kommt noch dazu, und man entschliesst sich, seinem Vorhalte, den man gegründet findet, nachzukommen. Gewis, ein sehr herrlicher Segen, welchen die

Freundschaft stiften kann, daß man bei ihr gegenseitig sich's zum Recht, ia, sogar zur Pflicht, mache, Einer den Andern von offenbar unsittlichen Gesinnungs- und Handlungsarten abzubringen! Es sollte dis das Erste sein, was Freunde unter sich verabredeten und festsetzten; wie würde dann die Freundschaft Alle, die ihren Bund schliessen, veredeln, statt, daß sie noch immer so Viele derselben sogar verschlechtert! Daß die Freunde zur Ausführung einer solchen Verabredung iederzeit den rechten Zeitpunkt wählen müssen, versteht sich freilich von selbst; sie lernen einander ia aber immer besser kennen, und so mus es ihnen leicht werden, denselben wirklich zu treffen.

Ferner mus ein Freund dem andern, wie überhaupt mit guten Beispielen, so besonders mit Beispielen solcher Pflichtleistungen, vorzugehen suchen, von denen er die Erfarung macht, daß sie ihm schwer werden. Wie viel Fälle der Art gibts für Jeden! Man hat wohl den Willen zu einer gewissen Pflichterfüllung, aber nicht die Kraft dazu; Temperament und Umstände sind's, die zwar nicht den Willen, aber doch die Kraft, schwächen. Wenn da der Freund hintritt, und dem Freunde die Pflicht, welche ihm schwer wird, vor-

Vier und zwanzigste Stunde.

Kirchenstolz in seiner Blösse.

Das alte Israel trieb den Kirchenstolz weit. Nur in seiner Kirche sollte man dem höchsten Wesen wohlgefällig sein können; nur aus seiner Kirche sollte man, als späterhin der Glaube an ein Himmelreich aufkam, in dasselbe eingehen können. Die neuere Christenheit erbte diesen Kirchenstolz von dem älteren Israel bald, und es währte nicht lange, so gab sie auch die Erklärung von sich, daß man nur in ihrer Kirche das göttliche Wohlgefallen haben, und auf künftige Seligkeit rechnen könne. Der erleuchtetere und menschenfreundlichere Jesus, welcher selbst Israelit war, erwarb sich das grosse Verdienst um die Gottheit und um das Menschengeschlecht, daß er den alten israelitischen Kirchenstolz stürzte; durch Aufstellung desselben Grundsatzes aber, wodurch er ihm den Sturz bereitete, wollte er auch zugleich dem künf-

tigmöglichen christlichen Kirchenstolze vorbauen. Er lehrte nehmlich, daß man, wenn man Gottes Wohlgefallen haben, und auf Heil nach dem Tode rechnen wolle, die Sache nicht darauf zu stellen habe, daß man zu einem gewissen Dogmensistem, oder zu einem gewissen Cerimoniensistem, sich halte, sondern daß man das allgemeine Gewissenssistem an sein Herz drücke, und die sittlichen Vorschriften treu befolge, d. h. gern und freudig rechtthue. Dis kann man aber, wie er selbst deutlich genug zu verstehen gibt, in ieder Kirche. So gibts denn also wohl eine alleinseligmachende Religion, aber keine alleinseligmachende Kirche. Vielmehr kann man in ieder Kirche der alleinseligmachenden Religion zugethan sein, und wirklich selig werden.

Wer sollte dem Heiligen von Nazaret nicht beipflichten, wenn er ihn Alles auf Befolgung der sittlichen Vorschriften stellen hört? Ist denn die Ausbildung unserer sittlichen Natur nicht unsere eigentliche und höhere Bestimmung? Können wir aber diese Ausbildung anders betreiben, als daß wir uns in Befolgung der sittlichen Vorschriften üben? Nur durch solche Uebung werden wir also die Geschöpfe, welche wir sein sollten, und

nur, wenn wir dis werden, können wir auf das Wohlgefallen des Schöpfers an uns rechnen, und das uns beschiedene Heil ienseits des Grabes mit Gewisheit erwarten. — Sind denn nicht auch die sittlichen Vorschriften göttliche Vorschriften? Wann gefallen denn nur Kinder ihrem Vater wohl? Wann verehren sie ihn recht? Wann kann er seine getroffenen Heilsanstalten für sie ausführen? Doch wohl alsdann nur, wenn sie seinen Willen thun? So gefallen auch Menschen Gott nur wohl, verehren ihn nur recht, und können sich künftiges Heil nur von ihm versprechen, wenn sie seinen Willen thun, oder die sittlichen Vorschriften befolgen, welche er ihnen gab.

Da ists dann aber doch wohl Einerlei, ob man diese Vorschriften als Jude, oder als Christ, oder als Türke, oder als Heide, befolge; — wenn man sie nur befolgt. Ja, Einerlei mus es sein, ob man sie darum befolge, weil man sie durch Moses erhielt, oder darum, weil man sie durch Jesus erhielt, oder darum, weil man sie durch Muhamed erhielt, oder darum, weil man sie blos durch sein Gewissen erhielt; — ihre Befolgung ist die Sache. Alle wahre Befolger derselben machen zusammen die unsichtbare Kirche Got-

tes aus, welche durch alle sichtbare Kirchen sich verbreitet. Sie sind die Kinder Gottes, die ächten Gotteskinder, welche auf dem ganzen Erdboden zerstreut leben ... Wie schön ists doch, die ersten christlichen Kirchenlehrer in diesem Tone sprechen zu hören! An ihrer Spitze standen Petrus und Paulus. Diese wusten von keinem neuen Kirchenstolze, nachdem der alte nidergestürzt war, sondern lehrten, daß aus allerlei Volk, wer recht thue, Gott angenehm sei, und verkündigten Gotespreis und unvergängliches Heil allen Seelen ohne Unterschied, die Gutes thäten, weil vor Gott kein Ansehen der Person sei. O daß ihre Nachfolger ihres Sinnes geblieben wären! So wäre nie iener abscheuliche christliche Kirchenstolz aufgekommen, der es noch ärger trieb, wie der ältere israelitische.

Dabei nun, wenn man die sittlichen Vorschriften befolgt, kann man getrost gewissen religiösen Dogmen, welche in der Kirche, in der man lebt, für ausgemachtwahr gelten, äuserlich huldigen, und gewisse religiöse Cerimonien, welche in der Kirche, in der man lebt, sogenannter Kultus sind, mitbeobachten — wenn's nur um das Rechtthun recht steht. In irgend einer Kirche mus man

ja leben, wie in irgend einem Staate. Wer ist wohl einverstanden mit allen Verfassungen seines Staats? Man betrage sich aber im Staate als Staatsbürger; so ist man in iedem Staate glücklich. Man betrage sich also auch in ieder Kirche als Kirchenbürger, und — **thue dabei recht**; so wird man in ieder Kirche selig.

Wer dieser Gedankenreihe nicht Beifall giebt, sondern Kirchenstolz hegt, und der Meinung ist, in seiner Kirche nur könne man ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens und selig werden, der handelt erstlich sehr thöricht gegen sich selbst. Er stellt offenbar also, wenn auch etwa nicht Alles, doch das Meiste, auf den Glauben an die Dogmen, oder religiösen Meinungen seiner Kirche, und auf die Beobachtung ihrer Cerimonien, oder heiligen Gebräuche; wie läuft er dabei Gefar, sich um Befolgung der sittlichen Vorschriften wenig, oder gar nicht, zu bekümmern. Sobald er nun dis thut, bringt er, der sich unter die Gottwohlgefälligsten zählt, sich um alles Wohlgefallen Gottes, und er, der sich die künftige Seligkeit zuversichtlich zueignet, auch um die letzte Anwartschaft auf sie. (Lehrt aber nicht die Erfarung, daß die Kir=

chenstolzen gröstentheils die unsittlichsten Menschen auch wirklich waren?)

Der Kirchenstolze handelt ferner auch sehr menschenfeindlich. Wie kann er Andere, die nicht zu seiner Kirche gehören, verdammen, blos darum verdammen, daß sie nicht zu ihr gehören? Was können sie dafür, daß sie nicht zu ihr gehören? Was that er dazu, daß er zu ihr gehört? Er ward in ihr geboren und erzogen; sie nicht. Verlangt er etwa, sie sollen noch zu ihr übergehen? Welch ein Verlangen! Wie? wenn sie retorquirten? Wozu aber auch so ein Uebergang? Die Hauptsache ist, daß sie die sittlichen Vorschriften erfüllen — gute Menschen sind. Sobald sie dis sind, werden sie in ihrer Kirche so gewis selig, als er in seiner Kirche — welche es auch sei — nicht selig werden wird, wenn er kein guter Mensch ist.

Ja, der Kirchenstolze handelt endlich auch sogar gotteslästerlich. Wie kann er glauben, daß Gott sein Wohlgefallen und die Seligkeit an eine gewisse sichtbare Kirche gebunden habe? So hätte ja Gott diese Kirche gleich zur ersten Kirche machen müssen, oder es käme so heraus, als hätte er die Vorwelt, welche vor ihrem Entstehen ausstarb, recht ausdrücklich zur Verdamnis

bestimmt. Wenigstens müste Gott nun noch, da diese Kirche da wäre, selbige zur Universalkirche machen, oder es käme wieder so heraus, als bestimmte er recht ausdrücklich auch sogar die Mit- und Nachwelt noch, die ausser ihr lebt und leben wird, zur Verdamnis. So etwas annehmen, und die ärgste Blasphemie treiben, ist — Einerlei.

So sehr ich mich auch freue, Christ zu sein, so verabscheue ich doch eben so sehr den christlichen Kirchenstolz. Ich erbebe vollends vor ihm, wenn er am Ende nichts, als Taufstolz ist. Der in andern Hinsichten sehr ehrwürdige Kirchenvater Augustin wird mir dadurch sehr unehrwürdig, daß er diesen so feierlich sanktionirt. Ob er sich denn gar nicht daran erinnert haben mag, daß der Stifter der christlichen Kirche den Abraham als den Allerseligsten pries? Abraham ward ia aber nicht getauft; beschneiden lies er sich zwar, wie die älteste Urkunde besagt, aber, ob er dis gleich erst als ein Mann von neun und neunzig Jahren noch gethan hatte, so ward ihm dis doch nicht zur Gerechtigkeit, zum Verdienst, angerechnet, sondern nur sein Glaube, sein guter Sinn, sein unbe-

grenztes Thun des Willens Gottes, ward ihm dazu angerechnet.

Sobald der Kirchenstolz weg ist — welche frohe Aussichten öfnen sich für den ächten Gottesverehrer und Menschenfreund nach dem Himmel hin! Nun erscheint Gott ganz als Gott. Alle seine wahren Menschen, alle gute Menschen, sollen nach seinem Willen selig werden. Wie lieb mus man ihn dafür haben! wie wahrhaftig mus man ihn dafür anbeten! Nun erhebt sich aber auch freudig das wohlwollende Menschenherz. Auf Jeden selbst kommts also blos an, ob er selig werden wolle; — er sei nur ein guter Mensch! Alle gute Menschen werde ich antreffen im heiligen Vaterlande der Geister — welch eine Vorstellung! wie bezäubernd, wie entzückend ist sie für mich!

O wie schön ists doch, daß mein männliches Leben in ein Zeitalter fiel, wo diese liberaleren Ideen, die so lange verschwunden waren, wieder emporkamen! In den Jahren meiner Erziehung wollte man noch nichts von ihnen wissen. Man klebte blos an Dogmen und Cerimonien, hielt die seinigen für die vollkommensten, und verschlos Jedem den Himmel, der andern zugethan war.

Was Wunder, daß die Christen überhaupt alle Nichtchristen verdammten, da selbst eine Christensekte auch die andere verdammte? Mit Ehrfurcht feiere ich das Andenken der Männer, welche sich gegen diese religiöse Intoleranz aufmachten, und jenen liberaleren Ideen wieder Eingang verschaften. Hochverdient machten sie sich dadurch um die Vernunft und um die arme Menschheit. Ich rühme es ihnen nach, daß ich's ihnen zu verdanken habe, daß solche Ideen auch ganz die meinigen wurden. Wenn ich auch gleich als reifender Jüngling schon aus mir selbst zuweilen auf sie kam, so geschah es doch mit einer Art von Aengstlichkeit, welche Erziehungsvorurtheile und der überall um mich her herrschende Kirchenstolz in mir erzeugten. Diese lies aber bald nach, und verlohr sich endlich völlig, als ich die Schriften jener Edlen las. Mein Gemüth ward von da an ruhiger und froher zugleich, und nie sollen nun entgegengesetzte Ideen in mir wieder aufkommen. Schöne Natur — o wie selig fühle ich mich nun erst recht in deinem Schosse, da ich glaube, daß so, wie deine Schönheiten für alle Menschen da sind, die nur Sinn für das Schöne der Unterwelt haben, auch die höheren Schönheiten der Oberwelt

für Alle ohne Ausnahme da sein werden, die sich durch Schönheit des Sinnes und des Lebens zu ihren Genüssen vorweiheten! Warlich, nun bete ich auch in dir deinen unsichtbaren Urheber erst mit voller Herzlichkeit an, und ärgere mich so wenig an Verschidenheiten der Kirchen, als an Verschidenheit der Stände; denn, wie man in allen Ständen dich geniessen kann, wenn man nur will, so kann man auch in allen Kirchen auf Himmelsgenus rechnen, sobald man nur will. — Männer, die ihr die liberaleren Seligkeitsideen wieder in Aufnahme brachtet, ihr seid nun schon da, wohin ihr für alle gute Menschen, sie möchten zu einer Kirche gehört haben, welche es auch sei, das Zugangsrecht bewieset und vertheidigtet; — wie lieb mögen euch dieienigen von ihnen, welche ihr daselbst vorfandet, ohne daß sie zu eurer Kirche gehört hatten, dafür haben, daß ihr schon auf der Erde unter euern Zeitgenossen und Nachkommen ihre rechtmässigen, aber lange verunglimpften Seligkeitsansprüche ehrengerettet habt! Ich kann's mir denken, wie dankbar dafür sie um euch her sind, und eure eigene Seligkeit euch dadurch noch vergrössern, noch verschönern. Ich

werde aber auch einst dankbar dafür um euch her sein, daß ihr mich denken lehrtet, wie ihr dachtet; denn — dort wird nichts mehr schänden, als hier gehegter Kirchenstolz.

Fünf und zwanzigste Stunde.

Freundschaft in ihren höheren Segnungen.

Daß man mit seinen Freunden zwanglos und traut umgehen, ihnen seine Meinungen und Urtheile ohne alle Zurückhaltung und Besorgnis eröfnen, auf Gefälligkeiten von ihnen mit Zuverlässigkeit rechnen, und in ihrer Geselschaft die Freuden des Lebens am schönsten geniessen könne, ist — Etwas; wer aber bei der Freundschaft Alles hierein sezt, und ihren ganzen Werth darauf beschränkt, der würdigt sie bei weitem nicht so, wie sich's gehört. Der Freundschaft sind weit höhere Segnungen zubestimmt, und nur dann, wenn sie diese leistet, erscheint sie erst in ihrer ehr- und liebenswürdigen Glorie.

Veredlen soll die Freundschaft; hiervon mus ausgegangen werden, wenn man sie nach Würden preisen will. Ist denn nicht schon das allgemeine Geselschaftsleben, das bürger-

liche Leben, hierzu vorzüglich da? Wie? und das besondere Geselschaftsleben, das Freundschaftsleben, sollte nicht auch vorzüglich hierzu da sein? Eignet sich dieses engere Beisammensein nicht noch weit mehr dazu, als ienes weitere?

Dis nun als ausgemachtwahr vorausgesetzt — mus also zuförderst ein Freund den andern auf Fehler von Belang, welche er an ihm findet, aufmerksam machen, damit Entwöhnung von ihnen geschehe. Feinde pflegen zwar dieses Geschäft auch gern zu übernehmen; aber mit welcher Bitterkeit und Heftigkeit betreiben sie es! und wie richten sie daher an einander so wenig dadurch aus! Uebernimmt es hingegen der Freund, so ist man gleich in voraus überzeugt, daß er nicht auf Demüthigen, auf Kränken und Schamrothmachen damit ausgehe, sondern daß er es gut damit meine. Die sanfte und bescheidene Art, wie er sich dann dabei benimmt, zieht noch mehr an ihn hin, und man gibt ihm zornlos Gehör. Die Liebe endlich, welche man auch zu ihm hat, kommt noch dazu, und man entschliesst sich, seinem Vorhalte, den man gegründet findet, nachzukommen. Gewis, ein sehr herrlicher Segen, welchen die

Freundschaft stiften kann, daß man bei ihr gegenseitig sich's zum Recht, ia, sogar zur Pflicht, mache, Einer den Andern von offenbar unsittlichen Gesinnungs- und Handlungsarten abzubringen! Es sollte dis das Erste sein, was Freunde unter sich verabredeten und festsetzten; wie würde dann die Freundschaft Alle, die ihren Bund schliessen, veredeln, statt, daß sie noch immer so Viele derselben sogar verschlechtert! Daß die Freunde zur Ausführung einer solchen Verabredung iederzeit den rechten Zeitpunkt wählen müssen, versteht sich freilich von selbst; sie lernen einander ia aber immer besser kennen, und so mus es ihnen leicht werden, denselben wirklich zu treffen.

Ferner mus ein Freund dem andern, wie überhaupt mit guten Beispielen, so besonders mit Beispielen solcher Pflichtleistungen, vorzugehen suchen, von denen er die Erfarung macht, daß sie ihm schwer werden. Wie viel Fälle der Art gibts für Jeden! Man hat wohl den Willen zu einer gewissen Pflichterfüllung, aber nicht die Kraft dazu; Temperament und Umstände sind's, die zwar nicht den Willen, aber doch die Kraft, schwächen. Wenn da der Freund hintritt, und dem Freunde die Pflicht, welche ihm schwer wird, vor-

leistet, so mus dieser zu denken anfangen — „was doch ihm möglich ward, wird auch dir möglich sein, sobald du es dir nur recht angelegen sein lässest.“ Der Wunsch, bei seinem Freunde in Achtung stehen zu bleiben, wirkt dabei zugleich auf sein Herz; so tritt er in die edlen Fusstapfen desselben ein, zwingt sich zu der ihm schwergewordenen Pflicht hin, und leistet sie glücklich. So übte schon oft ein zur Rache Geneigter blos dadurch Wohlthätigkeit gegen seinen Beleidiger aus, daß er seinen Freund dergleichen ausüben sah. So lernte schon oft ein Verzärtelter hohe Selbstverleugnung blos von seinem vor seinen Augen sich selbst verleugnenden Freunde. So ward schon oft ein unleidlicher Ungeduldiger blos durch den Anblick seines geduldigen Freundes Einer der ersten Geduldigen. So war schon oft Mancher, der Opfer für das Gute für Thorheit hielt, blos dadurch im Stande, die grössesten Opfer dafür zu bringen, daß er Zeuge von dergleichen Opfern war, die sein Freund freiwillig brachte. — Auch diese Art von gegenseitiger Veredlung ist der segnenden Freundschaft hoch anzurechnen.

Ebenso mus ein Freund dem andern zur Ausführung schöner Plane, die er entwirft und traut

offenbart, aus allen Kräften behülflich sein. Jeder gute Mensch wird nicht nur eifriger in Betreibung eines guten Vorhabens, wenn sich fremde Kräfte seinen eigenen dabei zugesellen, sondern er wird auch, wenn er auf solche Weise glücklich vollbringt, aufgelegt und lustig zu anderweitigen guten Vorsätzen. Ist das nicht ebenfals Veredlung für ihn? Auf welche fremde Kräfte aber sollen wir mit Recht zuerst rechnen dürfen, daß sie sich bei dergleichen Gelegenheiten den unsrigen zugesellen werden? Müssen es nicht die uns nächsten sein? und sind dis nicht die Kräfte unserer Freunde? So eile dann Jeder, wenn er sieht, daß sein Freund mit einem wackern Plane umgehe, ihm dabei, so viel er vermag, mitthätig zur Seite zu sein, und lasse sich dazu von ihm nicht erst noch auffordern! Wie hochverdient wird er sich dadurch um ihn machen, und wie werden sie Beide, wenn auf solche Weise der Plan gelingt, noch inniger an einander gefesselt sich fühlen! Ja, Jeder gehe noch weiter, und reitze, wenn er sieht, daß sein Freund einen schönen Plan anlegen könne, aber nicht von selbst darauf komme, ihn zur Anlegung desselben, und verspreche ihm in voraus alle mögliche Mitwirkung dabei! Wie noch höher ver-

dient wird er sich dadurch um ihn machen, und wie wird dieser, wenn die gute Sache gut geht, ihm einzig und allein es danken, daß er ein gutes Werk mehr verrichtet habe! — Nützen denn aber solche Plane, die Freunde gemeinschaftlich ausführen, und nur gemeinschaftlich ausführen konnten, nicht auch der Welt? und ist dieser Nuzzen nicht auch unter die höheren Segnungen zu rechnen, welche die Freundschaft leisten soll? O wenn der Freundschaftsbund nur die beglückt, welche ihn schliessen — wie so blos alltäglich ist er! Wahre Schönheit empfängt er dann nur erst, wenn er auch heilbringend für die menschliche Gesellschaft wird. Auch sogar die Veredlung, welche Freunde an einander betreiben und bewirken, wird dadurch noch etwas Erhabeneres, wenn sie auch zugleich auf der Stelle für Andere wohlthätig ist, und wohl gar weit und breit sich erstreckende Gemeinnützigkeit zur Seite hat.

Weiter noch mus auch ein Freund den andern in ächten sittlichen Grundsätzen fest zu erhalten suchen, wenn Fälle eintreten, daß Furcht, oder Hofnung, ihn in selbigen wankend machen wollen. Wo ist ein Mensch, dem so etwas nicht zuweilen begegnete? Selig freilich der, der alsdann sich

selbst wieder zu befestigen weis! Wie gehts aber dem, der hierzu nicht gewachsen ist? Er wankt, er wankt nicht nur — er sinkt, wenn ihn kein Anderer hält. Wer soll aber dieser Andere sein? Den ersten Beruf dazu hat sein Freund. Wie dürfte dieser gleichgültig dabei sein, daß es Bösewichtern durch ihre Versprechungen und Drohungen, oder Umständen durch ihre plötzliche Erscheinung und sonderbare Verkettung, gelingen sollte, den, welchen er so schätzt, und den er gern immer schätzenswerth finden möchte, zu schlechtem, oder auch nur zu zweideutigem Benehmen zu verleiten? Er ists aber auch, der sich von seinem Halten das Meiste, und Mehr, als irgend ein Anderer, versprechen darf. Die sanfte Gewalt, welche er über das Herz des Wankenden erlangt hat, mus ia iede seiner Erinnerungen und Warnungen noch eindringender auf denselben machen. So säume er dann nicht, sein Schutzengel in der grossen sittlichen Gefar zu werden! Er mache ihm den vorgespiegelten Gewinn beim Einstimmen, oder auch nur beim blossen Schweigen zum Bösen verächtlich! Er mache ihm den vorgespiegelten Verlust beim Widerwirken, oder auch nur beim blossen Widerreden gegen das Böse verächtlich! Er erhebe auf der an=

dern Seite in seinen Augen die Selbstständigkeit, in der sich ein Mensch zeigt, wenn er gegen dergleichen Vorspiegelungen blind und taub ist, und es einer ganzen Welt von Menschen und Umständen nicht verstattet, ihn zu bewegen, daß er gegen seine Ueberzeugung handle, die er vor den eingetretenen Versuchungen iederzeit für richtig anerkannte, und die er auch noch, sobald er nur vom vorgespiegelten Gewinn oder Verlust auf einen Augenblick abstrahirt, für richtig anerkennen mus! O wie wird der Wankende dadurch Kraft zum Wiederfeststehen von den Lippen des Freundes einsaugen! wie wird der Wiederfeststehende nachher den Freund als einen Engel Gottes an sein Herz drücken! „Du hast mich sehr veredelt, wird er dabei leise ihm zurufen, indem du mich stark machtest, auch im Kampfe mit Hofnung und Furcht, die blos Sinnliches zum Gegenstande hatten, sittlich zu siegen.“

So mus auch ferner noch ein Freund den andern ächtgläubig zu erhalten sich angelegen sein lassen. Zweifel an den ersten Wahrheiten entkräften nur gar zu leicht den Trieb zum Guten, und verstimmen wohl, wenn sie dauerhaft werden, ganz und gar für nützliche Thätigkeit. Es können aber

dergleichen Zweifel auf mancherlei Weise entstehen, auch in der besten und gläubigsten Seele, entstehen. Nicht nur z. B., daß die Seelenstunden selbst sich nicht gleich sind, weil der Geist noch gar zu sehr vom Körper abhangt, und also die Klarheit seiner Ideen oft durch selbigen mit einem Nebel, zuweilen mit einem sehr dicken Nebel, umzogen wird; sondern es geht auch in der Welt um uns, und für das Menschengeschlecht oft so Zweifel erregend her, daß man sich des Zweifelns kaum erwehren kann. Denk an die Menschenheilsverwüstungen, welche die Kriege der Könige anrichten dürfen! Denk an die Menschenheilsverwüstungen, welche, wenn auch die Könige Frieden halten, doch die Krieg führenden Elemente, diese Könige der Könige, anrichten dürfen! Zwar soll sich ieder Weise auch hierüber zufriden zu stellen wissen; aber auch dem Allerweisesten schlägt die Sache oft fehl. Wohl da Jedem in solchen Zweifelsstunden, der einen Freund hat, welcher ihn erst ruhig zweifeln hört, und dann alle die Ideen in ihm wieder aufregt und anfrischt, welche ihn mit dem Laufe der Welt und mit den Schicksalen der armen Menschheit aussöhnen können! So, wie sein Glaube wieder hergestellt ist, wird auch sein

Muth sich wieder herstellen, und er wird in seiner edlen Thätigkeit wieder fortfaren, in der er aus Glaubensschwäche schon nachgelassen hatte.

Endlich mus auch ein Freund den andern, wenn er ihn selbst unschuldiger- und unverdienterweise leiden sieht, zu trösten suchen. Die Veredlung, welche er hierdurch an ihm bewirkt, setzt allen den höheren Segnungen, die die Freundschaft stiftet, die Krone auf. Leiden sind's, in welchen die erhabensten Tugenden erlangt werden können; was gleicht der Ergebung, der Standhaftigkeit und der Beharrlichkeit bis ans Ende? Wie viel aber kann ein treuer Freund dazu beitragen, daß sein leidender Lieber diese Tugenden auch wirklich erlange! Ohne Aufrichtung und Tröstung von aussen erlangt dieser sie schwerlich; wer kann ihn aber von aussen her so aufrichten und trösten, als Er? So thue er dann auch Alles zu seiner Aufrichtung und Tröstung, was er vermag! Er sei noch öfter um ihn, als sonst! Sein blosser Anblick, der Anblick eines geliebten Theilnehmenden, wird dem Leidenden schon eine Art von Erheiterung sein. Er leiste ihm ieden möglichen eigenen Beistand! Er gebe ihm guten Rath! Er leite seinen Geist oft von dem Gedanken an seine Leiden ab,

und suche ihn durch allerlei angenehme Unterhaltung zu zerstreuen! Er halte ihm aber auch, wenn dis nicht gelingen will, alle die Trostgründe, welche Vernunft und Religion für ihn haben, mit Klarheit und Herzlichkeit vor! Er bereite ihm allerlei unerwartete kleine Freuden! Er leide mit ihm; er leide sogar für ihn, sobald er ihm dadurch einige Erleichterung seines drückenden Zustandes bewerkstelligen kann! Er gebe ihm endlich, wenn er nichts weiter mehr für ihn hat, als Thränen, auch diese noch! Dem Leidenden ohne Rettung sind Thränen, die ein Edler um ihn weint, noch der allerletzte Trost... Wenn er dann sieht, wie sein lieber Dulder durch dis sein gesamtes tröstendes Benehmen immer herrlicher leide, so freue er sich still und doch hoch darüber, und rechne darauf, daß es auch ihm einst, wenn er in schweren Leidenslagen sein wird, nicht an einem Vertrauten fehlen werde, der an seiner Veredlung durch Leiden eben so wacker mitarbeitet! Macht er hernach zu seiner Zeit die wirkliche Erfarung hiervon, so finde er in der Vorstellung, daß er einen solchen zweiten Freund am ersten verdient habe, noch einen ganz besondern Trost für sich!

Dieser ihrer höheren Segnungen wegen will ich die Freundschaft vorzüglich schätzen. (Veredlungen heissen sie mit einem Worte.) Damit sie sie aber auch wirklich leisten könne, will ich nur mit solchen Menschen den Freundschaftsbund schliessen, von denen ich's mir mit Gewisheit versprechen kann, daß wir einander gegenseitig veredlen werden. Solche Menschen gibts Gottlob noch, und es ist nicht schwer, sie zu finden. Für das Gute simpathisirende Seelen erkennen einander bald. Sie ziehen einander auf der Stelle an sich, und, ie seliger sie sich dann bei einander fühlen, desto weniger ist eine ganze Welt im Stande, sie wieder von einander abzuziehen.

Sechs und zwanzigste Stunde.

Zufridenheit mit seiner Weltlage.

Zufriden damit zu sein, wie man im Irdischen gesetzt ward — wenn man sich auch noch so zurückgesetzt darin glaubte — sollte eigentlich Keinem zu schwer fallen.

Man mus nur, um sich in diesen Gemüthszustand zu versetzen, vor allen Dingen Sinn für höheres Menschenheil haben, und dann erwägen, daß die Güter, welche dieses ausmachen, an keinen Stand und an keine Lage gebunden sind, sondern von Jedem besessen werden können, der sie besitzen will. In der That, so ists. Verstand hat Jeder; so kann auch Jeder so verständig werden, als er will. An Gelegenheiten, Erkentnisse des Wahren und des Guten einzusamlen, gebrichts ihm gewis nicht. Sittliches Gefühl empfing Jeder; Jeder kann also auch einen sittlichguten und edlen Karakter erhalten, und, was noch Mehr

ist, einen um so edleren, ie beschränkter seine äusserliche Lage ist, wenn er sich in sie schickt. Kräfte zum Nüzlichwerden wurden Jedem zu Theile, so verschiden sie auch sein mögen; Jeder kann sich mithin auch Verdienste in seiner Art erwerben, und — was fehlt ihm dann, wenn er sie sich erwirbt, unter seinen Mitbürgern? Man wird ihn ehren und lieben, er stehe hoch, oder nidrig, sei reich, oder arm. Seelenruhe am Arme der Religion kann Jeder geniessen, auf Beifall Gottes kann Jeder rechnen, Freudigkeit zu Gott kann Jeder haben, traut kann sich ihm Jeder betend nähern, frohe Aussichten über das Grab hinaus kann Jeder sich öfnen — sobald er ein guter Mensch ist, und steht es nicht in seiner Gewalt, dis zu sein? Gesezt also auch, man befände sich im Irdischen nicht sonderlich bestellt, sollte das höhere Heil, welches man haben kann, nicht zur Zufridenheit darüber stimmen? Fürwahr, man strebe nur recht, seinen Verstand auszubilden, seinen Karakter zu veredeln, seine Kräfte zum Nüzlichwerden anzuwenden, dadurch Verdienste einzusammeln, und dafür geehrt und geliebt zu werden von Allen, die Verdienste zu schätzen wissen; man sei ein guter Mensch! so

wird man anfangen, sich stark zu fühlen, sich über den Abgang, welchen man im Irdischen für sich findet, ruhiger hinwegzusetzen.

Man halte es aber auch mit dem Glauben, daß nicht ein blosser Zufall die niedereren äuserlichen Güter austheile, sondern daß ein allmächtiger Weiser der Vertheiler davon sei! Dieser Glaube hat grosse Beruhigungskraft. Wer im Aeuserlichen vom Schicksale sich zurückgesetzt glaubt, der denke nur gleich also — „mein höheres Heil ist, wie es auch nur mein eigentlicher Wunsch sein sollte, Gottes eigentlicher Zweck für mich. Vielleicht stritte es mit diesem, daß ich in eine glücklichere Lage käme, als die ist, in der ich bin. Ich wäre wohl ein Unwissender geblieben, oder wäre auf grobe Unsittlichkeiten verfallen, oder hätte die Hände, welche ietzt thätig für die Welt sind, in den Schos gelegt. Wie? wenn dis so wäre? Ich will es aber als wahr voraussetzen, und so mus ich den, der mich besser kennt, als ich selbst mich kenne, und der zugleich die irdischen Güter vertheilt, dafür preisen, daß er mir manches derselben ganz versagte, oder doch nur spärlich gab."

Da iedoch Niemand von der austheilenden Providenz ganz vergessen worden ist, so richte man ferner sein Hauptaugenmerk nicht auf solche äuserliche Güter, welche man sich noch wünscht, sondern auf die, welche man wirklich schon hat! Jeder hat gewis irgend ein vorzügliches derselben. Dieses suche er recht zu bewahren, recht zu verpolkomnen und recht zu geniessen; wie glücklich wird er sich dann in seiner Lage fühlen, wenn sie auch auf andern Seiten noch so beschränkt wäre! Dis ists, worauf sich Jeder schon verstehen, oder doch noch verstehen lernen sollte; alsdann würde es um die Unzufridenheit mit seiner Weltlage bald geschehen sein. Du, der du nicht reich bist, bist wohl gesund; so schlag deine Gesundheit höher an, als Reichthum, und erhalte sie dir durch ein mässiges Leben, und freue dich ihrer, so oft du deine Berufsgeschäfte glücklich verrichtest, oder einen wohlfeilen, wohl gar ganz kostlosen Freudengenus, wie der Genus der schönen Natur ist, in aller seiner Fülle schöpfest! Du, der du kränklich bist, hast wohl sehr treue Freunde; so halte dich für entschädigt durch sie für deine Kränklichkeit, und mache sie durch Geduld und Dankbarkeit dir ausharrendtreu, und erquicke dich an ihnen, so oft sie dir

ein unerwartetes kleines Vergnügen bereiten, oder auch nur theilnehmend dich besuchen! Du, der du kein Gewalthabender bist, bist wohl ein freier Mann; so rechne recht viel auf deine Freiheit, und behaupte dich in ihr, und sei ganz in deinem Leben, so oft du blos nach deinem Willen handelst, oder auch nur vor Andern dich nicht bücken darfst! Du, der du in grosse Geselschaften nicht kommen kannst, bist wohl zu Hause in der besten Geselschaft; so thu gern auf iene Verzicht, und bewahre dir diese, und spotte iubelnd über das dir fehlende Weltgeräusch, so oft die Deinen dich froh umkreisen, oder auch nur Einer von ihnen dich traut an sein Herz drückt!

Man bleibe ferner, wenn man grösseres Glück bei Andern zu erblicken glaubt, nicht bei der Aussenseite desselben stehen, und lasse sich nicht etwa durch blossen Schein täuschen! Auch hier gilts, daß nicht Alles Gold, wenigstens nicht lauter Gold und reines Gold, sei, was gleisst. Wie leicht könnte man sich z. B. mit dem Schicksale darüber aussöhnen, daß man Andern an Hoheit nachstehe! Man erwäge nur auch die Gefaren, welchen die Hohen so oft ausgesetzt sind, und halte dagegen die Sicherheit, welche man in seinem Mittelstande

geniesst! Ganz so verhält sichs auch, wenn man Andern an Reichthum nachsteht. Man verweile ebenfals nur nicht blos bei dem Beschauen des Wohllebens, welches die Reichen führen, sondern denke auch an die Sorgen, welche ihnen ihr Reichthum macht, und vergleiche damit die Ruhe, in der man bei blosser Genüge lebt! Nichts ist thörichter, als unzufriden mit seinem Stande zu sein, weil er gewisse Beschwerden hat, und sich in den Stand Anderer zu wünschen, den man sich als besser vorstellt. Man sieht nur das Angenehme desselben, weil man nicht in ihm ist; käme man in ihn, so würde man auch das Lästige empfinden, welches er mit sich führt. Nicht gewöhnt an dieses, würde man es ganz unerträglich finden, und sich wieder in einen andern Stand wünschen. Da würde es wieder so gehen, und so weiter, und so weiter, bis man durch alle Stände gegangen wäre; da man alsdann unstreitig in seinen allerersten Stand zurückkehren würde. Gleiche Bewandnis hat es auch mit der Unzufridenheit über den Staat, in dem man lebt. Wanderte man wirklich in einen andern, so würde man vielleicht die Unvollkommenheiten des verlassenen nicht, an deren Statt aber gewis wieder andere, antreffen.

Dann ginge die Reise auch wohl wieder in einen andern, wo man dieselbe Erfarung machte, und so weiter, und so weiter, und am Ende, wenn man alle Staaten besucht und versucht hätte, kehrte man auch wohl wieder in den allerersten Staat zurück. Mit Recht hat man dieienigen, welche an der Sucht, die Stände und die Staaten zu wechseln, kränkeln, mit den Reisenden um die Welt verglichen, die, die sichere Heimat verlassend, auf der weiten Meeresfart mit allen möglichen Gefaren kämpfen, und daher zulezt froh sind, wenn sie den vaterländischen Boden wohlbehalten wieder betreten können.

Man rechne aber auch ferner etwas auf die grössere Verantwortlichkeit ab, welche dieienigen auf sich bekamen, die man im Irdischen offenbar besser gesetzt sieht, als sich! Rechenschaft mus Ieder darüber ablegen, wie er mit den äuserlichen Gütern, welche er empfing, umgegangen sei — wär's auch nur zu seiner Zeit vor seinem eigenen Gewissen. Nun mag es immerhin wohl schön sein, grosse Gewalt, grosses Ansehen, grosses Vermögen zu haben; wenn's aber zur erwähnten Rechenschaftsablegung kommt, wer hats dann besser?

Gewis der, welcher nur mässige Gewalt, mässiges Ansehen, mässiges Vermögen hatte. Er hat nicht nur an sich weniger zu verantworten, sondern es ist auch schwer, mit grosser Gewalt, mit grossem Ansehen, mit grossem Vermögen so umzugehen, daß man bei einer künftigen Uebersicht mit sich selbst darüber zufrieden sein könne. Diese sehr zu befürchtende Unzufridenheit mit sich selbst sollte doch Jeden von Unzufridenheit über seine beschränktere Weltlage heilen, der daran krank ist.

Und — wie steht es um alles Irdische im Grunde? Man kann es nicht nur zu ieder Zeit verliehren — und dann fühlt sich der, der Viel verliehrt, unglücklicher, als der, der Wenig verliehrt; sondern man verliehrt es auch zu einer bestimmten Zeit gewis. Ja, es kommt ein Vergang alles Irdischen, und — was ists dann gewesen? Dann wird die Hoheit Nidrigkeit, die Gewalt Ohnmacht, der Reichthum Armut. Wie thöricht wird man, wenn diese Zeit heranrückt, sich vorkommen, daß man auf dergleichen Güter so viel gesetzt habe! Jenen Allvergang erblicke man doch vorher oft schon im Geiste, und anticipire dieses Thorheitsgefühl! Gewis, eine herrliche Kur

für Alle, die an der grossen Seelenkrankheit, an Unzufridenheit mit ihrer Weltlage, leiden!

Man denke sich endlich auch zuweilen schon in eine vollkommenere Welt hin! Mag's doch immerhin sein, daß hier Verdienst und Glück nicht gleichen Schritt halten — wir leben noch in der ersten Welt, in der Erziehungswelt, in der Welt, wo Gott blos anfängt, Justiz zu üben. Irgendanderswo wird's auch anders sein. Wohl dem, der alsdann zu fordern hat! Er wird sich selig dafür preisen, daß er mit Forderungen an das Schicksal von hier abging, und um so seliger, ie grösser seine gerechten Forderungen sind. —

So, dächt' ich, müst's unmöglich sein, daß man nicht zufriden mit seiner Weltlage werden sollte, wenn man sie auch noch so beschränkt glaubte. Und — daß man dis werde, ist ia doch von der grössesten Wichtigkeit. Man beschränkt sonst seinen äuserlichen Zustand mit eigener Hand gleichsam noch mehr, als er wirklich ist; man geniesst auch das irdische Gute nicht, das man doch besitzt, und macht sich selbst unglücklicher, als man sein sollte. Man überlässt sich der Unthätigkeit,

weil man sich für das, was man schon leistete, nicht für belohnt genug hält, und glaubt einer Welt weiter nichts schuldig zu sein, die selbst ihre alten Schulden nicht ordentlich bezahlt. Man wird ein übler Geselschafter, weil es an Heiterkeit der Seele fehlt, und weil man durch den Umgang mit Glücklicheren noch nidergeschlagener wird. Man nagt an dem bürgerlichen und sittlichen Werthe derer, die man in besserer Weltlage erblickt, und sucht es ihnen bei ieder Gelegenheit fühlbar zu machen, daß sie ihr Loos nicht verdienten. Man geräth auf den menschenfeindlichen Gedanken, fremdes Glück, das man beneidet, und durch Neid nicht an sich bringen kann, doch wenigstens zu verkümmern, und seinen Besitzern allerlei Verdrus zu machen, damit sie es nur nicht ungestört geniessen möchten. Man stimmt sich, wie man zur Mitfreude schon ganz verstimmt ist, auch noch zur Schadenfreude, und ist wohl im Stande, ein teuflisches Gelächter aufzuschlagen, wenn Glücklichere einen grossen Verlust leiden. Man versagt der Vorsehung den Dank, welchen sie für das Gute, das man doch empfing, verdient, und macht dem allmächtigen Weisen, der der Vertheiler alles irdischen Heils ist, täglich zehenmal den Vorwurf,

daß er seine Vertheilung keineswegs meisterhaft, sondern blos schülerhaft, einrichte ... Mein ganzes Herz empört sich immer mehr gegen die Unzufridenheit mit seiner Weltlage, ie mehr ich über ihre unseligen Wirkungen und Folgen nachdenke. Könnte ich doch gleich alle Unzufridene der Art um mich her versammeln! ich wollte ihnen eine Vorlesung halten, die ihnen durch Mark und Bein dringen sollte. Mein Thema würde sein — „wer sich recht verwerfen will, der überlasse sich eurer Unzufridenheit!“ Am Schlusse würde ich ihnen noch zurufen — „Ihr verderbet euch sogar auch noch iene Welt, die eigentlich euer letzter Trost sein sollte. Neider seid ihr schon; Misgünstige werdet ihr bald werden. Wer erst Fertigkeit darin erlangt, Andern Glück nicht zu gönnen, das sie vor ihm voraus haben, der gönnt auch am Ende Andern solch Glück nicht, das er mit ihnen gemein hat. Wie wird's euch dann in der Oberwelt gehen, wo lauter Selige beisammen sind? Vermuthlich werdet ihr auch, wie ihr hier nur alleinglücklich sein wolltet, dort nur alleinselig sein wollen. Im Himmel werdet ihr also eure Hölle finden; oder — verlanget ihr etwa einen Himmel ganz isolirt, und so,

daß er auf einem Stern wäre, auf dem kein Anderer weiter wäre, als ihr? Diesen Himmel behaltet dann auch für euch! Mir wäre er kein Himmel. Mein Himmel sei da, wo unzähliche Mitselige sind!"

Sieben und zwanzigste Stunde.

Einkehr bei sich selbst.

Nicht nur meine Freunde haben ein Recht auf mich — nicht nur die Welt hat ein Recht auf mich — auch ich hab's; ia, ich habe das erste und nächste Recht auf mich. Ich mus also auch zu gewissen Zeiten mir selbst leben dürfen. Freudig bin ich thätig für die bürgerliche Gesellschaft; auf meine Thätigkeit für sie gebührt mir aber auch Ruhe. Dankbar geniesse ich diese Ruhe im trauten Umgange mit meinen Geliebtesten; verstattet mus es mir aber auch sein, sie im Umgange mit mir nur zu geniessen. Man wird ia am Ende auch des Hörens müde, wie man des Wirkens müde wird; welch ein angenehmes Gefühl hat man dann bei totaler Stille um sich her! Wie? und diese in ihrer Art ganz eigene Annehmlichkeit sollte mir nicht gegönnt werden? Mögen tausend Andere keinen Sinn für sie haben; ich

habe ihn einmal, und so befridige ich ihn auch. Ich bin mir nie Mehr, als wenn ich bei mir selbst einkehre, und so das Bewustsein mir gewähre, daß ich allein mir Genug sei. O — wie hebt sich die Seele, wenn sie erfärt, daß sie der gesamten Aussenwelt nicht bedürfe, und in sich selbst Alles habe! Wie? Schwärmerei wäre dieser Ausruf? Ich erwiedere — „selig, wer so schwärmen kann! er sichert sich seine Unabhängigkeit so viel, als möglich."

Ich finde aber auch, daß das Einkehren bei mir selbst meiner höheren Ausbildung sehr zuträglich sei; wie sollte ich es also vernachlässigen? Ist denn diese meine Ausbildung nicht die Hauptsache? Sinnenwesen bin ich — ia; ich bin aber auch Vernunftwesen, und, als solches, zugleich ein moralisches Wesen. Meine Sinnlichkeit ist blos für meine Vernünftigkeit da, so, wie meine Vernünftigkeit wieder für meine Sittlichkeit da ist. Meine höhere Ausbildung ist und bleibt also die Hauptsache. Nun will ich das Einkehren bei mir selbst, in so fern es zu ihr beiträgt, zuförderst von Seiten meiner Vernünftigkeit, oder in intellektueller Hinsicht, betrachten.

Wo kann ich über alles Nachdenkenswürdige angestrengter, mithin auch glücklicher, nachdenken, als da, wo ich allein mich befinde? Wo kann ich das, was ich von Andern durch Hören, oder Lesen, darüber erlernt habe, schärfer prüfen, folglich auch richtiger würdigen, und, wenn ich's als wahr finde, der Masse meiner Erkentnisse und Ueberzeugungen wesentlicher einverleiben, als ebenfals da? Ja, zur Wahrheit wirklich zu gelangen, ist der einzig sichere Weg — Meditation im Stillen. Ich achte den Einwurf nicht, wenn ihn mir Jemand machen könnte, daß ich auf solche Weise auch wohl immer könnte einsam sein wollen; denn ich pflege nichts zu übertreiben. Ich weis recht gut, daß ich nicht blos zum Nachdenken, sondern auch zum Wirken, da sei; wenn ich aber das Wirken über das Nachdenken nicht versäume — darf ich mir das Nachdenken nicht gewähren? Sollt ich mir etwa dafür lieber das Spielen gewähren? Und wie? wenn das Nachdenken mich zum Wirken noch kräftiger machte? Gewis ist dis, wenn ich die Sache auch nur im Allgemeinen betrachte, der Fall; auf besondere Betrachtungen darüber will ich hernach noch kommen. Ebenso weis ich auch recht gut, daß mein

Nachdenken über das, was ich von Andern gehört oder gelesen habe, mich nicht immer aufs Reine bringe; ist es nicht aber doch der einzigmögliche Weg darüber aufs Reine zu gelangen? Ich bleibe also dabei, daß ich gern bei mir selbst einkehre, und zwar um so mehr, da ich Erfarungen genug davon gemacht habe, daß ich dieser Einkehr meine schönsten Erkentnisse und Ueberzeugungen zu danken habe. Durch sie ward ich in intellektueller Hinsicht das, was ich bin.

In moralischer Hinsicht ist die Sache noch weit wichtiger. Kommt nicht bei meiner sittlichen Ausbildung, wenn sie wohl von statten gehen soll, äuserstviel darauf an, daß ich Selbstbeschauung treibe? und kann ich diese nicht einzig und allein in der Einsamkeit treiben — sobald sie nehmlich das sein soll, was ich unter ihr verstehe —? Sonnenklar ists ia doch wohl, daß ich, wenn ich in den Geselschaften der Welt bin, auf sie gar nicht hinkomme; da beschaue ich nicht mich, sondern Andere, und werde von Andern beschauet. Andere ziehen mich da ganz von mir ab, und zu sich hin. Wollte man sagen, in der Geselschaft mit Freunden stehe die Sache anders, so erwiedere ich — „wohl dem, der keines Freundes bedarf,

um Selbstbeschauung zu treiben!" Ich bin in dieser glücklichen Lage, und so halte ich's damit, daß ich nicht nur gern unter meinen Freunden bin, sondern mich auch gern isolire, und zwar oft blos in der Absicht, um meinen sittlichen Zustand ernstlich zu prüfen. Da untersuche ich mich darauf, ob ich Herr oder Sklav meines Temperaments und meiner Leidenschaften sei, und, wenn ich auch das Letztere nicht bin, wie weit ichs in der schönsten aller Herrschaften bisher gebracht habe. Da halte ich mir meine wichtigeren Verhältnisse nebst den daraus für mich entspringenden Pflichten vor, und stelle mich zur Rede darüber, ob ich sie erfülle, und, wie ich sie erfülle. Da schätze ich meine Kräfte zu freiwilligem Guten, und verlange Rechenschaft von mir darüber, ob ich sie auch anwende, dergleichen zu leisten. Da mustere ich die Reihe meiner seit der letzten Einkehr bei mir selbst ausgeübten menschenfreundlichen Handlungen, und frage mich aufs Gewissen, ob ich sie auch aus edlen Gründen und wirklich rein ausgeübt habe. Wie mus dergleichen Selbstbeschauung zum grössesten Segen für mein Herz gereichen! Ich sehe da alsdann recht ein, wie weit ich in meiner Veredlung gekommen bin, und noch kommen kann und

soll. Die Freude über meine abermals gemachten Fortschritte im Guten treibt mich kräftigst an, nicht nur keinen Rückschritt darin wieder zu thun, sondern auch noch immer weiter fortzuschreiten; damit ich bei der nächsten Wiedereinkehr bei mir selbst noch zufridener mit mir sein könne. In der That also — auch das, was ich in moralischer Hinsicht bin, habe ich hauptsächlich der Einsamkeit und den Selbstbeschauungen in ihrem Schosse zu danken.

Mit diesem für mich unschätzbaren Gewinn ist keineswegs Verlust für die Welt verknüpft. Das ist wahr, daß ich, wenn ich mich so selbst beschaue, für die Welt nicht wirksam sei; darf sie denn aber auch wohl, wie schon erwähnt, ununterbrochenes und unablässiges Wirken von mir fordern, und kann ich nicht meine Ruhezeit anwenden, wie ich will, und wie ichs zum besten für mich finde? O wie froh sollte die Welt vielmehr darübet sein, daß ich diese Zeit zu meiner Veredlung durch Einkehr bei mir selbst anwende! Besser kehre ich ia hernach zu ihr zurück. Eifriger geworden in Erfüllung meiner Pflichten, aufgelegter geworden zum freiwilligen Gutesstiften nimmt sie mich aus der Einsamkeit Schosse in ihren Schos wieder hin.

Wenn sie dann auf meine gestärkte und vermehrte Thätigkeit zum Guten nur merkte, und den wahren Zusammenhang davon wüste, wie müste sie wünschen, daß Jeder ohne Unterschied — besonders die Hohen, die Mächtigen, die Reichen — doch fleissig Einkehr bei sich selbst halten, und sie in der Absicht halten möchte, in welcher ich sie halte! Gewis, dann würden keine zügellose Unsittlichkeiten, keine grobe Pflichtübertretungen, keine empörende Unbarmherzigkeiten, keine himmelschreiende Tiranneien in ihrem Schosse ausgeübt werden. — —

Was ist denn das wohl, daß so Viele gar keinen Sinn für die Einkehr bei sich selbst haben? .. Ich will diese Zerstreuungssüchtigen nicht gleich samt und sonders in den allerschlimmsten Verdacht nehmen; vielmehr will ich glauben, daß die Mehresten von ihnen so eine Erziehung erhielten, welche sie von sich ab= und zum Geselschaftswesen hingewöhnte. Sie lernten sich selbst nicht gehörig schätzen; vielmehr lernten sie Nichts an sich haben, sondern an Andern Alles — wie werden sie also, die doch haben wollen, dahin gehen, wo Nichts für sie zu haben ist! Sobald sie allein sind, sind sie sich gleichsam natürlich zur Last; wie

könnten sie allein zu sein streben? Die Armen! wie wird ihnen sein im Alter, wenn sie nicht mehr zur Welt kommen können, oder in langwierigen Krankheiten, oder wenn sie sonst etwas zur Einkehr bei sich selbst zwingt? .. Bei Vielen ists aber auch gewis der Fall, daß sie das angestrengte Nachdenken nicht lieben, und aus Tiefblick in die Wahrheit nichts machen. Sinnlich sich zu vergnügen, ist ihr Leben, und zwar so, wie es nur in den Geselschaften der Welt geschehen kann. So finden sie arge Langeweile bei sich selbst, und eilen aus einer Lustbarkeit in die andere ... Wer mag iedoch daran zweifeln, daß es auch an Solchen nicht fehle, die aus moralischen Gründen sich selbst aus dem Wege gehen, und das Einsamsein fliehen? Wie? Selbstbeschauung sollten sie treiben? Was würden sie schauen an sich? Sklaven ihrer Leidenschaften, Pflichtübertreter von erster Grösse, Menschenfeinde u. s. w. Da es nun doch möglich wäre, daß ihr Gewissen in der einsamen Stille erwachte, so finden sie es für unräthlich, sich dieser Gefar auszusetzen, und zerstreuen sich lieber unaufhörlich. Man darf ia nur sehen, wie Mancher lebt und handelt; so mus man seine Flucht vor sich selbst auf diese Weise erklären, und man

thut ihm damit gar kein Unrecht. Die Thoren! werden auch sie solch Zerstreuungsunwesen immer forttreiben können? Und in welch einer Hölle, die sie sich noch dazu selbst geschaffen haben, werden sie sich dann befinden, wenn sie einst bei sich einkehren müssen! — —

Man will indessen behaupten, daß die Einsamkeit schon Vielen, die sich in sie begaben, und so auch der Welt, aus der sie sich in sie verfügten, statt nützlich zu werden, äuserst schädlich geworden sei. „Sie trieben, sagt man, in ihr die gröbsten Unsittlichkeiten, und brüteten in ihr Höllenplane aus; wären sie nicht eingekehrt bei sich selbst, so wäre weder das Eine, noch das Andere, geschehen." Mag immerhin Beides wahr sein; wahr ists dann doch auch, daß sich dazu nur Gottesleugner und Menschenfeinde eignen. Wie könnte man zugleich an einen allgegenwärtigen Richter glauben, und in der Abgeschidenheit von Menschen Greuel treiben? Wie könnte man ein menschliches Herz haben, und sich isoliren, um hernach in der Geselschaft desto vollkommener als ein Satan aufzutreten? Vor solchen heillosen Misbräuchen der Einkehr bei sich selbst mus ia auch in der That Jeder schon sicher sein, der nur noch das geringste

moralische Gefühl hat. Ich habe das süsse Bewustsein, daß ich aus meinen Einsamkeiten immer gestärkter im Guten zurückkam, und die mehresten Segen, welche ich für Andere stiftete, hat die Welt ihnen zu danken. Wie ich nun ienes Bewustsein mir immer zu erhalten suchen will, so soll die Welt auch noch immer mehr diesen Dank schuldig werden. Wie könnte ich an dem Guten, das ich schon gestiftet habe, genug haben? Dis streitet ia ganz und gar mit meinen allerersten Grundsätzen. Nein, wie ich meine eigentlichen Pflichten zu erfüllen fortfaren will, so lange ich kann, so will ich auch, so lange ich Kräfte, freiwillig nützlich zu werden, besitze, diese Kräfte dazu anwenden. Wenn ich dann freiwilliges Gutes, das von Beträchtlichkeit ist, vorhabe, will ich seintwegen recht ausdrücklich bei mir selbst einkehren, und da sorgfältig nachdenken, wie ich Alles einzurichten habe, daß es mir auch wirklich gelinge. Wo sollte ich dis Nachdenken vollkommener betreiben können, als da, wo mich nichts dabei stört? Ist dann mein Himmelsplan im Stillen angelegt, und finde ich es nöthig, ihn einem Freunde zu offenbaren, um seinen Rath zu vernehmen, so will ich mich wieder isoliren, um auch über den vernommenen Rath

nachzudenken. Es bedarf ia zu solchen Einkehren bei sich selbst nicht ganzer Tage; Viertelstunden sind oft dazu genug. Wie schön sind dergleichen Viertelstunden! Sie machen offenbar den lebenswerthesten Theil des Lebens aus; denn wenn auch die Tage des eigentlichen Wirkens für die Welt erst heilsam sind, so hätt's ia doch diese heilsamen Tage nicht gegeben, wenn iene Viertelstunden nicht vorangegangen wären. — Also — Einkehr bei mir selbst bleibe mir theuer und werth, weil sie von allen Seiten viel, sehr viel dazu beiträgt, daß ich meine menschliche Bestimmung immer vollkommener erfüllen möge.

Acht und zwanzigste Stunde.

Sinn für das Heil der Nachwelt.

Es gibt einen Generationenegoismus, wie es einen Individuenegoismus gibt. Wenn es in der Sprache des letzteren heisst — „gehts nur mir wohl, so mags Andern um mich her gehen, wie's will" — so heissts in der Sprache des ersteren — „gehts nur uns zusammen wohl, so mags unsern Nachkommen gehen, wie's will." Beide Sprachen sind häslich. Einzelner Lebender, sind denn die mit dir zugleich Lebenden nicht, was du bist — Wesen deinesgleichen? Solltest du ihnen nicht gönnen, was du dir gönnst? Ganze neben einander lebende Generation, ist die auf dich folgende Generation nicht Wesengesamtheit deinesgleichen? Solltest du ihr nicht gönnen, was du dir gönnst? Man kann mit Recht behaupten, daß die Sprache des Generationenegoismus noch häslicher sei, als die Sprache

des Individuenegoismus. Einzelne, die neben einander leben, können doch noch ihre Gerechtsame gegen einander zu behaupten versuchen; kann dis aber auch wohl die kommende Generation gegen die ietzige? Jene mus sich's ia ganz und gar gefallen lassen, wie diese sie gesetzt hat.

Um so ein schönerer Karakterzug ists dann aber auf der andern Seite auch, Sinn für das Heil der Nachwelt zu haben. Menschen schon in voraus lieben, die nach uns erst auftreten sollen, ist doch wohl eine ganz reine Liebe. Es ist Liebe, für die man nicht nur auf keinen Wiedervergelt rechnen kann, sondern für die man auch nicht einmal Dank mehr hört. Daher kam's dann auch, daß sich von ieher alle grosse Seelen durch ienen Sinn auszeichneten. Weit brachten sie es darin, wenn sie, in einem unglücklichen Zeitalter lebend, aber Aussichten vor sich habend, daß ein glücklicheres eintreten werde, sich darüber freuen konnten, daß, wenn sie selbst auch nicht die besseren Zeiten erlebten, der Nachwelt es doch wohlgehen werde. Noch weiter brachten sie es darin, wenn sie während des Zeitenelends, das sie drückte, sogar dazu beitrugen, daß die besseren für sie nicht erlebbaren Zeiten der Posterität zu Theile

werden möchten. Je mehr sie für ihre Person dabei aufopferten, desto grössere Menschen waren sie. Es ist entzückend, in dieser Hinsicht die Weltgeschichte zu lesen, und in ihr dergleichen grosse Menschen in Menge zu finden. Wer bei den Nachrichten von ihnen nicht Sinn für das Heil der Nachwelt, wenn er ihn nicht schon hat, noch lernen könnte, der müsse sich unter Menschen überhaupt nicht mehr zählen! Ich will mich iedoch iezt nur mit solchen Aeuserungen dieses Sinnes, welche man überall finden sollte, beschäftigen.

Alles Gute, das die Vorwelt hinterlies, mus auch der Nachwelt so viel, als möglich, erhalten werden. Wer nicht so denkt — er sei, wer er sei — was für ein unwürdiger Nachkomm ist er! Gefällt's denn ihm nicht wohl, daß die Vorfaren brav gegen ihn dachten? Will er schlechter gegen die Nachkommen denken, als die Vorfaren gegen ihn? Es ist ihm Pflicht, in die Fusstapfen der wackern Vorfaren zu treten — er sei blos Familienvater, oder gar Landesvater.

Wer blos Familienvater ist, der mus die günstige Lage, in die er sich bei seiner Geburt schon gesezt fand, auch seinen Abkömmlingen zu hinterlassen suchen. Er mus also z. B. seine ererbten

Kapitalien wohl verwalten, und darf nicht glauben, daß er dazu berufen sei, Wiederzerstreuer des Gesammelten zu werden. Er mus von Zeit zu Zeit sein ererbtes Haus ausbessern, und sich schämen, zu denken — „wenn's nur so lange steht, als du lebst; deine Nachkommen mögen zusehen, daß es ihnen nicht auf den Kopf falle." Er mus seine ererbten Aecker, Wiesen und Gärten im gehörigen Zustande erhalten, und die Schmach verabscheuen, von ihren künftigen Besitzern ein lüderlicher Oekonom genannt zu werden.

Wer die Ehre hat, Landesvater zu sein, der mus sich bestreben, das Heil, welches seine Vorweser in der Regirung für sein Volk hinterliessen, auch für die Nachwelt seines Volks aufzubewahren. Wenn er nicht Vorarbeiten für das Wohl des Landes gefunden hätte, sondern Alles erst selbst bearbeiten, anfangen und anlegen sollte, wie weit würde er damit kommen? So mus er auch nacharbeiten, und dadurch daurend zu machen suchen den Segen der gefundenen Vorarbeiten. Mit dem Schatze vollends, welchen er fand, verhält es sich noch weit anders, als mit dem Vermögen, das ein blosser Familienvater ererbte. Dieser Schatz gehört keineswegs ihm, sondern der Na-

tion; er darf also damit nicht schalten, wie er will, sondern mus ihn nur in Nothfällen für das Beste der Nation angreifen, die ihn durch rechtschaffene Entrichtung ihrer Abgaben eigentlich gesammelt hat.

Hieher, wenn von den Pflichten des Staats gegen die Nachwelt die Rede ist, gehört vorzüglich die Erhaltung aller gemeinnützigen öffentlichen Anstalten. Was wären wir doch in Hinsicht auf diese ohne die unvergesliche Fürsorge der Vorwelt? Wie schwer hält es aus vielen zufälligen Ursachen iezt oft, eine neue dergleichen zu Stande zu bringen! So mus man doch wenigstens das Geringere thun, und die schon vorgefundenen erhalten ... Hiermit kann das Recht vollkommen bestehen, welches der Staat hat, Anstalten, die die Vorwelt für nützlich hielt, die es aber nicht waren, eingehen zu lassen; denn die Nachwelt ist nicht verbunden, nachzuirren, wenn die Vorwelt vorgeirrt hat. Auch besteht das noch wichtigere Nachweltsrecht damit, sogar solche Anstalten eingehen zu lassen, welche in den Zeiten, in denen sie gestiftet wurden, zwar nützlich waren, aber es iezt nicht mehr sind; denn die Vorwelt ging ia bei ihrer Stiftung nur darauf aus, daß sie Nutzen stiften wollte.

Aber das Eigenthum solcher Anstalten mus schlechterdings wieder entweder zur Errichtung neuer iezt nützlichen öffentlichen Anstalten, oder doch zur Erhaltung schon existirender Anstalten der Art verwendet werden, und zwar aus demselben Grunde, weil die Vorwelt durch ihre reichliche Dotirung Nutzen stiften wollte. Zu einem künftigen Staatsraube, den Einzelne begehen sollten, bestimmte sie die Dotation doch wohl gewis nicht? .. Haben gemeinnützige öffentliche Anstalten Gebäude, wie z. B. der öffentliche Kultus, der Volksiugendunterricht, die Akademieen, die Humanitätsanstalten samt und sonders, so mus dafür gesorgt werden, daß sie sich immer in gutem Stande befinden; damit die Nachwelt nicht ohne Noth schwere Baue zu führen bekomme, deren man sie durch leichte Reparaturen zur gehörigen Zeit hätte überheben können. Ueber die Aerarien, Güter und Einkünfte solcher Anstalten müssen treue Verwalter angestellt werden, die auf das Möglichste dahin sehen, daß nichts davon verlohren gehe. Dis mus sich erstrecken bis auf blosse Stipendien und bis auf die kleinsten milden Stiftungen, die aus der Vorzeit herrühren, sobald sie noch das gemeine Wohl befördern. Und — da die gegen=

wärtige Generation manchen schönen Fortschritt vor der vorigen gemacht hat, so müssen alle noch gemeinnützige öffentliche Anstalten nicht blos für die folgende erhalten, sondern auch diesen Fortschritten gemäs noch vervollkommet werden. Der Geist des Zeitalters mus auch auf sie seine wohlthätigen Einflüsse haben, und die Nachkommen müssen sehen, daß die Vorfaren das Gute, welches sie schon vorfanden, ihnen noch besser zurückliessen.

Auch das Gute, welches blos die Natur in einem Lande gibt, mus der Nachwelt durch wakkern Landeshaushalt bewahrt werden. Hieher gehören z. B. die Waldungen. In unserer Himmelsgegend bedürfen wir nicht nur der Häuser, sondern auch der Oefen in den Häusern. Es mus immer genügliches Holz da sein zum Bauen und zum Heitzen. Die Nachkommen werden bauen und heitzen müssen, wie wir. Ein weiser Haushalt mit den Waldungen gehört also sehr zu den Pflichten der Staatsaufseher. Wenn sie all das Holz, das sie schlagen lassen, selbst hätten anpflanzen sollen, wie lang hätte ihr Leben sein müssen! Aber ihre Vorfaren liessen anpflanzen, und schonten das schon angepflanzte Holz; so müssen

auch sie Schonung des vorgefundenen Holzes beobachten, und ferner anpflanzen.

Noch war nur von Erhaltung des Guten, welches schon da ist, die Rede, und da verlangt der Sinn für die Nachwelt auch sogar, daß Niemand, der nützliche Erfindungen gemacht hat, oder sonst vorzüglichheilsame Erkentnisse besitzt, selbige mit in sein Grab nehme. Man kann es dem, der sichs sauer werden lies, dergleichen zu besitzen, zwar nachsehen, daß er sich selbst der Nächste zu sein glaubt, und sie, um davon zu leben, nicht öffentlich mittheilt; er wähle sich aber Einzelne, denen er sie anvertraut, oder lege sie auf seinen Todesfall schriftlich nider, damit sie den Nachkommen eben so nützen können, wie sie den Zeitgenossen durch ihn genützt haben!

Es ist iedoch nicht genug, daß nur Gutes, welches die Vorwelt hinterlies, so viel, als möglich, erhalten, und allenfals noch verbessert werde; es mus auch neues Gutes für die Nachwelt gestiftet werden. Der Gedanke — wenn er auch wahr wäre — „wir selbst haben ia wenig, oder nichts, mehr davon“ — mus keineswegs davon abhalten. Die Vorfaren haben auch in ähnlichen Fällen wenig, oder nichts, mehr davon gehabt,

und stifteten solch Gutes doch. Nur dann tritt man ganz in ihre edlen Fusstapfen, wenn man ebenso handelt. Sie pflanzten Fruchtbäume, deren Reichthum ihr erst iezt einsammelt, im Grunde mehr für euch, als für sich; so pflanzet auch Bäume an, deren Fruchtreichthum eigentlich die Nachkommen erst erndten! Sie baueten Häuser im Grunde mehr für euch, als für sich; so bauet auch ihr Häuser den Nachkommen! Sie machten Wüsteneien urbar im Grunde mehr für euch, als für sich; so machet noch existirende unfruchtbare Gegenden auch fruchtbar, und wenn die zweite folgende Generation erst den ganzen Vortheil davon hätte! Es gibt ia Anlagen zu Menschenwohl, welche durchaus nicht von einer und derselben Generation angefangen und auch vollendet werden können, sondern zu denen zwei Generationen gehören. Irgend eine mus sie also anfangen, damit die folgende sie vollenden könne. Lassen sich nun dergleichen machen, so fange sie die lebende Generation gleich an, wenn auch von ihrer Vollendung durch die zweite die dritte erst den vollen Nutzen zöge!

Von hieraus ergibt sich die Pflicht der Staatsaufseher, auch auf Stiftung solcher gemeinnützigen Anstalten und Einrichtungen bedacht zu sein,

an die die Vorwelt noch nicht dachte, wohl gar nicht denken konnte. O wie viel derselben lassen sich auf allen Seiten noch stiften! Man fange mit den allernothwendigsten und allerheilsamsten an; ausfinden wird man diese bald können, wenn man nur will. Fragt man — woher die Kosten dazu? woher der Fond für sie? — so antworte ich — „sind Anstalten und Stiftungen da, die entweder immer unnütz waren, oder doch durch die Zeit unnütz geworden sind, so lasse man diese eingehen, und wende ihre Fonds dazu an! Gibts dergleichen nicht, so dürfen die Regenten durch Freigebigkeit und Dotation nur vorgehen; unter den Reichen im Lande werden immer Einige sein, die ihnen bald darin nachfolgen. Für kinderlose Reiche, deren es zu allen Zeiten gibt, ist dis besonders Pflicht; ob sich auch gleich die Kinder habenden Ueberreichen nicht ganz davon ausschliessen sollen. „Mag der Fanatismus uralter Vorwelt immerhin die Ursache von vielen unnüzzen Stiftungen gewesen sein, soll uns denn die kaltblütige Vernunft ganz davon abhalten, zur Gründung neuer offenbar gemeinnütziger öffentlichen Anstalten beizutragen?

Allerdings mus Alles seine Grenzen haben, also auch die Liebe zur Nachwelt. Durchaus geht das Heil der Mitwelt dem Heile der Nachwelt vor; ienes also über dieses vernachlässigen, wäre arge Versündigung an den Zeitgenossen. Die Mitwelt ist ia schon da — die Nachwelt soll erst noch kommen; wer mithin wahrhaftig Menschenfreund ist, der benutzt doch wohl gleich die ersten und nächsten Gegenstände, welche sich seiner Menschenliebe darstellen. Wie? und wenn dann die Nachwelt auch wieder nur für ihre Nachwelt sorgen sollte, und diese wieder für die ihrige u. s. f., für wen würde dann am Ende gesorgt? .. Es ist also z. B. nicht recht, wenn Eltern bei der Disposition über ihren Nachlas mehr an ihre Ur-urenkel, die nach Jahrhunderten erst kommen sollen, und deren Ankunft noch sehr ungewis ist, als an ihre Kinder, denken, die schon da sind, und die sie zunächst glücklich machen sollen .. Es ist also ferner nicht recht, wenn man bei einem gemeinen Armeninstitut nur auf Sammlung grosser Kapitalien für die Armen künftiger Zeitalter bedacht ist, und darüber die gegenwärtigen Armen darben lässt. Wie iede Stadt für ihre Armen selbst sorgen soll, so soll auch iede Generation für ihre

Armen selbst sorgen, und wie auswärtige Arme nur verlangen können, so unterstützt zu werden, daß die einheimischen dabei nicht Noth leiden, so sollen auch die künftigen Armen in voraus nur so unterstützt werden, daß die ietzigen nicht dabei Noth leiden ... Es ist also ferner nicht recht, wenn die Holzschonung in einem Lande so übertrieben wird, daß die Zeitgenossen dabei frieren, und ihre Häuser einfallen lassen sollen ... Es ist also endlich nicht recht, wenn beinahe eine ganze Generation aufgeopfert wird, um den folgenden Geschlechtern bessere Zeiten zu verschaffen. Nicht nur ists noch die Frage, ob dergleichen Aufopferungen auch wirklich der Nachwelt die vermeinten besseren Zeiten bringen werden; sondern der oberste Weltregirer will auch dergleichen durch die äusserste Gewaltsamkeit erzwungene Fortschritte des Heils der Menschheit nicht.

Neun und zwanzigste Stunde.

Achtung für den gemeinen Mann.

Wenn auch gleich die, welche Deutsch sprechen, oft gar keinen Unterschied zwischen den Ausdrücken „gemeiner Mann" und „Pöbel" machen, so ist doch ein grosser Unterschied zwischen beiden. Gemeiner Mann — das heisst, ein Mensch, der äuserlich blos so bestellt ist, wie es die Mehresten sind, oder auch, so ein Mensch, dergleichen es in Ansehung seines Standes Millionen gibt. Pöbel aber — was heisst dis? Auswurf bedeutet es, desgleichen es bei allen Ständen gibt — nicht nur in den untersten, sondern auch in den mittleren, in den hohen, ia, in den allerhöchsten. Wie man Bauernpöbel hat, so hat man auch Kaufmannspöbel, und wie man adelichen Pöbel hat, so hat man auch Fürstenpöbel. Pöbel sind alle die, welche ihren Platz in der menschlichen Gesellschaft nicht nur nicht gehörig ausfüllen, sondern

wohl gar ganz leer lassen. In einem ie höheren Stande sie sich dann befinden, desto grösserer Pöbel sind sie.

Pöbel zeigt etwas Verachtungswürdiges an; das geringere Aeuserliche aber kann — sobald von Menschen, von vernünftigen und sittlichen Wesen, die Rede ist, nicht verachtungswürdig machen, sondern nur das geringere Innerliche. Wer beim geringeren Aeuserlichen grösseres Innerliches hat — wer beim grösseren Aeuserlichen geringeres Inneres hat — — für welchen von Beiden entscheidet die gesunde Vernunft und die Beherzigung des geselschaftlichen Wohls, daß er der Schätzbarere sei? Man müste in der That selbst zum Pöbel gehören, wenn man nicht gleich auch selbst die richtige Entscheidung geben könnte.

Den eigentlichen Pöbel will ich verachten in iedem Stande, wo ich ihn finde; ich will ihn um so mehr verachten, ie höher der Stand ist, in dem ich ihn finde. Den sogenannten Pöbel aber, den gemeinen Mann, blos als solchen, zü verachten, würde Undankbarkeit, Unmenschlichkeit, ia, sogar Unklugheit, sein.

In den untersten Ständen leben die mehresten Menschen; dis zeigt ia gleich, wie schon ge-

dacht, ihre Benennung — gemeine Leute — an. Wie unklug sogar ists also, sie zu verachten! Erweckt man dadurch nicht in ihnen erst die unangenehmsten Gefühle ihrer nidrigen Lage? Reitzt man sie nicht dadurch zum Neide, und bringt sie gegen sich auf? Und — was müssen hiervon die Erfolge sein? Der kleinste Erfolg davon ist doch gewis nur dis, daß sie sich dadurch berechtigt glauben, iede Hülfe ihrem Verächter zu versagen, die sie ihm in seinen Nothfällen leisten sollen, und oft allein nur leisten können. Schadenfroh sehen sie ihn dann leiden, und geben ihm sehr deutlich zu verstehen, daß es ihnen lieb sei, sich auf solche Weise ungestraft an ihm rächen zu können. Ein grösserer Erfolg davon aber ist schon dis, daß sie sich's verzeihen, darauf zu sinnen, auf alle mögliche Weise ihrem Verächter selbst Schaden zuzufügen. So hat er schlecht für seine Sicherheit gesorgt; denn wie will er auf allen Seiten gegen sie dabei auf seiner Hut sein können? Man hat iedoch auch den grössesten Erfolg davon erlebt, nehmlich den, daß sich das verachtete Volk in Masse gegen seine Verächter öffentlich aufmachte, und — wer gewann da? der Theil, auf dessen Seite die überwiegende Mehrheit der Fäuste war. Nie wären dergleichen

tragische Auftritte geschehen, wenn man den gemeinen Mann mehr in Ehren gehalten, und ihn nicht auf allen Seiten wie blosse Thiermenschen behandelt hätte. Lektionen der Art für die höheren Stände hat die Geschichte genug.

Die untersten Stände sind die Basis des Staats. Es wären gar keine höhere und mittlere Stände, wenn sie nicht wären. Wie, wenn es keine Heerde gäbe, kein Hirt da wäre, so wäre auch, wenns keine Kirchengemeine gäbe, kein Pastor da, und, wenns kein Volk gäbe, kein Volksregent da. Es wären keine Künstler, Kaufleute und Gelehrte da, weuns keine Handwerker gäbe, und es wären keine Handwerker da, wenns keine Taglöhner, keine Fruchtbauer, Viehzieher und Erzieler aller übrigen Naturprodukte gäbe. Wer macht die Fabrik- und Manufakturherren reich? Sinds nicht ihre vielen Arbeitsleute, welche, durch ihre dürftige Lage zum Fleisse aufgefordert, durch ihren Fleis ihnen den beträchtlichsten Gewinn in die Hände spielen? Wer setzt die Amtleute in den Stand, Erndte zu hal en und Wirthschaft zu führen? Ists nicht ihr zahlreiches Gesinde? Wer liefert das Meiste an den Staatsschatz ab? Ists nicht das Volk? Und — wenn das Vaterland durch tapfere

Heere beschützt werden mus, bestehen die Heere nicht größtentheils aus den Söhnen der untersten Stände? Wie? und man könnte diese Stände verachten, auf denen solchergestalt Alles beruhet?

Die untersten Stände sind die nothwendigsten. Die menschliche Gesellschaft kann die Gelehrten eher entbehren, als die Künstler; die menschliche Gesellschaft kann die Künstler eher entbehren, als die Professionisten; die menschliche Gesellschaft kann viele Professionisten eher entbehren, als die Bauern und Taglöhner. Was sollten auch die Vornehmen und Reichen wohl anfangen, wenn es nicht Menschen gäbe, und zwar so in Menge gäbe, daß sie noch dazu die Wahl unter ihnen haben, welche alle nidrige Arbeiten und Geschäfte für sie verrichteten, und sie von Kopf bis zu Füssen bekleideten? Wie unerträglich würde es ihnen vorkommen, wenn sie iene Arbeiten und Geschäfte selbst verrichten, sich überall selbst bedienen, und z. B. nur ihr Holz selbst klein machen, ihre Oefen im Winter selbst heitzen, ihre unreine Wäsche selbst wieder rein machen sollten, u. s. w.! Ihr blosser Machtspruch, daß sich das Holz selbst klein machen, der Ofen sich selbst heitzen, die unreine Wäsche sich selbst reinigen sollte, würde ihnen nicht aus der Noth

helfen; ihr Geld auch nicht, sobald nicht Leute da wären, die für Geld Holz hackten, einheizten und wüschen. Betrachtet man vollends die Zahl von Handwerkern, welche dazu erforderlich sind, wenn sie sich vom Kopf bis zu den Füssen auch nur ganz einfach bekleiden wollen, wie könnten sie es möglich machen, sich selbst zu bekleiden? Wie viel Handwerke müsten sie erlernen! wie lang müste ihr Leben sein, um sie zu erlernen! Die Sprache — „Handwerker sind einmal da, und wir haben Geld; so müssen sie froh sein, daß wir bei ihnen arbeiten lassen, und sie bezahlen" — ist eine verworfene Sprache. Wär's doch möglich, daß gegen den Undankbaren, der sie führen kann, alle für ihn Arbeitende gemeinschaftliche Sache machten, und sich beredeten, durchaus nicht für ihn zu arbeiten, bis er erst zeigte, daß er sie nach Würden schätzen lerne! O wie würde er von seinem Stolze zurückkehren, wenn er sähe, daß aus Geld weder Hut, noch Schuhe, würden, und daß, wenn er ia versuchte, Luidore statt Huts auf den Kopf, und statt der Schuhe unter die Fussohlen zu binden, die Füsse nicht fortwollten, und der Kopf schier eingedrückt würde!

Die untersten Stände sind, im Ganzen genommen, die arbeitsamsten. Man mus die Menschen in ihnen betrachten vom Morgen bis zum Abend, um sich von ihrer rastlosen nützlichen Thätigkeit eine Vorstellung zu machen. Diese Vorstellung steigt noch höher, wenn man erwägt, daß sie die wackere Thätigkeit iahraus iahrein und lebenslang treiben. Und endlich — was für Arbeiten haben sie? Sind es nicht die allerbeschwerlichsten? Arbeiten sie sich nicht oft im eigentlichen Verstande zu Tode? Sehr häufig sterben sie daher auch in ihren besten Jahren; statt daß man in den höheren Ständen oft weit länger leben könnte, als man wirklich lebt, wenn man nur wollte. Die Last ist zu drückend, welche auf sie gelegt ist; sie erliegen unter ihr frühzeitig, sehen dis voraus, und müssen sichs gefallen lassen, um nur, so lange sie leben, ihr Brodt zu haben. O wie verdienen sie doch die Achtung der höheren Stände! Wie sollte sich ieder offenbare Müssiggänger in diesen schämen, so oft ihm ein gemeiner Mann begegnet, und demüthig den Hut zuerst vor ihm abzieht!

Die untersten Stände haben noch oben darauf bei aller ihrer ausgezeichneten Arbeitsamkeit die wenigsten Lebensgenüsse. Nimmt man die Mis-

proportion zwischen ihren Arbeiten und Genüssen — wie unmenschlich sogar wäre es, sie zu verachten! Sie, die am meisten haben sollten, haben gerade am wenigsten. Man sehe auf der andern Seite viele vornehme und reiche Nichtsthuer an; ists nicht, als wären die Freuden der Welt nur für ihre Faullenzer da! Wie elend mus sich der gemeine Mann — besonders, wenn er, wie gewöhnlich der Fall ist, starke Familie hat — sogar auch bei Befridigung seiner ersten Bedürfnisse behelfen! Tritt vollends Theurung, oder Arbeitsmangel, ein, oder treten gar beide zugleich ein, so möchte er mit seinen Kindern schier halb verhungern, und nackend gehen. Befridigt er aber auch ia seine und der Seinigen Bedürfnisse, wo hat er Ergötzlichkeiten, um sich für seine schweren Arbeiten zu erquicken? Blos bestimmt ist er, Zuschauer zu sein, wenn sich die Hohen und Begüterten ergözzen, und mus sichs noch zur grossen Ehre anrechnen, wenn er die Erlaubnis erhält, es sein zu dürfen.

Dabei sind dann also auch die untersten Stände noch die genügsamsten. Wären sie dis nicht, wie viel mehr grobe Excesse würden vorfallen, als doch gewöhnlich nur wirklich vorfallen! Wo würde

ein Reicher seines Reichthums sicher sein? Wo würden die Vornehmeren sich belustigen, ohne Gefar zu laufen, Platz machen zu müssen? Der gemeine Mann aber begnügt sich, wie gedacht, gern daran, wenn er nur Zuschauer sein darf, und belustigt sich dann in Gedanken mit. Die Braven! Was bestimmt sie vorzüglich zu ihrer Genügsamkeit? Aechte Religiosität ists, welche leider in den höheren Ständen so häufig fehlt. Man hört sie selten über ihr Schicksal murren, weil sie sich aus Ergebung an Gott in dasselbe fügen.

Die Leute in den untersten Ständen sind endlich auch die verlassensten, sobald sie nicht mehr arbeiten können. Man möchte sagen — wehe ihnen, daß sie sehr alt werden sollten! Sie wünschen sichs daher auch gar nicht, und sterben gern an der Grenze der Greisesiahre. Werden sie aber zu ihrem Unglück hohe Greise, so leiden sie Noth. Zurückgelegt haben sie nichts, weil ihr Verdienst immer kaum zu ihrer und der Ihrigen Erhaltung zureichte. Ihre Kinder haben dann schon wieder Kinder, so, daß es ihnen eben so geht; da sie dann den Eltern wenig, oder gar nichts, abreichen können. Wird der gemeine Mann krank, so gehts ihm nicht besser, als im Alter, und wenn er

noch so iung ist. Arbeitsmangel in gesunden Tagen drückt ihn nicht so, wie Krankheit, in der er nicht nur kein Geld verdienen kann, sondern die ihm noch Geld kosten soll, das er doch nicht hat. Er geräth unter die Hände der Quacksalber, die ihm nicht helfen können, oder mus sich blos der Natur überlassen. Hilft ihm diese endlich nach langer Zeit, so ist er so arm, daß er, statt sich noch eine Zeitlang erholen zu können, mit seinen immer noch schwachen Kräften an seine schwere Arbeit schon wieder gehen mus, wodurch er oft in ein Recidif verfällt, das ihn wegraft.

Wie? und man könnte den gemeinen Mann verachten, blos darum, weil er dis ist? So wäre man selbst der verachtungswürdigste Mensch!

Dreissigste Stunde.

Allgemeine Aufklärung?

Wer der Volksaufklärung ganz entgegen sein kann, der führt entweder nichts Gutes im Schilde, oder hat über seine Sache nicht recht nachgedacht. Das ist wahr — ie einfältiger, unwissender und seelenstumpfer ein Mensch ist, desto eher und desto mehr lässt er sich misbrauchen. Man kann ihm Alles bieten, kann ihn in Furcht setzen, wie man will, und kann ihn zum Werkzeuge der Bosheit machen, wie man will. Wer also zu dergleichen Misbräuchen Anderer geneigt ist, von dem ists wohl zu erwarten, daß er es gern sehen werde, daß die mehresten Menschen einfältig, unwissend und seelenstumpf nicht nur wären, sondern auch blieben. Wer aber edler denkt, der erwäge doch, daß gerade die Einfältigen, die Unwissenden,

die Seelenstumpfen es sind, welche sich am allerwenigsten wohlgebrauchen, d. h. zum Guten gebrauchen, lassen. Sollte er also nicht wünschen, daß die mehresten Menschen nicht von dieser Art sein möchten? oder mit andern Worten — sollte er nicht, statt gegen die Volksaufklärung zu sein, vielmehr für sie sein?

Auf der andern Seite ists aber auch wahr, daß die Volksaufklärung nicht übertrieben werden müsse. Was sollen Menschen mit Kentnissen, die für ihre Fassungskraft zu hoch sind, oder die ihnen in ihrem Stande zu gar nichts nützen können? Was sollen sie mit Gefühlen, die mit ihrer Lebensart kontrastiren, oder die sie zur Betreibung ihres weltlichen Berufs nur ungeschickter und unaufgelegter machen? Diese Vorstellungen verdienen doch gewis eine ernsthafte Erwägung, und sollte nicht in solcher Hinsicht bei Errichtung mancher neueren Volksschulen, besonders der Landschulen und der Töchterschulen, gefehlt worden sein?

Man sei und eifere also ia zwar für allgemeine Aufklärung; man verstehe aber auch un=

ter ihr nur eine solche Aufklärung, wie sie Jeder braucht, und wie sie für ihn in seinem Stande passt! Die Aufklärung mus, wie Alles, Grade haben, und Jeder empfange sie in dem Grade, in welchem sie ihm nöthig und heilsam ist!

Dabei bleibt es aber dennoch wahr, daß es einen gewissen Grad von Aufklärung gebe, bis zu welchem Alle ohne Unterschied, von beiden Geschlechtern sowohl, als in allen Ständen, steigen sollten. Will man hierunter die allgemeine Aufklärung verstehen, so thue man es; was enthält diese aber alsdann? Ich denke sie mir folgendermassen — —

Jeder Mensch, er sei, wer er sei, ist doch Mensch, hat ausser seinem Sinnlichen noch etwas Höheres an sich, und ausser seiner Bestimmung zu irdischen Berufsarbeiten auch noch eine höhere Bestimmung, die darin besteht, daß er, das sittliche Wesen, auch sittlichgut werde. So sollte auch Jeder dahin gebracht werden, daß er Achtung für sich selbst bekäme, an sich Mehr,

als ein blos sinnliches Wesen, fände, und so nicht an grobsinnlichen Freüden und Genüssen auf ächtthierisch hinge. Ebenso sollte auch Jeder dahin gebracht werden, daß seine Pflichten ihm über Alles gingen, und daß er treue Erfüllung derselben für sein wahres Leben schätzte. Wer es für unmöglich hält, daß es so weit kommen könnte, der hat vermuthlich nur den philosophischen Vortrag in Gedanken; gibts nicht aber auch einen populären Vortrag? Wer sich auf Popularität versteht, der wird auch dem gemeinsten Menschen den so schwer scheinenden Begrif von seiner höheren Natur leicht deutlich machen können, und wird auch im Herzen desselben das moralische Gefühl, ohne es bei diesem Nahmen zu nennen, leicht erwekken können. Was für ein ganz anderer Schlag von Menschen würde das Volk hierdurch werden, als es gewöhnlich ist! Freilich ist es nicht genug, den Leuten ihre Pflichten blos wichtig und heilig zu machen; man mus sie ihnen auch lehren. Ein ausführlicher Unterricht über die Pflichten ist also das erste Erfordernis für Schulen und Kirchen — es mögen sein Knabenschulen, oder Mädgenschulen, Bauerschulen, oder

Bürgerschulen — es mögen sein Landkirchen, oder Stadtkirchen.

Eine solche allgemeine Aufklärung, von der nun die Rede ist, besteht ferner darin, daß Jeder glauben lerne, Alles gehe in der Welt natürlich zu. Ist es denn nicht wahr, daß Alles so zugeht? Wie viel tausend Dinge, welche die Vorwelt noch nicht erklären und begreifen konnte, können wir ietzt schon erklären und begreifen! So ist auch gewis alles Uebrige, welches noch nicht begriffen und erklärt ist, doch begreiflich und erklärbar. Wenn also Alles natürlich zugeht, warum sollen nicht Alle auch dis glauben lernen? Der entgegengesetzte Glaube heisst — Aberglaube, und welch eine Hyäne für die Menschheit ist er! Wie kommt der Mensch durch ihn um seinen gesunden Menschenverstand! Wie träge wird der Mensch durch ihn für Andere und für sich selbst! Wie wird der Mensch durch ihn um alle Ruhe bei seinen Lebensgenüssen gebracht! Den Aberglauben — den Glauben an Wunderwesen und an Hexerei aus der Welt! so kehren Vernunft, Thätigkeit und Frohsinn bei ihr ein, deren allgemeine Einkehr man doch wohl wünschen mus.

Mit allen offenbar schädlichen Vorurtheilen verhält es sich, wie mit dem Aberglauben; ieder Mensch sollte also auch von ihnen frei sein — der Schade, welchen sie anrichten, möge das Leben, oder die Gesundheit, oder die Berufsbetreibung, oder den Haushalt, oder die Kindererziehung, oder sonst etwas von Belang, betreffen. Mag die Ausrottung derselben immerhin nichts Leichtes sein; sollte sich denn nicht auch der gemeinste Mann am Ende dazu bequemen, so ein Vorurtheil fahren zu lassen, wenn man ihm das Unheil, welches dasselbe stiftet, recht deutlich aus einander setzte? In den Schulen mus dazu vorgearbeitet werden — auf den Kanzeln mus dazu nachgearbeitet werden — die Hauskalender müssen dazu benutzt werden — gute Volksbücher müssen dazu verfertigt, und von den Obrigkeiten unentgeldlich unter das Volk ausgetheilt werden.

Zu iener allgemeinen Aufklärung, die hier zur Sprache kommt, gehört also auch besonders, daß Jeder richtige Religionsbegriffe habe. Die Religion hat die unaussprechlichsten Einflüsse auf den Menschen; sie kann ihm das Beste ge-

ben, wenn er es noch nicht hat, und kann ihm das Beste nehmen, wenn er es schon hat. Was ist sein Bestes? **Herzensgüte und Herzensruhe** ists. Ich will zuförderst die Herzensgüte in Betracht nehmen. Die Religion kann verbessern und verbösern; es kommt darauf an, was für Begriffe sie von Gottesverehrung und Seligkeitserwerb gibt. Wer angewiesen wird, Gott durch Beobachtung äuserlicher Gebräuche und Cerimonien zu verehren, der beobachtet blos diese Cerimonien pünktlich, und bekümmert sich um Herzens- und Lebensgüte weiter nicht, oder doch nur beizu, wenn sich's gerade so fügt. Wer angewiesen wird, sein Heil in der künftigen Welt von einem fremden Verdienst zu erwarten, der braucht's ia mit Erwerbung eigenen Verdiensts gar nicht zu thun zu haben. Was für Menschen entstehen aus solchen Anweisungen?! Also — Jeder mus vielmehr angewiesen werden, die Gottheit nur durch güte Gesinnungen und Handlungen gehörig verehren zu können; Jeder mus angewiesen werden, sein Heil in der künftigen Welt nur von sich selbst, und von keinem Andern, zu erwarten. — — Mit der Herzensruhe stehts, wie

mit der Herzensgüte. Die Religion kann trösten und schrecken. Es kommt Alles darauf an, in was für einem Bilde sie die Gottheit hinstellt. Nimmt sie das Bild von einem Sultan, so erzeugt sie sklavische Furcht vor Gott; nimmt sie es aber von einem für das Wohl seiner Kinder ernstlich und zärtlich zugleich besorgten Vater, so erfüllt sie das Gemüth mit Vertrauen auf Gott in allen Lagen. In diesem Bilde die Gottheit zu denken mus Jeder angeleitet werden. Jeder mus zwar glauben, daß er ihr nur durch Heiligkeit gefallen könne, aber auch glauben, daß er ihr durch Besserung nach begangenen Fehlern von neuem gefalle. Jeder mus zwar anerkennen, daß sie züchtige, aber auch überzeugt sein, daß ihre Züchtigungen nur zu seinem Besten erfolgen.

Irgend einige Kentnis des menschlichen Körpers gehört auch zur allgemeinen Aufklärung. Sie dient dazu, daß Jeder seinen Körper gehörig würdige, vernünftig mit ihm umgehe, ihn wohl erhalte, und in Krankheitsfällen dem Arzte über seinen Zustand bessere Auskunft geben könne. — Was den Himmel betrift, so mus Je-

der wenigstens wissen, daß die Sterne insgesamt Welten sind, und mus von unserem Sonnensistem die ersten Begriffe haben. — Grosse geographische und historische Kentnisse braucht nicht Jeder zu besitzen. Ob er nach der Landkarte den Weg beschreiben kann, oder nicht, welchen man nehmen mus, um aus der Heimat nach Mexiko zu kommen; wenn er nur die Wege in seinem Vaterlande kennt, und von den Reichen und Ländern in Europa einige Wissenschaft hat. Ob Jeder von den Zeiten des Thurmbaus zu Babel an bis auf iezt die Geschichte der Menschheit zu erzählen weis, oder nicht; wenn er nur etwas von der vaterländischen Geschichte versteht, und besonders die Männer kennt, welche in der Vorzeit solch allgemeines Gute gestiftet haben, woran er noch Theil nimmt. Man bestand sonst sehr darauf, daß die alte biblische Geschichte in den Schulen getrieben würde; ich möchte aber wissen, wozu? Sie gehört ia im Grunde doch nur für Israeliten; nun, so mögen diese sie auch in ihren Schulen treiben. Für christliche Schulen eignet sie sich gar nicht. Sollte sie etwa der erhabenen Tugendbeispiele wegen, welche in ihr vorkommen, für diese gehören?

Es kommen auch schreckliche Lasterbeispiele in ihr vor; wozu sollen unsere Kinder die letzteren wissen? Es ist ia eine Hauptregel bei der Erziehung, daß man die Kinder vor Anblicken höchstunmoralischer Beispiele bewahre; wie? und so sollen sie dergleichen Beispiele gar in der Bibel erblicken? Uebrigens kommen gottlob auch erhabene Tugendbeispiele in der neueren profanen Geschichte vor; ists nicht besser, deutsche Kinder mit Beispielen der Art bekannt zu machen, welche Deurſche gaben?

Ich schliesse die Beschreibung einer allgemeinen Aufklärung damit, daß Jeder ohne Unterschied in unsern Gegenden und in unserem Zeitalter solle lesen, schreiben und rechnen können. Das ist freilich nicht nöthig, daß Jeder auch schön vorlesen und deklamiren könne; das Schöndeklamiren mag immerhin nur Einigen zum Vorzuge gelassen werden. So ists auch nicht nöthig, daß Jeder schön schreiben könne; es mag immerhin nur Einige geben, die Schönschreiber sind — wenn die Uebrigen nur so schreiben, daß Andere es lesen können. Rechenmeister sollen endlich auch nicht Alle werden — mit der Regel Detri können die Meisten ihre Rechenbahn

schliessen; so weit aber sollte es Jeder ohne Unterschied bringen. — Es gereicht einem Fürsten zur Ehre, wenn er es in seinem Lande durch Volks- Frei- und Armenschulen möglich macht, daß Jeder seiner Unterthanen lesen, schreiben und rechnen lernen könne; es mus dann aber auch dafür gesorgt werden, daß seine wohlgemeinten Absichten erreicht werden. Alle Eltern müssen streng angehalten werden, diese schönen Anstalten für ihre Kinder zu benutzen. Sonst wirds doch immer noch Taglöhner und Bauern geben, die nicht einmal in der Kirche mitsingen können, und Schultheissen und Schöppen, die den Schulmeister rufen lassen müssen, wenn ein obrigkeitliches Schreiben an sie kommt, und Bürger in Menge, die sich nicht über das Einmahleins verstiegen haben.

Ende des ersten Theils.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Phil.
Sintenis

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich,

Stunden des einsamen Nachdenkens im Schosse der schönen Natur

Bd.: 1

Leipzig (1810)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 3518 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273809-7